

KULTURMAGAZIN 2022

VEREIN DER GEPRÜFTEN WIENER FREMDENFÜHRER



WIEN
IM
WANDEL

24. 3. 2022 – 26. 6. 2022

Österreichische
Nationalbibliothek

DES KAISERS SCHÖNSTE TIERE

Bilder aus den
habsburgischen
Sammlungen



Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek
www.onb.ac.at

Sehr geehrte Leserinnen und Leser, liebe Kolleginnen und Kollegen,

1864 wurde das »k. k. Österreichische Museum für Kunst und Industrie« im Ballhaus der Wiener Hofburg eröffnet, im November 1871 erfolgte die Übersiedlung in das Gebäude am Stubenring, wo das heutige Museum für angewandte Kunst (MAK) nach wie vor mit seinen kunstgewerblichen Sammlungen beeindruckt.

Das erste Halbjahr 2022 wird im MAK von der Ausstellung »Josef Hoffmann. Fortschritt und Schönheit« dominiert, die das bemerkenswerte Schaffen des herausragenden Architekten und Designers präsentiert.

Mit der aktuellen Ausgabe unseres Kulturmagazins möchten wir die zum Teil radikalen Umbrüche zur Zeit dieses visionären Künstlers der Wiener Moderne beleuchten. Wien war in den Jahren 1870 bis 1930 eine Stadt im Wandel, der den Alltag der Menschen nachhaltig veränderte – und manche technischen Erfindungen der damaligen Zeit sind durchaus mit heutigen vergleichbar: Das Aufkommen der Telefonie vor rund 140 Jahren dürfte ebenso beeindruckend gewesen sein wie die modernen Kommunikationsmittel der Gegenwart. Der Flug des »Praterspatz« 1907 sowie später der »Etrich Taube« waren genauso revolutionär wie 2021 ein auf dem Mars fliegender Hubschrauber. Gibt es heute führerlose Transportsysteme, staunte man 1892 über das fast zwei Tonnen schwere Dampf-Automobil des Grafen Wilczek, mit dem dieser durch die Rotenturmstraße donnerte, ebenso wie über die Ende des 19. Jahrhunderts elektrifizierten Straßenbahnen.

Ich freue mich, Sie auf einen aufregenden Streifzug durch unsere Stadt um die Jahrhundertwende mitnehmen zu dürfen und wünsche Ihnen in Namen aller Autoren viel Freude beim Lesen,

herzlichst

Christa Bauer

Chefredakteurin und Präsidentin des Vereins der
geprüften Wiener Fremdenführer – Vienna Guide Service



© Fotostudio Semrad Wolkersdorf


austriaguides
staatlich geprüft

Impressum

Herausgeber: Verein der geprüften Wiener Fremdenführer – Vienna Guide Service
1010 Wien, Eschenbachgasse 11, Telefon: 01/587 36 33-66, E-Mail: office@guides-in-vienna.at

Für den Inhalt verantwortlich: Christa Bauer

Medieninhaber (Verleger): Verlag Wirl & Winter OG, 1150 Wien, Tautenhayngasse 21/3
www.verlagwirl.com, E-Mail: office@verlagwirl.com, Telefon: 01/786 37 81

Druck: Bernsteiner Media GmbH, Wien

Titelbild: Detailansicht der Postsparkasse, © WienTourismus/Christian Stemper

Die in den Artikeln vertretenen Ansichten sind jene der Autoren und müssen nicht unbedingt mit den Ansichten des Vereinsvorstands oder der Redaktion übereinstimmen.

Manche Bezeichnungen werden nur in der männlichen Form verwendet. Sie gelten sinngemäß auch in der weiblichen Form sowie für trans- und intergeschlechtliche Menschen. Im Sinne einer besseren Lesbarkeit haben wir auf Zusätze wie (m/w/d) und Gender-Gap verzichtet. Bezeichnungen wie »Christ« oder das grammatikalisch maskuline Wort »Mensch« verstehen wir als inklusive und geschlechtsneutral.

Begriffe, die zu Recht als herabwürdigend und/oder rassistisch gelten, sind nur im historischen Kontext, etwa bei Zitaten, angeführt.

Inhalt

Grußworte	6
Die Autoren dieses Magazins	12

Wien im Wandel

Einleitung	14
Politische Entwicklung	16
Judentum	20
Friedensbewegung	22
Hunger und Leid nach 1918	24
Siedlerbewegung	26
Emanzipation auf Leihbasis	28
Sexualität	30
Kathedralen des Konsums	32
Reisen	34
Sanatorien	36
Bildung	38
Die Wiener Salons	40
Verkehr zur Erde	42
Verkehr über der Erde	44
Zeitalter der Kommunikation	46
Rundfunk	48
Malerei und Bildhauerei	50
Architektur zwischen Gestern und Morgen	54
Neues Wohnen für eine neue Zeit	56
Fotografie	58
Musik	60
Varieté und Kabarett	64
Literatur	66
Kino	70

Anniversarium

950. Geburtstag: Agnes von Waiblingen	72
600 Jahre: ☉ Albrecht V. und Elisabeth v. Luxemb.	73
500 Jahre: Wr. Neustädter Blutgericht	74
500 Jahre: ☉ Ferdinand II. und Eleonore Gonzaga	75
400 Jahre: Wien wird Erzbistum	76
300 Jahre: Malefizspitzbubenhaus	77
300. Geburtstag: Leopold Auenbrugger	78
250. Geburtstag: Maria Theresia v. Neapel-Sizilien	79
250. Todestag: Gerard van Swieten	80
200. Geburtstag: Johann Gregor Mendel	81

Ausrufung der Republik am 12. November 1918



© Österreichische Nationalbibliothek

Bertha von Suttner, 1908



© Österreichische Nationalbibliothek

Karl Farkas und Fritz Grünbaum, 1926



Theatermuseum, Kunsthistorisches Museum Wien © KHM-Museumsverband

Theater in der Josefstadt



© Theater in der Josefstadt

Eugenie Schwarzwald



© Österreichische Nationalbibliothek

Franz Grillparzer



© Wien Museum, CC BY 4.0, Foto: Brigitt und Peter Kainz

Anniversarium

200 Jahre: Theater in der Josefstadt	82
200. Todestag: Albert von Sachsen-Teschen	83
150. Geburtstag: Anna von Bahr-Mildenburg	84
150. Geburtstag: Eugenie Schwarzwald	85
150. Geburtstag: Wilhelm Miklas	86
150. Geburtstag: Hugo Bettauer	87
150. Geburtstag: Alexander Roda Roda	88
150 Jahre: Universität für Bodenkultur	89
150 Jahre: ZAMG auf der Hohen Warte	90
150 Jahre: Palais Ephrussi	91
150. Todestag: Jakob Alt	92
150. Todestag: Franz Grillparzer	93
150. Todestag: Erzherzogin Sophie	94
100. Geburtstag: Gerhard Bronner, Georg Kreisler ...	95
100. Geburtstag: Walther Reyer	96
100. Geburtstag: Otto Tausig	97
100. Geburtstag: Oskar Werner	98
100. Geburtstag: Rudi Gernreich	99
100 Jahre: Genfer Protokolle	100
100 Jahre: Eröffnung des Krematoriums	101
100. Todestag: Carl Michael Ziehrer	102
100. Todestag: Kaiser Karl I.	103
100. Todestag: Johann Graf Wilczek	104
75. Geburtstag: Franz West	105
75 Jahre: Verbotsgesetz	106
75 Jahre: Österreichische Bundeshymne	107

Rundschau

Österreichische Nationalbibliothek	108
Dorotheum	110
Sigmund Freud Museum	112
Heeresgeschichtliches Museum	113
MAK	114
Gemäldegalerie	115
Esterhazy	116
Burg Liechtenstein	116

Internes

Mitgliederliste	117
Redaktionelles Team	122

KUNST
HISTORISCHES
MUSEUM
WIEN



Iron Men

MODE IN STAHL

29. MÄRZ BIS 26. JUNI 2022
WWW.KHM.AT

KUNST
HISTORISCHES
MUSEUM
WIEN



Künstler im Wettstreit

20. SEPTEMBER 2022
BIS 8. JÄNNER 2023
WWW.KHM.AT

Kulturhauptstadt Wien

Wien ist Kulturhauptstadt. Nicht nur was die Zahl der hier lebenden und schaffenden Künstlerinnen und Künstler betrifft, sondern auch hinsichtlich der Vielfalt des Angebotes: Von der Staatsoper bis zum Raimundtheater, das nach der Sanierung und Modernisierung nun wieder Top-Musicals spielt; vom Impulstanz- bis zum Kabarettfestival; von den »klassischen« Konzerten bis hin zum Donauinselfest – in Wien kommen alle Geschmäcker und Interessen auf ihre Rechnung. Und darauf bin ich als Wiener Bürgermeister stolz.

Ehrlicherweise muss aber gesagt werden, dass Wien auch schon früher Kulturwelthauptstadt war – und da meine ich nicht nur die »Wiener Klassik« mit Mozart, Haydn und Beethoven, sondern ganz besonders auch jene Epoche, die wir als »Wiener Moderne« bezeichnen. Denn Wien um 1900 war nicht nur künstlerisch, sondern in vielen Bereichen – wie wir heute sagen würden – »best practice«, also vorbildlich.

Das »moderne« Wien war ein kulturelles Biotop: Schriftsteller wie Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Karl Kraus oder der Schöpfer von »Bambi« und »Josefine Mutzenbacher« – Felix Salten – schrieben sich damals in den Literatur-Olymp. Bildkünstler wie die Secessionisten rund um Gustav Klimt oder die Mitglieder des Hagenbunds – wo etwa auch Egon Schiele ausstellte – revolutionierten die Malerei.

Das Wien der »Moderne« war aber auch auf dem Gebiet der Wissenschaften ein »Turbo«: Und dabei denke ich zu allererst natürlich an den Erfinder der Psychoanalyse, Sigmund Freud. Ihm ist es zu verdanken, dass Wien heute – mit dem renovierten und erweiterten Freud Museum in der Berggasse 19 – als »Hauptstadt der Psychoanalyse« gilt.

Übrigens: Auch Albert Einstein, der Erfinder der Relativitätstheorie, hat in der Kultur- und Wissenschaftshauptstadt Wien einen Vortrag gehalten – und zwar am 13. Jänner 1921 auf Einladung der Urania im natürlich damals heillos ausverkauften Konzerthaus.

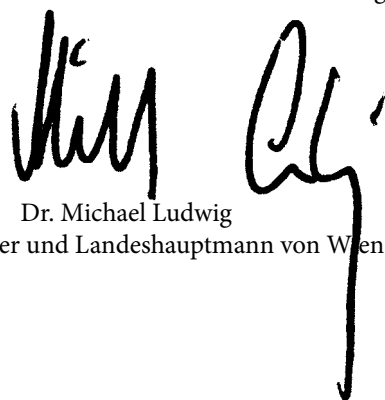
Schließlich war Wien in der Epoche der Ersten Republik auch auf (kommunal) politischem Gebiet bahnbrechend: Wir sprechen von der relativ kurzen, aber umso gehaltvolleren Zeit des »Roten Wien« – das bekanntlich durch zwei Faschismen brutal zerstört wurde.

Im »Roten Wien« haben Politiker wie Bürgermeister Karl Seitz, Finanzstadtrat Hugo Breitner oder der Wiener »Schulpapst« Otto Glöckel die durch Weltkrieg, Armut und Krankheit (»Spanische Grippe«) teilweise verelendete Gesellschaft ein Stück weit in die Zukunft geführt.

Nachhaltigstes Beispiel: das »leistbare Wohnen«. In einem politischen und städtebaulichen Bravourakt wurden Gemeindebauten – von »Superblocks« bis zu Gartensiedlungen – geschaffen, die nicht nur in puncto Qualität des Wohnens, sondern auch durch die neu entstandenen Grünbereiche zukunftsweisend waren.

Im Prinzip geht es auch heute noch um die damaligen Ziele: So muss das Wohnen auch in unseren neuen, hypermodernen Stadtvierteln – von der Seestadt Aspern bis zum Sonnwendviertel – leistbar und qualitativ hochwertig sein. Ein Stück Zukunft in unserer urbanen Gegenwart.

Mit anderen Worten: Wer solche »Ahnen« wie die Genies der »Wiener Moderne« hat, verfügt über eine geistige Tradition, auf der man auch Generationen danach aufbauen kann. Und die man weiterentwickeln kann in Richtung einer potenziellen »Vollendung«.



Dr. Michael Ludwig
Bürgermeister und Landeshauptmann von Wien



Foto: © Stadt Wien/PIID, Fotograf Kömigshofer

Wichtige Botschafter der Gastfreundschaft

Gerade in diesen schweren Zeiten sind unsere Fremdenführer ein starker Eckpfeiler im touristischen Angebot. Kaum jemand ist so nah an unseren Gästen und kann so unmittelbar die schönen Seiten, aber auch die versteckten Kleinode Wiens vermitteln, wie die Guides. Was unsere Gäste zudem goutieren, ist das hochwertige touristische Angebot und die bestechende Qualität der Dienstleistung in Wien. Auch dafür stehen unsere Fremdenführer. Wiens Fremdenführer beweisen tagtäglich ihre hohe Kompetenz und hervorragende Ausbildung. Beeindruckend ist auch die Fülle des Angebots mit hunderten Themenführungen in fast allen Sprachen der Welt.

Vor allem der Städtetourismus ist leider von der Pandemie noch immer stark betroffen. Das gilt besonders für internationale Metropolen wie Wien. Dennoch: Gemeinsam werden wir diese Krise überstehen. Dann werden auch die internationalen Gäste wieder in gewohntem Maß nach Wien kommen. Denn Wien ist mit seiner Kultur, seinem Flair und auch seiner hohen Qualität der Gastfreundschaft unvergleichlich. Und die Fremdenführer sind dafür wichtige Botschafter.

Herzlichen Dank an unsere Fremdenführer für ihr ungebrochenes Engagement, das in Zukunft noch wichtiger sein wird!

DI Walter Ruck
Präsident der Wirtschaftskammer Wien



© Christian Skainik/WKW

A...kademie der bildenden Künste Wien
Kunstsammlungen

Neupräsentation
ab April
2022

Akademie der bildenden Künste Wien
Gemäldegalerie
Schillerplatz 3, 1010 Wien
www.akbild.ac.at/kunstsammlungen

Liebe Fremdenführerinnen und Fremdenführer!

Wien – eine Stadt im Wandel: Der Titel des aktuellen Kulturmagazins könnte, auch wenn er auf die Ereignisse des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts referenziert, nicht besser auf das aktuelle Geschehen zutreffen. In die Tiefe gehende, teils disruptive Veränderungen in Politik, Kultur oder Technik brachten nicht nur damals einschneidende Änderungen für den Alltag der Menschen mit sich. Auch die vergangenen beiden Jahre der Pandemie haben uns vor große, in Bezug auf den Tourismus sogar existenzbedrohende Herausforderungen gestellt, deren Auswirkungen uns wohl noch einige Jahre begleiten werden. Deren Bandbreite könnte nicht größer sein und reicht von veränderten Rahmenbedingungen auf dem Arbeitsmarkt bis hin zu einem dem Social Distancing geschuldeten Technologiesprung. Wiens Fremdenführer zählen ebenso zu den unmittelbar Betroffenen, wurde ihnen von einem Moment auf den anderen ihre Existenzgrundlage entzogen, bis der Tourismus langsam wieder Fahrt aufnahm.

Im vor uns liegenden postpandemischen Zeitalter werden wir erst schrittweise erkennen, welche bleibenden Veränderungen die Pandemie für Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur mit sich bringt. Fest steht, dass es auch in Zukunft fundierte Kenntnis im Vermitteln jüngerer wie älterer Geschichte braucht und die Fähigkeit, lehrreiche Ableitungen aus Geschehenem zu ziehen, um der Zukunft besser gewappnet zu begegnen. Ich kann mir dafür niemand Geeigneteren vorstellen als die geprüften Wiener Fremdenführer – die Welt braucht Ihre Dienste heute mehr denn je!

Mit kollegialen Grüßen, Ihr

Norbert Kettner
Direktor WienTourismus



© WienTourismus/Peter Figaud



this lady
is waiting
for you!

TIPP: Führung „Über
den Dächern Wiens“



naturhistorisches
museum wien
www.nhm-wien.ac.at

Kulturgeschichten.WIEN

DAS MAGAZIN AUS WIEN: GESCHICHTE – STADTTEILE – GEBÄUDE – PERSÖNLICHKEITEN

»Kulturgeschichten.WIEN« ist das Schwestermagazin des Kulturmagazins der Wiener Fremdenführer.

Die Geschichten

werden von Wiener Fremdenführern in Form von meist doppelseitigen Artikeln erzählt. *Wer könnte Geschichten über Wien besser erzählen, als jene, die das Tag für Tag tun?*

Die Themen

Jede Ausgabe widmet sich einem Hauptthema, das aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet wird.

Die Themen 2022

1. Kaiserin Elisabeth
2. Theater, Theater!
3. K. u. k. Hoflieferanten
4. Kaiser Karl

Ein Stück Wien

Unser Magazin wird in Wien getextet, gestaltet, gesetzt und auch gedruckt. In Wiener Schriftfamilien, auf österreichischem Papier. Wir sind davon überzeugt, dass man das alles spürt, wenn man ein Heft in Händen hält. *Ein Stück Wien sozusagen.*

Erscheinungsweise

Das Magazin erscheint vierteljährlich. Die Ausgaben können als Jahres-Abo bezogen werden. Einzelhefte sind im gut sortierten Fachhandel und auf der Website erhältlich.

Analog statt digital

Kulturgeschichten.WIEN ist ein reines Printprodukt – keine Selbstverständlichkeit in diesen Zeiten. Es setzt ganz bewusst einen Kontrapunkt zum schnelllebig Digitalen: Nicht aus aller Welt abrufbar, sondern etwas ganz Lokales, das man gerne in die Hand nimmt und das Bestand hat.

Gedruckt

Papier, Design, Satz, Schrift – wir gestalten ein Leseerlebnis, das ein Bildschirm einfach nicht bieten kann.

www.kulturgeschichten.wien



Veränderung liegt in den Genen Wiens

Wahrscheinlich keine andere Stadt der Welt versteht es wie unsere, die Moderne zu begrüßen und dennoch auch das Alte zu bewahren: Die Zahl der in der Stadt zugelassenen Elektroautos steigt stetig, dennoch erfreuen sich auch die Fiaker noch immer hoher Beliebtheit – nicht nur bei den Gästen, sondern auch bei den Wienerinnen und Wienern selbst. Wien verbindet moderne Architektur mit klassischer Baukunst, ist auf dem Sektor zeitgenössischer Kunst führend und dennoch stolz auf die kulturellen Werke der Vergangenheit. Wien lebt und zelebriert Veränderung.

Die Wiener Fremdenführerinnen und Fremdenführer haben es sich zur Aufgabe gemacht, diese Veränderungen der Stadt sichtbar zu machen: Sie führen durch das vergangene Wien und gleichzeitig durch eine der modernsten Städte Europas. Sie lassen die Gäste der Stadt – genauso wie ihre Bewohner – teilhaben an der abwechslungsreichen Entwicklung unserer Heimatstadt im Laufe der letzten Jahrhunderte. Und sie zeigen genauso auf, wohin sich die Stadt in der Zukunft bewegen könnte, was bald realisiert wird und was noch weiter in der Zukunft liegt.

Zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt die Gegenwart, die gerade jetzt von großen Veränderungen geprägt ist. Unser aller Leben wurde auf den Kopf gestellt, vieles hat sich – teils dramatisch – verändert. In solchen Zeiten ist es wichtig, zu sehen, dass Veränderungen normal sind, immer schon stattgefunden haben und uns auch künftig begleiten werden. Deshalb bin ich dankbar, dass uns die Guides immer wieder vor Augen führen, dass das Leben ein Wandel ist. Und dass man sich davor nicht zu fürchten braucht.

Herzlich,
Markus Griefßler

Obmann der Sparte Tourismus und Freizeitwirtschaft der Wirtschaftskammer Wien



© WKW/Tourismus/Fotograf Weinwurm

Wien à la carte!

WIENER LINIEN
Die Stadt gehört dir.



Vienna City Card online bestellen!

- Vienna City Card – die offizielle City Card
- Für alle öffentlichen Verkehrsmittel in Wien
- Mehr als 210 Vorteile und Vergünstigungen
- 24 h: € 17,00 / 48 h: € 25,00 / 72 h: € 29,00
(pro Ticket fährt ein Kind bis 15 Jahre gratis mit)

- Erhältlich bei allen Wiener Linien Ticketstellen, Tourist-Infos, online auf shop.wienerlinien.at und über die [WienMobil App](#)



Mag. Martina Autengruber

Studium der Kunstgeschichte und Archäologie an der Universität Wien und seit 1994 geprüfte Fremdenführerin. Langjährige Tätigkeit in der Kunstversicherungsbranche und in der Erwachsenenbildung.



Mag. Carles Batlle i Enrich

Geboren 1963 in Barcelona, seit 1983 in Österreich. Studium der romanischen Philologie. Sprachlehrer für Katalanisch und Spanisch in der Erwachsenenbildung an mehreren Instituten. Lektor an der Universität Wien seit 1992. Fremdenführer seit 2001. In der Fremdenführerausbildung tätig.



Christa Bauer

Seit 2002 als begeisterte Fremdenführerin tätig, darüber hinaus in der Fremdenführerausbildung. Zahlreiche erfolgreiche Publikationen. Seit 2008 im Vorstand des Vereins der geprüften Wiener Fremdenführer. Chefredakteurin des Magazins Kulturgeschichten. WIEN



Elisabeth Beranek

Mit dem Virus für das Interesse an Geschichte, Kunstgeschichte und Kultur wurde sie bereits während ihrer Grundschulzeit angesteckt. Seit 2009 staatlich geprüfte Fremdenführerin. Seit 2013 Autorin im »Kulturmagazin« der Wiener Fremdenführer.



Christine Colella

Geboren in Mödling. Kaufmännische Ausbildung, Auslandsaufenthalte in Italien und England. Bürotätigkeit bei den Vereinten Nationen (UNIDO). Seit 1999 Ausübung des Fremdenführergewerbes.



Clemens Coudenhove-Kalergi

Geboren 1970 in Wien, über 20 Jahre als Journalist für unterschiedliche Fachverlage tätig. Seit Juli 2020 begeisterter Fremdenführer in Wien. Mit Hang zu Musik, Architektur und zur Geschichte des 19. Jahrhunderts.



DDr. Anna Ehrlich

Promovierte Historikerin und Juristin, ist seit 1967 als Fremdenführerin tätig. Ehrenmedaille der Stadt Wien in Bronze. Sie bietet unter dem Namen »Wien für kluge Leute – Wienführung DDr. Anna Ehrlich« sowohl spannende Stadtspaziergänge als auch Bücher über Österreichs Vergangenheit an.



Regina Engelmann

Wohnhaft in Klosterneuburg, seit 1999 als Fremdenführerin tätig. Beweggründe, Fremdenführerin zu sein, sind die Freude an der Begegnung mit Menschen und die Möglichkeit, die Schönheiten von Wien mit aktuellen und historischen Bezügen zu vermitteln. Seit 2007 im Vorstand des Vereins der geprüften Wiener Fremdenführer.



Mag. Dr. Hedy Fohringer

Geboren in Wien, aufgewachsen in NÖ, abgeschlossenes Romanistik- und Geschichtstudium an der Universität Wien. Trainerin am Wifi St. Pölten des Fremdenführerlehrgangs; seit 1992 als staatlich geprüfte Fremdenführerin tätig.



Patricia Grabmayr

studierte Geschichte und Französisch in Wien. Auf Umwegen (Familie mit vier Kindern, eigenes Unternehmen) kam sie zu ihrer Erfüllung und ist seit knapp einem Jahrzehnt mit Begeisterung Fremdenführerin.



Mag. Beate Graf

Studium der Kunstgeschichte an der Universität Wien, Kunstvermittlung bei NÖ Landesausstellungen, ab 1989 Reiseleiterin für Kunstreisen in Europa, seit 2000 staatlich geprüfte Fremdenführerin für Deutsch und Italienisch.



Alexander Groh

1970 in Wien geboren, Matura an der Theresianischen Akademie in Wien, Studien der Politikwissenschaft, der Skandinavistik und der Finno-Ugristik an der Universität Wien und der Umeå universitet in Schweden. Tätig als Sprachdienstleister, zertifizierter Erwachsenenbildner und staatlich geprüfter Fremdenführer.



Herta Hawelka

Geboren in Wien, aufgewachsen im Kaffeehaus. Langjährige Tätigkeit an der Brasilianischen Botschaft in Wien. Sechs Jahre im Einsatz als Kaffeeseiederin. Fremdenführerin mit folgenden Schwerpunkten: Kaffeehaus, Süßes Wien, Musik und historische Persönlichkeiten.



Rita Heinzle

Geboren in Vorarlberg, hat sie nach jahrelanger Managementtätigkeit in der Telekommunikationsbranche vor zehn Jahren ihre Liebe zum Reiseleiten in ferne Länder entdeckt. Als staatlich geprüfter Austria Guide führt sie nun auch mit großer Leidenschaft Gäste durch ihre Wahlheimat Wien, für sie die schönste Stadt der Welt.



Mag. G. Maria Husa

Studium mehrerer Fachrichtungen an der Universität Wien. Seit über 30 Jahren im Tourismus tätig, zunächst bei namhaften Studienreiseveranstaltern (Marketing, Reisekonzeption und Reiseleiterin). Seit 20 Jahren begeisterte selbstständige Fremdenführerin. Kursleiterin (Reiseleiterkurs) und Trainerin in diversen Fremdenführerkursen.



Marco Iljic

Aufgewachsen in Slawonien und Wien, Geografie-Studium an der Universität Wien, langjährige Tätigkeit in der Gemeinwesenarbeit. Seit 2019 als Austria Guide tätig. Gründungsmitglied der Austria Guides For Future. Große Freude an Verknüpfung aktueller Ereignisse mit Themen aus der reichhaltigen Geschichte Wiens.



Mag. Marie-Sophie Iontcheva

Jusstudium sowie Ägyptologie und Kunstgeschichte an der Uni Wien und Wiener Fremdenführerin. Seit 1998 im Tourismus tätig, auch bei der Agentur für Themenspaziergänge »Wienführung – Wien für kluge Leute«, deren Juniorchefin sie mittlerweile ist.



Patrizia Kindl

Studium Germanistik und Kunstgeschichte an der Uni Wien; Deutschpädagogin und Bildungsberaterin an einer amerikanischen Schule; seit vielen Jahren Mitarbeiterin von Schloss Schönbrunn; geprüfte Fremdenführerin seit 2004.



Mag. Cristina-Estera Klein

hat Publizistik, Romanistik und Geschichte an der Universität Wien studiert. Seit 2019 als Guide tätig, führt sie besonders gerne durch die Wiener Museen, in der Stadt zu politischen Kulturen, Frauengeschichte und Kunst im öffentlichen Raum, sowie mit als Mitglied der Austria Guides For Future zu Klimaschutzthemen.



Brigitte Klima

Waschechte Wienerin, war Flugbegleiterin und Wirtin eines Szenelokals mit klassischer Musik. Seit 1997 begeisterte Fremdenführerin mit Schwerpunkt Musik in Wien, Jüdisches Wien und Wien 1900.



MMag. Friedrike Kraus

Studium der Geschichte und der Kunstgeschichte. Fremdenführerin seit 2007. Schwerpunkte: Geschichte Wiens, Frauengeschichte, Erste Republik.



Uta Minnich

»Ich liebe meine Heimatstadt Wien, in der ich zwar nicht aufgewachsen bin, mich aber jedes Mal freue, sie meinen Gästen zeigen zu können! Die Fremdenführer-Gewerbeprüfung war wie der Abschluss meines Geschichtsstudiums, das ich wegen meiner drei Kinder »unterbrochen« habe.« Seit 1994 Fremdenführerin.



Mag. Marius Pasetti

Studium Theaterwissenschaft und Geschichte, Befähigungsprüfung Fremdenführer. Lebt und arbeitet als freier Dramaturg, Regisseur und Fremdenführer in Wien.



Mag. Martina Peschek

Geboren in Wien. Gesangsstudium sowie Studium der Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte. In der Kunstvermittlung tätig. Seit 2013 begeisterte Fremdenführerin.



Annelie Pichler

Die geborene Wienerin zog es schon während ihres Geschichtsstudiums ins Ausland. Nach Jahren in Kanada und Belgien arbeitete sie als TV-Journalistin und PR-Beraterin in Wien. Mit großer Freude konzentriert sie sich nun wieder auf Geschichte(n), mit immer wieder neuen Themenführungen in und rund um Wien.



Renate Piffel

Geboren in Wien, kaufmännische Ausbildung, über 30 Jahre im Verlagswesen tätig, bis 2002 Leiterin eines der ältesten wissenschaftlichen Verlage im deutschsprachigen Raum. Danach Berufsabschluss zur Fremdenführerin. Schreibt regelmäßig Beiträge für das »Kulturmagazin« der Wiener Fremdenführer und die »Kulturgeschichten«.



Mag. Gabriele Röder

Geboren in Wien, Studium der Kunstgeschichte und Archäologie, Ausbildung zur Restauratorin für Glas und Keramik. Die Beschäftigung im Belvedere und im Leopold Museum, die jahrelange Leitung von Studienreisen und nun seit Kurzem die Tätigkeit als Fremdenführerin führen immer wieder zum »Schwerpunkt Kunstgeschichte«.



Dr. Walpurga Santi-Pfann

Studium der Zeitungswissenschaft und Kunstgeschichte. Viele Jahre lang in Pressearbeit und Public Relations engagiert. Seit 1998 mit gleicher Begeisterung als Fremdenführerin und Reiseleiterin tätig. Schwerpunkte: Kunstgeschichte, Geschichte, Italien.



Dr. Elisabeth Scherhak

Geboren in Wien, Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Wien, langjährige Tätigkeit in der Erwachsenenbildung. Staatlich geprüfte Fremdenführerin.



Dr. Klaus-Dieter Schmidt

Geboren 1942 in Wien, Studium der Rechtswissenschaften in Wien. Ab 1968 35 Jahre als Firmenjurist für eine internationale Computerfirma in Wien und London tätig. Seit 2005 staatlich geprüfter Fremdenführer. Von 2007 bis 2017 im Vorstand des Vereins der geprüften Wiener Fremdenführer.



Ursula Schwarz

»Ich liebe das Leben, den Sinn und das Sinnliche. Ich liebe die Geheimnisse, die hinter den Dingen stehen. Ich liebe das Theater, das das Spiel des Lebens spielt. Und meine Führungen sind eine Inszenierung der Stadt.«



Mag. Christine Stabel

Geboren 1955 in Frankfurt am Main, seit 1977 in Wien, Studium Soziologie/Wirtschaftswissenschaften, seit 1987 Fremdenführerin in Wien, Unternehmensberaterin, Trainerin in der Erwachsenenbildung, zertifizierter Wedding Planner.



Mag. Astrid Stangl

Geboren in Wien. Studium der Theater-, Film und Medienwissenschaft, sowie Skandinavistik in Wien und Umeå/Schweden. Seit 2012 Fremdenführerin, die es liebt, bei ihren Zuhörern Begeisterung zu wecken und selbst immer wieder Neues zu erfahren.



Alexandra Stolba

Nach der Matura Fremdenverkehrscolleg Modul Wien, langjährige Tätigkeit im Tourismus und Veranstaltungsbereich, »Hobbystudium« Geschichte/Kunstgeschichte, seit 1997 staatlich geprüfte Fremdenführerin, Mitglied im Verein der Wiener Spaziergänge.



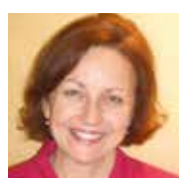
Valerie Strassberg

studierte Theaterwissenschaft, ist Schauspielerin und arbeitet seit 2008 als Fremdenführerin. Wien ist immer noch die Stadt ihrer Träume. Zu sehen, wie sich die Stadt ständig wandelt und dabei aus ihrer Vergangenheit schöpft, ist ihre große Freude. Die Grantler mit 'm Schmah packen, ihre Philosophie.



Komm.Rat Johann Szegő

Geboren 1936 in Budapest, seit 1956 in Österreich, seit 1967 Fremdenführer, von 1975 bis 2007 Präsident des Vereins der geprüften Wiener Fremdenführer (seit 2007 Ehrenpräsident), seit mehr als 30 Jahren in der Fremdenführerausbildung tätig. 1986: Silbernes Ehrenzeichen der Stadt Wien; zahlreiche Publikationen.



Dr. Christine Triebnig-Löffler

Geboren 1960, Studium der Geografie und Geophysik an der Universität Graz. Befähigungsprüfung zur Fremdenführerin 2004, seither mit Freude Brückenbauerin zwischen Gast und kultureller Vielfalt vor Ort.



Mag. Katharina Trost

Geborene Wienerin, seit über 15 Jahren Fremdenführerin. In einer amüsanten Kombination aus Geschichte und G'schichtln zeigt die studierte Historikerin Gästen ihre Geburtsstadt. Besonders gerne geht sie mit Kindern auf Entdeckungsreise.



Mag. Magdalena Vit

Aufgewachsen in NÖ. Nach dem Studium der Kultur- und Sozialanthropologie seit 2008 leidenschaftliche Fremdenführerin. Gästen aus der ganzen Welt die Schätze und Besonderheiten unseres Landes zu zeigen, heißt auch, dabei oft selbst die Lernende und Besenkte zu sein.



Mag. Lisa Zeiler

Studium der Anglistik und der Kunstgeschichte in Wien und Toronto. Seit 2001 als Fremdenführerin in Wien tätig. Österreichs Vertreterin in der European Federation of Tourist Guide Associations (www.feg-touristguides.org).



Mag. Karl Zillinger

Geboren in Wien, Theresianische Militärakademie, Oberleutnant der Reserve, Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Romanistik in Wien. Seit 1997 Organisation und Reiseleitung von Studienreisen in Österreich und Europa, seit 2001 staatlich geprüfter Fremdenführer.

Die Metamorphose einer Stadt

Wien von 1880 bis 1930 – eine Stadt der Gegensätze, eine Stadt im Wandel, eine Stadt mit vielen Dimensionen. Gleich einem Lichtstrahl, der die einzelnen Facetten einer Kristallkugel zum Leuchten bringt, sollen hier unterschiedliche Seiten Wiens beleuchtet werden.

Von Friederike Kraus

In den letzten Jahrzehnten der habsburgischen Regentschaft war Wien eine Stadt, die von Gegensätzen gekennzeichnet war. Großer Reichtum stand unglaublicher Armut gegenüber, Mietskasernen mit Substandardwohnungen prachtvollen Palais, eine fast manische Bautätigkeit einer ebensolchen Abrisswut. Neben dem gigantischen städtebaulichen Projekt der Ringstraße wurden große kommunale Pläne verwirklicht, die Zweite Wiener Medizinische Schule errang weltweit Anerkennung, Kunst und Kultur erlebten eine Blüte, die bis heute unter dem Begriff »Fin de Siècle« geschätzt und bewundert wird. Soziale Verbesserungen wurden schon in den letzten Jahren der Monarchie in Angriff genommen, nach der Zäsur des Ersten Weltkriegs erreichten sie im Jahrzehnt nach der Gründung der Republik Österreich einen ersten Höhepunkt in der Zeit des Roten Wien. Diese Zeit war aber ebenso durch die gegensätzliche und unversöhnliche Haltung der beiden gegen Ende des 19. Jahrhunderts gegründeten Parteien, der Christlichsozialen Partei und der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, gekennzeichnet.

Seit der von Kaiser Franz Joseph verfügten Schleifung der Stadtmauern und der Anlage der Ringstraße mit ihren zahlreichen offiziellen und privaten Gebäuden gab es in Wien über die Jahrhundertwende hinaus permanent unzählige Baustellen. Nicht nur die Basteien verschwanden, auch innerhalb der ehemaligen Mauern fielen viele Gebäude aus der Renaissance- und Barockzeit der Spitzhacke zum Opfer. Gegen Ende des Jahrhunderts waren fast alle großen Prunkbauten an der Ringstraße fertiggestellt, 1913 wurde als letztes offizielles Bauwerk das Kriegsministerium seiner Bestimmung übergeben. Mit dem Bau der Gürtelstraße rund um die eingemeindeten Vorstädte wurde bereits in den 1860er-Jahren begonnen, fertiggestellt wurde sie erst nach der kompletten Schleifung des obsolet gewordenen Linienwalls 1893. Schon unter der liberalen Stadtregierung fanden zwischen 1860 und 1890 infrastrukturelle Verbesserungen statt: Die erste Wiener Hochquellenleitung (1873) wurde errichtet, die Hochwassergefahr wurde durch die Donauregulierung (1875) eingedämmt, der Zentralfriedhof in Simmering (1874) angelegt. Krankenhäuser wie die Rudolfstiftung, das Kaiser-Franz-Joseph-Spital und das Kaiserin-Elisabeth-Spital entstanden. Die Gas- und Elektrizitätsversorgung war,

den liberalen Grundsätzen gemäß, an eine private Gesellschaft vergeben worden, ebenso der Lokalverkehr. Die Katastrophe des Ringtheaterbrands 1881, bei dem geschätzt an die 400 Menschen ums Leben kamen, veranlasste bereits am Tag danach Hans Graf Wilczek und Jaromír von Mundy zur Gründung der »Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft«, die bis heute als Berufsrettung Wien besteht.

Die Wienfluss-Regulierung, die Errichtung der Zweiten Hochquellenleitung (Eröffnung 1910) und der Bau der Stadtbahn (1898) fallen bereits in die Regierungszeit Karl Luegers, ebenso wie die Kommunalisierung von Energieversorgung und Verkehrswesen und die Schaffung eines Wald- und Wiesengürtels 1905. Das Versorgungsheim Lainz (1904) und das Psychiatrische Spital am Steinhof von Otto Wagner (1907) wurden gebaut.

Die Bautätigkeit setzte sich in den Vorstädten und besonders in den 1890/91 eingemeindeten Vororten fort. Dort siedelte sich Industrie an, für die Beschäftigten entstanden Mietskasernen, in denen sich Familien auf engstem Raum drängten. All diese Bauvorhaben erforderten eine riesige Menge an Arbeitern, die aus allen Teilen der Monarchie kamen. Im Jahr 1890 waren nur 45 Prozent der Bevölkerung gebürtige Wiener. Der hohe Migrantenanteil führte zu nationalen Spannungen und sozialen Problemen, deren Lösung sich neu gegründete Parteien auf die Fahnen schrieben.

Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei nahm sich der Probleme der Arbeiter an, es gelang ihr aber auf Grund des Wahlrechts erst im Jahr 1900, mit zwei Mandaten in den Gemeinderat zu kommen. Der Aufstieg der Christlichsozialen Partei wurde durch die Persönlichkeit Karl Luegers bestimmt. Er sprach mit seiner offen antisemitischen Agitation Handwerker, Kleingewerbetreibende und Beamte an. Seine Partei errang 1896 eine Zweidrittelmehrheit im Gemeinderat, Karl Lueger wurde 1897 Bürgermeister. Bis zu seinem Tod 1910 beherrschte er die Kommunalpolitik.

Nach der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand brach eine Welle der Kriegsbegeisterung aus. Die harte Realität zeigte, dass Wien für einen Krieg nicht gerüstet war, die Ernährung der Bevölkerung wurde zum großen Problem, Unterernährung, Krankheit und Mangel an lebensnotwendigen Gütern prägten das Alltagsleben. Mitten im Krieg

Stadtbahn bei der Landstraßer Hauptstraße mit Blick auf die Elisabethinenkirche, um 1910

© Wien Museum, CCO

starb 1916 Kaiser Franz Joseph, sein junger Nachfolger Karl scheiterte mit seinen Bemühungen, das Habsburger-Reich zu erhalten. 1918 zerbrach die Monarchie, Wien war keine Kaiserstadt mehr, sondern die große Hauptstadt eines kleinen Landes – der Republik Österreich.

Im Mai 1919 fanden Gemeinderatswahlen statt, das erste Mal mit Beteiligung der Frauen, die Sozialdemokraten errangen die absolute Mehrheit. Aber erst nach der Konstituierung als Bundesland 1920/22 mit eigener Steuerhoheit und mithilfe der von Finanzstadtrat Hugo Breitner eingeführten Luxussteuer konnte mit der Verwirklichung eines Sozialprogramms begonnen werden, das unter dem Begriff »Neues Wien« subsummiert wurde und heute als »Rotes Wien« gefeiert wird. An erster Stelle stand die Durchführung eines Wohnbauprogramms zur Schaffung von leistbarem Wohnraum. Das ambitionierte Schulreformprogramm von Otto Glöckel umfasste das Konzept einer Gesamtschule ebenso wie die Gründung von Arbeitermittelschulen. Auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege wurden Tuberkulose, Rachitis und die Säuglingssterblichkeit bekämpft, Kindergärten und Kinderfreibäder errichtet. Freibäder und Hallenbäder, das berühmteste davon das Amalienbad in Favoriten, dienen der sportlichen Betätigung. Die Lebensfreude erwachte wieder, Revuen wurden aufgeführt, die Operette erlebte einen letzten Höhepunkt. Filme wurden nicht nur angesehen, sondern auch produziert, und so mancher Mitwirkende oder Regisseur dieser Filme machte später Weltkarriere. Auf den Gebieten von Literatur, Kunst sowie der Natur- und Geisteswissenschaften hatte Wien weiterhin eine führende Stellung inne, verwiesen sei beispielhaft auf Sigmund Freud sowie den Wiener Kreis.

Das zwischen der christlichsozialen Bundesregierung und der sozialdemokratischen Stadtverwaltung herrschende tiefe Misstrauen führte zur Bildung von Wehrverbänden, auf Seite der politischen Rechten war es die Frontkämpfervereinigung, auf Seiten der Sozialdemokraten der Republikanische Schutzbund. Im Jänner 1927 erschossen Angehörige der Frontkämpfervereinigung während eines Aufmarsches im Burgenland zwei Unbeteiligte, im Prozess wurden die Angeklagten am 14. Juli freigesprochen, daraufhin kam es am 15. Juli 1927 zur Katastrophe. Eine Demonstration geriet völlig außer Kontrolle, es kam zu schweren Zusammenstößen mit der Polizei, selbst der Wiener Bürgermeister Karl Seitz konnte die Lage nicht beruhigen. Der Justizpalast ging in Flammen auf, die Polizei erhielt Schießbefehl, 89 Menschen starben.

Von staatlicher Regierungsseite her wurde die Stadt nun finanziell systematisch immer mehr benachteiligt, die Weltwirtschaftskrise 1929 verschlechterte die Lage zusätzlich, von Deutschland her warf der Nationalsozialismus seine Schatten. Dennoch wurde als letzter großer Gemeindebau 1930 der Karl-Marx-Hof fertiggestellt, eine Ikone des Roten Wien. Dessen Ära endete nach dem Bürgerkrieg vom Februar 1934, als die Sozialdemokratische Partei verboten wurde und die Einheitspartei Vaterländische Front die Macht in Wien übernahm. □



Österreichs politische Entwicklung seit 1804

Am 11. August 1804 wurde durch den regierenden Erzherzog Franz von Österreich das »Kaiserthum Oesterreich« proklamiert. Dieses war ein absolutistisch regierter Staat und politisch gesehen weit von jenem Österreich-Ungarn entfernt, das 1918 zusammenbrach. Der lange Weg zur Demokratie ist eine spannende Geschichte.

Von Alexander Groh

Das Gebiet mit Namen Ostarrichi, auf das unser Landesname zurückgeht, war ursprünglich nur eine Region um Neuhofen an der Ybbs im heutigen Niederösterreich und gehörte bei seiner ersten urkundlichen Erwähnung 996 zum Herzogtum Bayern. Unter den Babenbergern wurde das inzwischen schon deutlich größere Herrschaftsgebiet 1156 als Herzogtum Österreich aus dem Bayrischen Landesverband herausgelöst, blieb aber Teil des Heiligen Römischen Reiches. 1282 wurden nach dem Aussterben der Babenberger im Mannesstamm die Habsburger Albrecht I. und Rudolf II. durch ihren Vater Kaiser Rudolf I. mit den Herzogtümern Österreich und Steiermark belehnt. Die Habsburger bauten fortan von diesen Kernländern ausgehend ihre Machtposition sowohl im Heiligen Römischen Reich als auch außerhalb durch die Übernahme immer weiterer Herrschaften aus. Von 1439 bis zu seinem Ende 1806 stellte das Haus Habsburg außerdem fast ununterbrochen die Kaiser des Reiches.

Als Kaiser Franz II. begriffen hatte, dass das Heilige Römische Reich unter dem Druck Frankreichs während der Napoleonischen Kriege nicht mehr zu retten war und in absehbarer Zeit zusammenbrechen würde, suchte er nach einem Ausweg, um nicht in die Bedeutungslosigkeit zu sinken, zumal Napoleon im Mai 1804 durch den Senat die Kaiserwürde angetragen worden war. Franz' Lösung des Problems war, alle von ihm zu dieser Zeit regierten habsburgischen Länder innerhalb wie außerhalb des Heiligen Römischen Reiches zu einem neuen Staat zusammenzufassen und das Kaiserthum Oesterreich (so die damalige Schreibweise) am 11. August 1804 als Erbmonarchie mit seiner Residenzstadt Wien als Hauptstadt zu gründen. Er bestieg den Thron als Kaiser Franz I. und regierte zugleich das Reich bis zu seinem offiziellen Ende am 6. August 1806 in Personalunion weiter. Wie genau die rechtliche Konstruktion aussah, dass über knapp zwei Jahre hinweg mehrere Kronländer Teile zweier Staaten sein konnten, wäre eine interessante Fragestellung, die jedoch den Rahmen dieses Artikels sprengen würde. Dem Zeitgeist folgend regierte der österreichische Kaiser als aufgeklärter absolutistischer Monarch einen Staat ohne offizielle Verfassung. Die von seinen Vorgängern als Landesherr-

ren im Laufe der Jahrhunderte erlassenen und damals noch gültigen Gesetze wurden allerdings in den Rechtsbestand des neuen Staates übernommen.

Der Weg zur Verfassung

Vom Wiener Kongress 1814/15 bis 1848 war die Innenpolitik durch die Regierung Fürst Metternichs geprägt, der mit harter Hand versuchte, die alte feudale Ordnung zu retten. Als Gegenreaktion forderte das Volk allerdings immer intensiver bürgerliche Freiheiten und ein Ende der staatlichen Bevormundung ein. Die Situation eskalierte unter dem seit 1835 regierenden Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1848 endgültig, als im März nach dem Vorbild anderer europäischer Regionen auch in der Habsburgermonarchie die Revolution in großen Städten wie Wien, Prag und Mailand ausbrach. Die Verknüpfung politischer und sozialer Probleme mit der Nationalitätenfrage war besonders brisant und hatte zur Folge, dass die Menschen nirgendwo so intensiv wie in Ungarn auf die Straße gingen: Dort setzte der Reichstag im Oktober die Habsburger ab und versuchte unter Lajos Kossuth eine Republik zu gründen. Auch in Italien entwickelten sich die Aufstände zu einem Unabhängigkeitskrieg.

Feldmarschall Radetzky und der kroatische Ban Josip Jelačić schafften es jedoch durch ihren Einsatz und mit russischer Militärhilfe, alle Aufstände im gesamten Reich bis 1849 niederzuschlagen. Der Kaiser musste aber schon 1848 den Thron für seinen Neffen Franz Joseph I. freimachen.

Was der neue Kaiser von seinen beiden Vorgängern geerbt hatte, war die nie ernsthaft diskutierte Verfassungsfrage. Nach der Revolution konnte aber die Staatsspitze diese Forderung nicht länger zur Seite schieben. Franz Xaver Freiherr von Pillersdorf entstammte einer alten Beamtenfamilie und legte in seiner Funktion als Ministerpräsident und Nachfolger Metternichs bereits am 25. April 1848 die nach ihm benannte Pillersdorfsche Verfassung vor, die jedoch dem Kaiser zu liberal war und zugleich den Revolutionären nicht weit genug ging, weshalb sie nie in Kraft gesetzt wurde. Der gesamte Hof war im Frühjahr 1848 nach Olmütz geflohen, sodass man im nahen Kremsier einen provisorischen Reichstag einrichtete. Dort wurde eine noch wesentlich



Kaiser Franz Joseph mit seinen treuen Generälen Welden, Radetzky, D'Aspre, Schlik, Wohlgemuth, Heinau und Jelačić während der Revolution, 1849

© Wien Museum, CCO

fortschrittlichere zweite Verfassung, der sogenannte Kremser Entwurf, ausgearbeitet, der beim neuen Kaiser Franz Joseph I. auf noch heftigeren Widerstand stieß. Als Reaktion erließ der Kaiser daraufhin am 4. März 1849 die Okroyierte Märzverfassung, die aber schon am 31. Dezember 1851 wieder außer Kraft gesetzt wurde. Bis 1859 regierte Franz Joseph I. in der Folge neoabsolutistisch.

Das Jahr 1859 brachte mit den verlorenen Schlachten von Solferino und Magenta, die den Verlust der Lombardei zur Folge hatten, eine erste Wende. Mit dem Oktoberdiplom von 1860 und dem Februarpatent von 1861, die beide per Anordnung des Kaisers erlassen wurden, gab es kurz hintereinander zwei nicht durchführbare Verfassungsentwürfe, die das Ringen um eine Position zwischen Zentralismus und Föderalismus deutlich machten: Der Kaiser versuchte, einen Zerfall des Reiches in Folge der nach den Gebietsverlusten von 1859 immer stärker werdenden Nationalitätenkonflikte zu verhindern.

Mit dem Deutschen Krieg von 1866 zwischen Österreich und Preußen sowie deren jeweiligen Bündnispartnern im danach aufgelösten Deutschen Bund eskalierte auch innerhalb Österreichs die Situation. Das Prestige des Kaisers war so geschmälert, dass sich Franz Joseph I. gezwungen sah, mit den gemäßigten ungarischen Liberalen unter Graf Andrassy und Ferenc Deák über deren Forderungen nach einem Sonderstatus Ungarns zu verhandeln. Das Ergebnis war die Reichsteilung des Kaisertums Österreich in die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, die von 1867 bis 1918 bestand. Für den österreichischen Reichsteil, um den allein es in der Folge geht, trat am 22. Dezember 1867 die Dezemberverfassung in Kraft.

Was bei allen Verfassungsentwürfen und Verfassungen ein wichtiges Thema war, war die Frage danach, wie ein nationales Parlament (üblicherweise als Reichstag bezeichnet) zu-

sammengesetzt werden sollte: direkte Wahl, Wahl durch die Landtage usw. Erst mit der Dezemberverfassung wurde eine dauerhafte Regelung für Zisleithanien, wie die im Reichsrat vertretenen Länder der österreichischen Krone zusammenfassend genannt wurden, getroffen, auf deren Basis jener Reichsrat entstand, der erst mit dem Ende der Habsburgermonarchie durch unser heutiges Parlament ersetzt wurde. Die Verfassung der Republik, die diese Dezemberverfassung ablöste, wurde bereits im Kulturmagazin 2020 umfassend besprochen.

Das Wahlrecht

Mit der Revolution 1848 forderten Bürger, Studenten und Arbeiter bereits eine Verfassung und eine gewählte Volksvertretung. Die Revolutionäre erreichten zunächst das Zugeständnis eines konstituierenden Reichstages, für den sie allerdings nur indirekt wählen konnten: Wahlmänner, wie man sie aus dem Wahlsystem der USA kennt, durften von ihnen bestimmt werden, und diese wählten danach die Abgeordneten zum Reichstag. Frauen, Arbeiter, »Dienstleute« und vom Staat abhängige Personen hatten kein Wahlrecht. Zwar hatte dieser konstituierende Reichstag für seinen Verfassungsentwurf ein direktes Wahlrecht ausgearbeitet, aber es kam vor der Auflösung des Reichstages durch Kaiser Franz Joseph I. Ende 1851 zu keinem Beschluss mehr.

Mit dem Oktoberdiplom von 1860 wurde ein von den Landtagen zu beschickender Reichsrat eingerichtet, der sich jedoch nie konstituierte, weil davor schon das Februarpatent von 1861 in Kraft gesetzt wurde. Dieses sah ein Zweikammerparlament vor, das aus Abgeordneten- und Herrenhaus bestehen sollte. Die Mitglieder des Herrenhauses wurden vom Kaiser ernannt, die Mitglieder des Abgeordnetenhauses wurden von den Landtagen entsandt. Somit wurden Wahlen auf eine tiefere Ebene verlagert: Die Landtage wurden nach einem Kurienwahlrecht besetzt.



Im Kurienwahlrecht gab es die vier Kurien der Großgrundbesitzer, der Städte, Märkte und Industrieorte, der Handels- und Gewerbekammern und der Landgemeinden, die ihre Vertreter in die Landtage entsandten. Um in den Kurien wählen zu dürfen, musste man einen bestimmten Bildungsgrad oder eine bestimmte direkte Steuerleistung (Zensuswahlrecht) nachweisen, was allerdings für Männer und Frauen gleichermaßen galt.

Das Jahr 1873 brachte gleichzeitig eine deutliche Verbesserung und eine große Verschlechterung. Einerseits löste die Direktwahl zum Reichstag den Umweg über die Landtage ab, andererseits verloren alle Frauen mit Ausnahme der Großgrundbesitzerinnen ihr Wahlrecht. Außerdem wählte die Kurie der Landgemeinden nur indirekt über Wahlmänner, und durch den weiterhin bestehenden Zensus war der Einfluss der vier Kurien sehr unterschiedlich.

Mit der Wahlrechtsreform von 1882 wurde die örtlich von 10 bis 20 Gulden schwankende Steuerleistung generell auf 5

Gulden festgelegt, was viele neue Wähler (die »Fünfguldenmänner«) brachte.

Einen Durchbruch brachte schließlich das Jahr 1896. Mit der Einführung einer fünften Kurie wurde eine allgemeine Wählerklasse geschaffen, in der alle nicht in einer anderen Kurie erfassten Männer ab 24 Jahren wählen durften, wenn sie vor der Wahl zumindest ein Jahr lang am selben Ort gewohnt hatten. Zwar bestand weiterhin die Ungerechtigkeit, dass diese mit Abstand größte Kurie nur 72 von 425 Reichsratsabgeordneten bestimmen durfte, aber erstmals hatten alle Männer ab Erreichen eines bestimmten Alters das Wahlrecht.

Der nächste logische Schritt war somit die »Beck'sche Wahlrechtsreform« von 1907, die das Privilegiensystem beseitigte und durch ein allgemeines, gleiches und direktes Wahlrecht für Männer ersetzte. Gleichzeitig wurden allerdings die wenigen bis dahin stimmberechtigten Frauen vom Gang zur Urne ausgeschlossen.

Erst die Provisorische Nationalversammlung der Ersten Republik beschloss für die Wahl zur Konstituierenden Nationalversammlung das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht für Frauen und Männer am 18. Dezember 1918. Gleichzeitig wurde auch das noch heute gültige Listen- und Verhältniswahlrecht eingeführt. Nach der Ausschaltung des Parlaments durch die Regierung unter Bundeskanzler Engelbert Dollfuß im Jahr 1933 gab es jedoch bis zur Gründung der Zweiten Republik keine bundesweiten Wahlen mehr.

Die Nationalitätenfrage in der Monarchie

Karl Renner meinte einmal, das Parlament der Monarchie wäre ein »Völkerbund im Kleinen« gewesen. Tatsächlich kamen im Reichsrat zuletzt 516 Abgeordnete aus 17 Kronländern zusammen, die acht Nationen angehörten und elf verschiedene Muttersprachen aufwiesen. Daher darf es nicht verwundern, dass in diesem Parlament über 30 Parteien und Gruppierungen vertreten waren. Verhandlungssprache während der Sitzungen war allerdings ausschließlich Deutsch.

Bei diesem bunten Gemisch einerseits und der festgeschriebenen Dominanz der Deutschsprachigen andererseits klangen die Töne, die dieses Orchester spielte, nicht immer harmonisch. Zwar wurde auf einem hohen intellektuellen Niveau geredet und diskutiert, aber wenn es darum ging, auf dem eigenen, oft nationalistischen Standpunkt zu beharren, kannte jeder Abgeordnete sehr genau die nötigen Kniffe, um durch bewusste Verzögerung die Arbeit dieses ersten multinationalen Parlaments der Welt zu erschweren oder gar zu blockieren. Vor allem die sogenannten Pultdeckelkonzerte wurden legendär: Durch das Hin- und Herschieben der Pultdeckel machten Abgeordnete ihrem Unmut gegenüber einem Redner durch großen Lärm Luft und hinderten ihn auf diese Weise am Sprechen.

Daneben gab es auch immer wieder andere Obstruktionen und Tumulte, die beispielsweise durch Mark Twain, der sich von 1897 bis 1899 in Wien und Kaltenleutgeben aufhielt, in seinem Text »Bewegte Zeiten in Österreich« (Stirring Times in Austria) festgehalten wurden.

Allerdings sollte hier nicht unerwähnt bleiben, dass dieses Parlament auch eine gute Schule für eine Reihe bedeutender Staatsmänner des 20. Jahrhunderts war: Der spätere italienische Außenminister und Ministerpräsident Alcide de Gaspe-

ri, der erste Präsident der Tschechoslowakei Tomáš Masaryk und der erste Premierminister Polens Ignacy Daszyński gehörten beispielsweise diesem Haus an.

Der schwierige Start der Republik

Am 21. Oktober 1918 fand die erste Sitzung der Provisorischen Nationalversammlung für Deutschösterreich statt. Der Zerfall der Monarchie war bereits vorhersehbar, sodass die Reichsratsabgeordneten der deutschsprachigen Gebiete einschließlich jener Böhmens, Mährens und Österreichisch-Schlesiens in diesem Gremium für erste Weichenstellungen zusammenkamen. Ihr als Staatsrat bezeichneter Vollzugsausschuss ernannte am 30. Oktober 1918 die erste Regierung Deutschösterreichs unter Staatskanzler Karl Renner. Ende Oktober hatte auch Ungarn die Realunion mit Österreich verlassen, sodass sich der Staatsrat weigerte, an den Waffenstillstandsverhandlungen Kaiser Karls I. teilzunehmen. Damit den neuen Staat keine Kriegsschuld träfe, sollte der Kaiser selbst zu Ende bringen, was sein Vorgänger begonnen hatte.

Am 11. November 1918 verzichtete Kaiser Karl auf »jeden Anteil an den Staatsgeschäften«, was zwar formal keine Abdankung war, aber dennoch die Weichen für die Ausrufung der Republik stellte. Diese erfolgte am 12. November 1918 mit dem Verweis, der Staat Deutschösterreich sei eine demokratische Republik und Teil der deutschen Republik.

Die Jahre 1918 bis 1920 waren von wichtigen Sozialgesetzen geprägt (beispielsweise Schaffung der Arbeiterkammer, Einführung des Acht-Stunden-Tages, Einrichtung der Sozialversicherung), brachten aber auch die Abschaffung des Adels und die sogenannten Habsburgergesetze.

Auf internationaler Ebene war man weniger erfolgreich: Der Vertrag von Saint-Germain legte 1919 den Staatsnamen »Republik Österreich« fest, verpflichtete den neuen Staat zur Unabhängigkeit (»Anschlussverbot«) und untersagte den Anschluss mehrerer Gebiete mit mehrheitlich deutschsprechender Bevölkerung (zum Beispiel das Sudetenland) an Österreich. Über die Zugehörigkeit Südkärntens und des Burgenlandes mussten erst noch Volksabstimmungen durchgeführt werden.

Da viele Industrie- und Landwirtschaftsgebiete abgespalten waren, war auch die wirtschaftliche Ausgangssituation trist. Die Krone geriet so sehr unter Druck, dass eine Hyperinflation entstand, die erst durch die Einführung des Schillings 1925 beendet werden konnte. Diese neue Währung wurde von der Regierung bewusst als Hartwährung positioniert, was ihr den Beinamen »Alpendollar« einbrachte.

Tatsächlich hat die Demokratiegeschichte unseres Landes ihre Wurzeln in der Ersten Republik. Aber der Weg zu einer Verfassung und zu einem Staat mit einem parlamentarischen und demokratischen politischen System sollte im 20. Jahrhundert noch ein langer sein. □

Esterhazy

esterhazy.at



GROSSE SCHÄTZE UND GESCHICHTE

Schloss Esterházy | Burg Forchtenstein | Schloss Lackenbach | Steinbruch St. Margarethen

Entdecken Sie Tradition, Kultur und Charisma - nur eine knappe Autostunde von Wien entfernt.
Eingebettet in die einzigartige pannonische Landschaft eröffnen die Schlösser,
Burgen und Naturdenkmäler Esterhazys Kulturwelten der besonderen Art.

»Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen!«

Gegensätzlich und doch miteinander verwoben: Zionismus und Antisemitismus prägten das Judentum im späten 19. Jahrhundert maßgeblich. Personifiziert durch Theodor Herzl, der mit dem Buch »Der Judenstaat« das Fundament Israels legte, und Karl Lueger, der den Antisemitismus für seine Ziele als Bürgermeister von Wien schürte und populistisch nutzte.

Von Clemens Coudenhove-Kalergi

Eines gleich vorweg: Es gibt wohl kaum Themenfelder innerhalb des Judentums, über die derart viel debattiert und gestritten wurde wie Zionismus und Antisemitismus. Die Literatur dazu füllt ganze Bibliotheken.

Die beiden Themen sind alt: Bereits im alttestamentarischen Psalm 137 wird über die Sehnsucht der in Babylon gefangenen gehaltenen Juden berichtet, ins gelobte Land zurückzukehren. Zion ist jener Berg in Jerusalem, auf dem der um 800 v. Chr. gebaute und im 6. Jahrhundert zerstörte Salomonische Tempel gestanden war. Sogar popkulturell hat jener Psalm Spuren hinterlassen, und zwar im Song »By the rivers of Babylon« der 1970er-Popband Boney M.

Der Begriff des politischen Zionismus entstand jedoch erst im 19. Jahrhundert und ist eng mit jenem Mann verknüpft, der heute in Israel als »Prophet des Staates« bezeichnet wird: Theodor Herzl.

1860 in Budapest in eine assimilierte jüdische Familie geboren, übersiedelte er mit 18 Jahren nach Wien, studierte Jus und schloss sich der schlagenden Studentenverbindung Albia an, wo er erstmals mit Antisemitismus konfrontiert wurde. Aus Protest stieg er bereits nach zwei Jahren aus und wurde Journalist bei der damals bedeutendsten europäischen Tageszeitung »Neue Freie Presse« in Wien. 1891 ging sein Wunsch, Paris-Korrespondent zu werden, in Erfüllung. Schließlich waren Juden in Frankreich seit der Revolution von 1789 – zumindest auf dem Papier – gleichberechtigte Bürger der Gesellschaft. Umso dramatischer war jenes Erlebnis, das Herzls weiteres Leben bestimmen sollte: die Dreyfus-Affäre. Der jüdische Artilleriehauptmann Alfred Dreyfus wurde 1894 wegen Landesverrats und Spionage für das Deutsche Kaiserreich verurteilt und eingesperrt. Erst zwölf Jahre später konnte seine Unschuld bewiesen werden. Ein klarer Fall von politischem Antisemitismus, der in Theodor Herzl die Überzeugung reifen ließ, dass die »Judenfrage« nur als »nationale Frage« zu lösen sei.

War die Dreyfus-Affäre letztlich der Trigger für Herzls politische Mission, so musste er bereits davor mit Sorge beobachten, wie sich der Antisemitismus in Wien stetig ausbreitete: Die Ära des Liberalismus brachte nach der Revolution von 1848 Schritt für Schritt fleißige, assimilierte Juden nach

Wien. Bei der »Neuen Freien Presse« arbeiteten etwa Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler oder Felix Salten. Beim »Neuen Wiener Tagblatt« von Herausgeber Moritz Szepe schrieb Kronprinz Rudolf anonym. Gegen diesen »Judenliberalismus« trommelte beispielsweise die »Wiener Kirchenzeitung« und stilisierte sich zum Organ eines wachsenden kirchlichen Antisemitismus. Den publizistischen Nährboden dafür lieferte Karl von Vogelsang, der – im Rahmen seiner Kapitalismuskritik – in jüdischen Großbürgern die Allmacht des Geldes und eine Bedrohung des Kleingewerbes zu erkennen glaubte. Hohe Wellen schlug bereits 1871 ein Text des Bibelwissenschaftlers August Rohling namens »Der Talmudjude«. Rohling behauptete darin, dass Juden im Talmud dazu aufgerufen würden, Christen zu schaden und sogar zu töten. Joseph Samuel Bloch, Rabbiner von Floridsdorf, stellte sich entschlossen entgegen und bewirkte, dass Rohling nicht mehr unterrichten durfte. Unterstützt wurde Rohling übrigens von Georg von Schönerer, dem Führer der Deutschnationalen Bewegung, der in seinem »Linzer Programm« von 1882 die »Beseitigung des jüdischen Einflusses auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens« einforderte.

1888 stellte das antisemitische Bündnis von Deutschnationalen und den Christlichsozialen unter Karl Lueger zum ersten Mal die Mehrheit im Wiener Gemeinderat. Lueger war von 1897 bis 1910 Wiener Bürgermeister und nutzte offenen Antisemitismus zur Massenmobilisierung. Inwieweit Lueger seinen Antisemitismus taktisch, pragmatisch und populistisch einsetzte (und ob er ideologisch einzustufen ist), sorgt bis heute für Uneinigkeit unter Historikern. Zündstoff für die Debatte ist etwa Luegers angebliches Zitat »Wer a Jud is, bestimm i«.

Aber zurück zu Theodor Herzl: Auf der Suche nach Unterstützern präsentierte Herzl seine Zionismus-Ideen zunächst dem jüdischen Millionär Maurice de Hirsch, der ihn allerdings abblitzen ließ. Aus den Skizzen für dieses Treffen wurde ein Text, der Herzls Vision konkretisierte: »Der Judenstaat – Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage«. Das Buch wurde in 80 Auflagen herausgegeben und in 18 Sprachen übersetzt. Herzl präsentierte darin Pläne zu Aufbau, Einwanderung, Finanzierung und Gemeinwesen dieses

Theodor Herzl

© Österreichische Nationalbibliothek

Staates. Neben Palästina schlug er übrigens Argentinien als mögliches Territorium für den »Judenstaat« vor. Der Text wurde höchst kontrovers aufgenommen. Assimilierte Juden aus Westeuropa lehnten Herzls Ideen ab, aber auch strenggläubige orthodoxe Juden waren gegen einen Judenstaat, sahen sie doch den Zionismus als Widerspruch zu den Verheißungen des Alten Testaments, wonach nur der Messias das Volk der Juden ins gelobte Land zurückführen kann. Zu den Anhängern Herzls zählten jedoch jüdische Jugend- und Studentenbewegungen sowie jene zahlreichen Juden, die im »Ansiedlungsrayon« im Westen des Russischen Kaiserreiches (heute Polen, Litauen, Ukraine) lebten und unter dem russischen Antisemitismus litten.

Neben der intellektuellen Herausforderung, die Herzl mit »Der Judenstaat« darlegte, arbeitete er nun als unermüdlicher Lobbyist an den politischen und diplomatischen Herausforderungen und rief zum ersten Zionistenkongress, der vom 29. bis 31. August 1897 in Basel über die Bühne ging. Die Schlüsselforderung des »Basler Programmes« war »... die Schaffung einer öffentlichen-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina für diejenigen Juden, die sich nicht anderswo assimilieren können oder wollen«. In Basel gründete Herzl auch die Zionistische Weltorganisation (WZO) und lancierte kurz danach die Zeitschrift »Die Welt«, die bis 1914 erschien. Die anfangs jährlich, ab 1901 alle zwei Jahre abgehaltenen Kongresse (1913 und 1925 war Wien Austragungsort) fungierten als Parlamente der WZO.

Neben der Organisation der Kongresse versuchte Herzl unermüdlich, mächtige Unterstützer zu finden. Verschiedene Treffen, etwa mit dem deutschen Kaiser Wilhelm II., dem türkischen Sultan Abdul Hamid und Papst Pius X. verliefen erfolglos. 1903 bot Großbritannien der WZO sogar Teile Ugandas als Territorium an. Diesen Vorschlag präsentierte Herzl beim 6. Zionistenkongress in Basel und löste wieder einmal heftige Streitereien unter den Delegierten aus.

Am 3. Juli 1904 starb der herzkrank WZO-Präsident an den Folgen einer Lungenentzündung. Erst 13 Jahre später, mitten im Ersten Weltkrieg, bekam der Zionismus einen politischen Turbo, und zwar in Form der »Balfour-Deklaration«, benannt nach dem damaligen britischen Außenminister Arthur James Balfour. Als erste Nation konstatierte Großbritannien offiziell seine Unterstützung für die WZO beziehungsweise für den Staat Israel.

Das titelgebende Zitat »Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen!« stammt übrigens aus dem Vorwort von Herzls utopischem Roman »Altneuland« von 1902, in dem er das Leben der jüdischen Gesellschaft im zukünftigen Staat Israel beschreibt. Aber auch ein anderes Zitat kennt in Israel heute jeder, es stammt aus Herzls Tagebuch unmittelbar nach dem Basler Zionistenkongress 1897: »In Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sage, würde mir ein universales Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es jeder einsehen.« Damit lag Herzl fast richtig: Am 14. Mai 1948 verlas David Ben Gurion die Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel. Über ihm hing das Porträt von Theodor Herzl – wahrscheinlich das bekannteste Polit-Foto von Eretz Israel. □



Ikonen des Pazifismus

Bertha von Suttner lebte und kämpfte ihr Leben lang für den Frieden. Bis zur Verleihung des Friedensnobelpreises 1905 war es für die Lobbyistin, Schriftstellerin und Journalistin allerdings ein steiniger Weg. Mit »Die Waffen nieder!« schuf die – kurz vor den schicksalhaften Schüssen von Sarajewo 1914 verstorbene – Autorin den Anti-Kriegsroman schlechthin.

Von Clemens Coudenhove-Kalergi

Ihr aufsehenerregender Artikel am Cover der »Neuen Freien Presse« am 3. September 1891, Titel: »Die Zügelung eines Widerspruchsmonsters«, war die Initialzündung zur Gründung der »Österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde«, kurz ÖFG. Bertha von Suttner war damals bereits ein Star der Friedensbewegung, landete sie doch mit ihrem Roman »Die Waffen nieder!« 1889 einen Welterfolg und war begehrte Rednerin auf internationalen Friedenskongressen. Und mit »Widerspruchsmonster« war der Krieg gemeint, gegen den Suttner ihr Leben lang ankämpfte. Aber der Reihe nach:

Geboren wurde Bertha 1843 als Gräfin Kinsky in Prag. Ihr Vater verstarb vor ihrer Geburt, die Mutter – eine geborene von Körner – galt als nicht standesgemäß und schaffte es nicht, die Tochter in die aristokratische Gesellschaft einzuführen. Bertha heuerte bei Baron Karl von Suttner in der Wiener Canovagasse an, wo sie dessen Töchtern Musik- und Sprachunterricht gab – Französisch, Englisch und Italienisch beherrschte sie perfekt. Baron Suttner besaß das Waldviertler Schloss Harmannsdorf und einen Steinbruch nahe Zogelsdorf. Bertha verliebte sich in den um sieben Jahre jüngeren Suttner-Sohn Arthur Gundaccar, musste allerdings nach Auffliegen der Affäre das Haus verlassen. Hausherrin Karoline von Suttner verhalf ihr jedoch zu einer Stelle als Sekretärin und Gesellschaftsdame in Paris, und zwar ausgerechnet bei jenem Mann, dessen Name heute zu den bekanntesten der Welt zählt: Alfred Nobel, dem es gelungen war, das hochgefährliche Nitroglyzerin zu zähmen und daraus Dynamit zu machen. Der schwedische Chemiker wurde dank »Nobel's safe gun powder« zu einem der reichsten Menschen des 19. Jahrhunderts, zahlreiche Bauten wie der Panamakanal sowie Eisenbahntunnels hätten ohne seine Erfindung nicht realisiert werden können. Bertha blieb allerdings nur kurz bei Nobel in Paris, denn die Liebe zu Arthur von Suttner war stärker. Die Bekanntschaft mit Nobel sollte trotzdem ihr späteres Friedensengagement entscheidend mitbestimmen, denn Nobel unterstützte Suttner Zeit seines Lebens finanziell, und es war Bertha, die Nobel zur Stiftung des Friedensnobelpreises unermüdlich zuredete.

Arthur und Bertha heirateten klammheimlich und wollten weit weg. Das Ziel: Georgien, wo die beiden erst bei der Fürstin Ekaterina Dadiani von Mingrelien unterkamen und später in Tiflis eine Existenz aufzubauen versuchten. Bertha entdeckte ihr schriftstellerisches Talent, schrieb Frauenromane in Episodenform für verschiedene Magazine und berichtete unter anderem für die »Neue Freie Presse« über den Russisch-Türkischen Krieg von 1877. Die Gräueltaten dieses Krieges sollte die Keimzelle ihrer beruflichen Mission werden und die Recherchen zu ihrem literarischen Welterfolg triggern.

Die knapp zehn Jahre in Georgien nutzte Bertha intensiv für unterschiedlichste Lektüre, unter anderem »The History of Civilization« von Thomas Henry Buckle. Als »Offenbarung« beschreibt Bertha das Werk in ihren Memoiren. Auf doktrinaire Weise dehnt Buckle darin die Gesetze der Entwicklungslehre auf die Vorgänge in der Geschichte aus.

Bertha glaubte an die stetige Entwicklung des Menschen hin zum »Edelmenschen«: »Dieser Glaube, dass der Mensch sich quasi nach einem Naturgesetz fortwährend weiterentwickelt von Laster zur Tugend, vom Hass zur Liebe, von der Bestialität zur Humanität, gab Bertha einen schier unerschütterlichen Optimismus, der von skeptischen Zeitgenossen später meist als Naivität abgetan wurde«, schreibt die Historikerin Brigitte Hamann in ihrer 1986 erschienenen Suttner-Biografie »Kämpferin für den Frieden«.

Erstmals mit der Friedensbewegung setzte sich Bertha in ihrem Buch »Das Maschinenzeitalter« auseinander, in dem sie sich von der Seele schrieb, »was sich in mir an Groll und Leid über die Zustände der Gegenwart und an Hoffungs-gluten über die verheißende Zukunft angesammelt hatte«, wie sie in ihren Memoiren schreibt.

Im Rahmen eines Besuches bei Alfred Nobel in Paris 1886 kam Bertha von Suttner mit der damals wichtigsten Friedensorganisation, der in London beheimateten »International Arbitration and Peace Association« in Kontakt. Der Arbeit für den Frieden sollte sie ihr ganzes Leben widmen, und ihr erfolgreicher Propaganda-Roman machte den Anfang. »Die Waffen nieder!« von 1889 schildert das fiktive Leben einer Wiener Gräfin, die voll und ganz vom Krieg geprägt war: Ihr erster Mann fiel 1859 in Solferino (was sie zur Pazifistin wer-

Österreichs erste und einzige Friedensnobelpreisträgerin:

Bertha von Suttner, 1908

© Österreichische Nationalbibliothek

den lässt), der zweite Mann kämpft in den Kriegen von 1864 und 1866 und wird schließlich – als vermeintlich deutscher Spion im Rahmen des deutsch-französischen Krieges 1870 – standrechtlich hingerichtet. Der Roman erschien in über 40 Auflagen bis heute.

Im Herbst 1891 stand der 3. Weltfriedenskongress in Rom auf dem Programm, Suttners eingangs beschriebener Artikel in der »Neuen Freien Presse« war der Aufruf zu Gründung der Österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde ÖFG, die bereits 1893 knapp 600 Mitglieder zählte. Friedensgesellschaften gab es damals nicht nur in England, sondern auch in Frankreich (deren Gründer Frédéric Passy gemeinsam mit dem Gründer des Roten Kreuzes, Henry Dunant, den ersten Friedensnobelpreis 1901 erhielt), in Italien, Dänemark sowie in den USA. Und nun existierte eben auch eine österreichische mit Bertha von Suttner als Präsidentin. Die Ziele des Vereins waren klar definiert: Zwischenstaatliche Konflikte anstelle von Krieg durch zwischenstaatliche Schiedsgerichte zu lösen. Das wichtigste Instrument war die Öffentlichkeit, deshalb sollte jede Vereinskongress mit einem öffentlichen Vortrag verbunden und Magazine über die Lage der internationalen Friedensbewegungen verbreitet werden. Einer, der für diese Art der Friedens-PR prädestiniert war, war Alfred Hermann Fried. Der Buchhändler und Verleger war laut Suttner-Biografin Hamann dank einer Ausstellung des russischen Künstlers Wassili Wereschtschagin im Wiener Künstlerhaus zum Pazifisten geworden. Dessen Bilder aus dem Russisch-Türkischen Krieg von 1877 sorgten ob ihres Realismus für Verstörung.

Fried – er sollte Zeit ihres Lebens Berthas wichtigster Mitstreiter werden und ihr 1911 als Friedensnobelpreisträger folgen – verantwortete 1892 das Vereinsmagazin unter dem bekannten Titel »Die Waffen nieder!«, nach der Weltfriedenskonferenz in Den Haag wurde der Titel in »Friedenswarte« umbenannt. Fried war Mitbegründer der ebenfalls 1892 gegründeten Deutschen Friedensgesellschaft und berichtete unermüdlich von sämtlichen Friedenskonferenzen. In seinen Publikationen beschäftigte er sich mit den Grundlagen des Pazifismus, seine Gedanken wirkten bis in die Gründung des Völkerbundes nach dem Ersten Weltkrieg.

Einige von Suttners und Frieds Ideen, vor allem das internationale Schiedsgericht zur Schlichtung von Konflikten, forderte und propagierte auch Richard Coudenhove-Kalergi für sein Friedensprojekt, die 1923 gegründete älteste europäische Einigungsbewegung namens Paneuropa. Coudenhove-Kalergi war davon überzeugt, dass ein zweiter Weltkrieg nur durch eine wirtschaftliche und politische Einigung, die letztlich in den »Vereinigten Staaten von Europa« münden sollte, zu verhindern wäre. Coudenhove-Kalergi, dessen Todestag sich heuer zum 50. Mal jährt, erwähnte Alfred Fried in seinen Büchern als Inspiration, kämpfte und lobbyierte gegen Nationalismus, Kommunismus und Xenophobie.

Die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts konnten Suttner, Fried und Coudenhove-Kalergi nicht verhindern, als wichtigste Vordenker des Pazifismus beziehungsweise der europäischen Einigung gelten sie dennoch bis heute. □



Hunger und Leid nach 1918

Die k. k. Heeresleitung hatte auf einen kurzen Krieg gehofft und alle staatlichen Ressourcen dem schnellen Sieg unterworfen. Wichtige Rohstoffe, Lebensmittel, sanitäre und medizinische Ausrüstung sowie das entsprechende Personal wurden an die Front verlegt. Die Zivilbevölkerung musste jahrelang die schwerwiegenden Folgen dieser Politik tragen.

Von Karl Zillinger

Die prekäre Ernährungssituation führte 1916 bereits während des Krieges zur Errichtung sogenannter Kriegsküchen. Bis Ende des Jahres gelangten drei Millionen Essensportionen zum Verkauf, ab August 1917 wurden Brotgutscheine für die Allerbedürftigsten ausgegeben. Von Juli bis November 1917 versorgten die Kriegsküchen 200 000 Haushalte, was einem Drittel der Wiener Bevölkerung entsprach. Einige von ihnen wurden von der Ende 1919 gegründeten »Vienna Public Feeding GesmbH« weiterbetrieben, die zu einem Teil vom Bund, zum anderen Teil von der Gemeinde Wien finanziert wurde. 1920 wurde der Firmentitel in »Wiener Öffentliche Küchenbetriebsgesellschaft« (WÖK) umgewandelt, die ab April 1921 ihr erstes Restaurant in der Herrengasse 16 im 1. Bezirk eröffnete.

Nach dem Ersten Weltkrieg lebten von rund sechs Millionen Österreichern zwei Millionen in Wien. Die provisorische Regierung unter Staatskanzler Karl Renner befürchtete einen Aufstand nach dem Muster der kommunistischen Revolution unter Lenin in Russland, die den Hunger in den Mit-

telpunkt der politischen Debatte stellte. In Österreich wurde ein eigenes Staatssekretariat für Volksernährung eingesetzt, um diesen Notstand zu lösen. Der Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft führte in der Alpenrepublik zu einem Rückgang der Erträge bei Weizen, Roggen und Kartoffeln um ein Viertel. Staatskanzler Renner setzte sich persönlich bei den Siegermächten des Ersten Weltkrieges und den ehemaligen Kronländern, allen voran Ungarn als der »Kornkammer« der Monarchie, für Getreide- und Lebensmittelimporte ein. Doch der Hunger wurde zum Spielball der internationalen Politik, und der Kleinstaat Österreich war nach dem Verlust des Wirtschaftsraumes der Donaumonarchie nun vom Außenhandel und von Lebensmittel- und Kohleimporten abhängig. Dabei wurden diese Hilfslieferungen oft mit den politischen Verhandlungen bezüglich der Nachkriegsordnung als Faustpfand gegen Österreich eingesetzt. Erst nach den Friedensverhandlungen von Saint-Germain und Trianon und der definitiven Festsetzung der Grenze zwischen der Republik Deutschösterreich und den ehemaligen Kron-

Wiener öffentliche Küchenbetriebsgesellschaft (WÖK) vermutlich Margaretengürtel 18, 1926, © Wien Museum, CCO



Das Röntgenzimmer der Tuberkulosefürsorgestelle in Floridsdorf, 1926

© Wien Museum, CCO

ländern besserte sich ab 1920 langsam die Ernährungs- und Versorgungslage der österreichischen Bevölkerung. Die neutrale Schweiz half im Hungerwinter 1918/19 rasch und ohne politische Bedingungen mit Lebensmittel- und Hilfsaktionen für leidende Kinder.

Im letzten Kriegsjahr verbreitete sich mit der Spanischen Grippe ein neues Virus, das durch amerikanische Soldaten eingeschleppt worden war. Nach zeitgenössischen Schätzungen dürfte rund die Hälfte der Einwohner Österreichs an der Spanischen Grippe erkrankt gewesen sein. Offiziell verstarben in der 18 Monate dauernden Pandemie in den Jahren 1918 und 1919 mehr als 20 600 Personen, unter Berücksichtigung von Sekundärinfekten der Lunge und daraus hervorgehenden Lungenentzündungen sogar fast doppelt so viele Menschen. Neben den Städtern war davon auch die Bevölkerung auf dem Land stark betroffen. Überproportional viele Opfer forderte die Pandemie unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen aufgrund der jahrelangen Unterversorgung. Zu den bekanntesten jungen Todesopfern zählte der 28-jährige Maler Egon Schiele, der am 31. Oktober 1918, wenige Tage nach dem Tod seiner Frau, verstarb. Außerdem grassierte die »Wiener Krankheit«: die Tuberkulose. Die Unterernährung der Bevölkerung führte in Zusammenhang mit der sozialen Not zu einem erhöhten Krankheitsrisiko und in Folge zu einer hohen Sterberate. In Friedenszeiten hatte Wien einen Milchbedarf von 900 000 Liter pro Tag, im Jahr 1919 mit einer höheren Einwohnerzahl aufgrund von Flüchtlingen und Kriegsheimkehrern wurde Wien nur noch mit 70 000 Liter Milch pro Tag beliefert. In den Kinderspitälern und sozialen Einrichtungen sowie den Pflegeheimen wurde Milch daher oft mit Wasser gestreckt.

In Wien wurde im Winter 1918/19 der medizinische Notstand durch die Wohnungssituation und den Kohlemangel aufgrund der fehlenden Importe aus der Tschechoslowakei noch weiter verschärft. Damals waren in der Hauptstadt nur fünf Prozent der Wohnungen mit einer eigenen Wasserstelle ausgestattet, Gas war in 14 Prozent der Wohnungen angeschlossen. 73 Prozent der Wiener Bevölkerung lebte in überteuerten Klein- und Kleinstwohnungen bis zu 28 Quadratmeter. Hunderttausende Soldaten und Kriegsversehrte, die von den Fronten des Ersten Weltkriegs am Ost- und Südbahnhof ankamen, erhöhten das Infektionsrisiko der Bevölkerung mit Krankheiten und belasteten das Spitalswesen.

Die Ausstattung und hygienische Situation in den Spitälern und die finanzielle Dotierung diverser Hilfsfonds, die unter anderem die Renovierung der Spitäler finanzieren sollten, waren besorgniserregend. Ebenso war der Flüchtlings- und Invalidenfonds mit der hohen Zahl an Kriegsheimkehrern und -versehrten finanziell überfordert. Private Spenden und Gelder konnten einen qualitativen Verfall der medizinischen Einrichtungen durch die Geldentwertung im Rahmen der Hyperinflation nicht mehr verhindern. 1925 verfügten nur etwa zehn Prozent der hospitalisierten Tuberkulosekranken über einen eigenen Schlafraum, 70 Prozent der Patienten mussten sich aufgrund des Bettenmangels das Spitalbett mit einer anderen Person teilen. Zudem herrschte ein Mangel an



Ärzten und Pflegekräften. Viele Mediziner waren aufgrund von Kriegsgefangenschaft noch nicht in die zivilen Spitäler zurückgekehrt, manche waren gefallen oder galten als vermisst.

Die Inflation führte bis 1924 zu Preistreiberei, Wucher und Schleichhandel. Für einen Laib Brot, der zu Friedenszeiten eine halbe Krone gekostet hatte, musste man im Jahr 1923 nun 6.600 Kronen zahlen. Die öffentliche Fürsorge zählte 39 000 mittellose Flüchtlinge, die in Massenquartieren auf Strohsäcken schliefen und auf die Unterstützung der Gemeinde Wien und der jungen Republik angewiesen waren. 1920 wurden von 14 Fürsorgestellen in Wien 17 000 Tuberkulosekranke versorgt, darunter 3 100 Kinder, zudem erhielten mehr als 20 000 Patienten Lebensmittelzuschüsse.

Die Lebenswelt schien in den unmittelbaren Nachkriegsjahren aus den Fugen geraten. Der enormen Verarmung breiter Bevölkerungsschichten in der Stadt setzte das Rote Wien mit dem sozialistischen Politiker Julius Tandler eine umfassende Wohlfahrtspolitik entgegen. Dabei konnte er ähnlich wie bei anderen sozialen Fürsorgeeinrichtungen auf private Hilfsleistungen aus der Monarchie zurückgreifen, die zumeist im Rahmen der Kriegsvorsorge gegründet wurden. Durch die Reform des Fürsorge- und Gesundheitswesens gelang es, die Not zu lindern und die gesetzliche Basis für eine staatliche Wohlfahrt zu legen. Im Laufe der 1920er-Jahre konnten die Infektionszahlen stabilisiert und die Lebensmittelversorgung verbessert werden. Die junge Republik erholte sich wirtschaftlich, ehe sich am Ende der Dekade die soziale und wirtschaftliche Lage der Menschen aufgrund der politischen Krise im Kampf um die Macht im Staate wieder verschärfte. □

Von »Graswurzeln« zum kommunalen Wohnbau

Da staunten die Wiener nicht schlecht, als am 3. April des Jahres 1921 um die 50 000 Menschen auf dem Rathausplatz aufmarschierten und auf Transparenten forderten: »Gebt uns Land, Holz und Stein – wir machen Brot daraus.« Schon 1920 hatte es die ersten Demonstrationen dieser Art gegeben.

Von Renate Piffli

Was trieb die Menschen damals auf die Straße, und wie kam es zu so machtvollen Kundgebungen? Es waren die »wilden Siedler«, Mitglieder einer »Graswurzel-Bewegung«, einer basisdemokratischen Initiative, die auf die Nahrungsmittelverknappung und die Wohnungsnot nach dem Ersten Weltkrieg reagierte. 1918 wurde daraus eine sozial wie auch politisch heterogene Massenbewegung von mehreren Zehntausend. Die hungernden Menschen hatten zur Selbsthilfe gegriffen und – häufig illegal – brachliegende Flächen im Wiener Umland in Besitz genommen, um Gemüse und Obst zur Eigenversorgung anzubauen. Auch Kleintierhaltung war üblich. Einfache Behausungen (Bretterhütten) dienten als Unterstand und Werkzeugraum. Wien war damals von »Bretteldörfern« umgeben. Man sah sie an den Hängen des Wienerwaldes, in den Donau-Auen und am südöstlichen Rand der Stadt.

Die katastrophale Wohnungsnot führte schließlich dazu, dass nicht wenige dieser Bretterhütten ausgebaut und für Dauerwohnzwecke benützt wurden. Erste Kritik kam auf.

Bretteldorf am Rosenhügel, © :ah! Archiv-Siedlung Rosenhügel



Man rügte die ungeklärten Grundeigentumsverhältnisse, die Errichtung der Bauten ohne Beachtung der Bauordnung und befürchtete die Zerstörung des Wald- und Wiesengürtels rund um Wien.

Schon früh begannen sich die Siedler genossenschaftlich zu organisieren. 1920 gründete der Ökonom Otto Neurath den »Österreichischen Verband für Siedlungs- und Kleingartenwesen«. Geeint konnte man Druck auf die Gemeinde ausüben. So forderten die Siedler in ihren Demonstrationen die Legalisierung der okkupierten Flächen, ein Baurecht und Unterstützung durch Kredite und Baumaterial.

Die nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Wien ab Mai 1919 regierende Sozialdemokratische Partei war in der Frage der »wilden Siedler« ideologisch gespalten. Trotzdem reagierte Bürgermeister Jakob Reumann positiv: Er versprach Hilfe. Einerseits wollte er dieses Wählerpotenzial nicht verlieren, andererseits die illegale Bewegung in kontrollierte Bahnen lenken.

1921 wurde ein »Siedlungsamt« errichtet, das den Genossenschaften in allen Angelegenheiten (rechtlich, finanziell und bautechnisch) beratend zur Seite stand. Für den Aufbau dieser Abteilung waren der Jurist Gustav Scheu und der Kunsthistoriker Max Ermers, beide vehemente Verfechter des Siedlungsgedankens, zuständig. Leiter des Amtes wurde der aus Deutschland kommende Hans Kampffmeyer, ein Kenner der internationalen Gartenstadtidee. Zum Chefarchitekten und Berater wurde Adolf Loos ernannt, ihm zur Seite standen viele renommierte Architekten der Zeit, wie etwa Josef Frank und Margarete Schütte-Lihotzky, die »Kernhaustypen« entwarf.

Zügig begann die Gemeinde die gesetzlichen Voraussetzungen für den Siedlungsbau zu schaffen: Legalisierung der Grundstücke, Erbbaurecht (mit geringem Pachtzins), Finanzierung durch Eigen- und Fördermittel, gemeinnütziges Genossenschaftseigentum am Haus mit gemeinschaftlicher Infrastruktur. Solidarität wurde groß geschrieben. Jedes Mitglied musste bis zu 30 Prozent Eigenleistung durch »Muskelhypothek« am Bau einbringen. Um Ungerechtigkeiten zu vermeiden, wurden die Häuser oft erst nach Fertigstellung den Siedlern zugewiesen. Für die Materialbeschaffung war die

Sandleitenhof, um 1926

© Wien Museum, CCO

1921 gegründete »Gemeinwirtschaftliche Siedlungs- und Baustoffanstalt« (Gesiba) zuständig; für Bauarbeiten die Baugesellschaft »Grundstein«.

Schon bald wurden die ersten Genossenschaftssiedlungen gebaut: Rosenhügel, Heuberg, Hoffingergasse, Hermeswiese, Friedensstadt und Eden, um nur einige zu nennen. Waren die frühen Siedlungsanlagen noch eher unregelmäßig angelegt, baute man später fast ausschließlich Reihenhausanlagen; auch die Parzellengrößen reduzierten sich. Wichtiger Treffpunkt jeder Siedlung war das Genossenschaftshaus, ein Zentrum kultureller, politischer und sozialer Aktivitäten. Bis 1925 zählte man an die 3 000 Siedlungshäuser in über 40 Anlagen.

Wie gewonnen, so zerronnen, muss man wohl mit Blick auf die Siedlerbewegung sagen. Schon bald sollte sich das Blatt nämlich wenden. Während man in anderen Ländern Gartenstadtmodelle an der Peripherie förderte, setzte man in Wien auf einen Gegentrend, nämlich die mehrgeschoßige Blockverbauung innerhalb der Stadt. Der Gemeinderat beschloss im Jahr 1923 ein Wohnbauprogramm, das endlich der Wohnungsnot in Wien ein Ende setzen sollte. 25 000 Wohnungen wollte man in fünf Jahren errichten und diese zu niedrigen Mieten vergeben.

Ermöglicht wurde dieses Programm durch die gesetzliche Festschreibung des Mieterschutzparagrafen aus 1917 und durch eine von Finanzstadtrat Hugo Breitner eingeführte Luxussteuer sowie eine progressiv gestaffelte Wohnbausteuer. Aus diesen Einnahmen konnte die Gemeinde mehr als ein Drittel der Bodenfläche Wiens (meistens Baulücken) erwerben und ihr Bauprogramm starten.

Zwar erteilte man damals dem Siedlungsbau im Wiener Umland keine völlige, aber eine doch deutliche Absage. Die Sozialdemokraten argumentierten kostenorientiert: zu große Bauländerfordernisse, hohe infrastrukturelle Erschließungskosten. Da es in der Folge zur Auflösung vieler Vereine und Genossenschaften kam, trat die Gemeinde Wien selbst als Bauträger auf. Letztendlich sank aber der Anteil von Siedlungshäusern am Gesamtbauvolumen bis 1928 auf vier Prozent.

Umso mehr Augenmerk wurde auf das innerstädtische Bauprogramm gelegt. 190 Architekten (meistens Schüler Otto Wagners) waren daran beteiligt. Natürlich wollten die Sozialdemokraten mit den monumentalen »Superblocks« und der stolz und trotzig als »Ringstraße des Proletariats« bezeichneten Gürtelmeile Flagge zeigen, aber man hatte auch aus den Ideen der Siedlerbewegung gelernt. Architekt Hugo Gessner meinte etwa: »Ich denke mir die Gartenstadt nicht so, dass jedes Haus seinen eigenen Garten haben soll, sondern so, dass die Häuser selbst in einem Park stehen.« Zahlreiche Grünflächen umranden und durchziehen heute die Anlagen, die in der Anfangsphase mit kleinen, jedoch hellen Wohnungen (mit WC und Wasser innen) ausgestattet wurden. Gemeinschaftseinrichtungen wie Badeanstalten, Kindergärten, Büchereien, Sportanlagen, Waschküchen und Einkaufsläden führten zu autarken Strukturen und einem solidarischen Lebensgefühl.



Eines der großen Ziele war es, die Bebauungsdichte zu reduzieren. Waren die Grundflächen der »Mietkasernen« der Gründerzeit bis zu 85 Prozent verbaut (finstere Wohnungen gruppierten sich um enge Lichthöfe), wurden viele Gemeindebauten zu höchstens 50 Prozent, manche sogar noch geringer verdichtet. Vielen Architekten gelang es damit, ihre Bauten der »Gartenstadtidee« zumindest anzunähern. Nennenswerte Beispiele sind der Sandleiten-Hof, der George-Washington-Hof oder der Karl-Marx-Hof.

Das 1923 gesetzte Ziel, in fünf Jahren 25 000 Wohnungen zu errichten, wurde schon 1926 erfüllt. Mit diesem Bauprogramm ist es Wien damals – im Gegensatz zu vielen anderen Ländern – gelungen, die katastrophale Wohnungsnot für einkommensschwache Bürger zu beenden. Heute gelten die Wiener Gemeindebauten als Ikonen kommunaler Wohnbauarchitektur und beliebter Anziehungspunkt für Besucher aus aller Welt.

Bleibt abschließend nur die Frage: Was wurde letztendlich aus den »wildern Siedlern«? Die Absage an den »Siedlungsbau« Mitte der 1920er-Jahre hatte Auswirkungen. Wien blieb bis Mitte der 1960er-Jahre von »wildern Siedlungen« umgeben. Erst nach und nach wurden sie legalisiert und infrastrukturell ausgebaut. Einige Anlagen wurden geschleift, aus vielen gingen Kleingartenanlagen hervor; auch privater Grunderwerb wurde möglich. Das letzte »Bretteldorf« nördlich der Donau musste 1964 der Gartenbaumesse (WIG) weichen. □

»Emanzipation auf Leihbasis«

Der Wandel im traditionellen Rollenbild der Frauen setzte am Beginn des 19. Jahrhunderts ein, doch wesentliche Änderungen gab es erst während des Ersten Weltkrieges. Sie wurden bisweilen als Emanzipationsschub wahrgenommen, was heute als wissenschaftlich überholt gilt, da nach der Rückkehr der Männer aus dem Krieg die Frauen in »Frauenrollen« zurückgedrängt wurden.

Von Gina-Maria Husa

Schon lange vor dem Ersten Weltkrieg führte der grundlegende Wandel von der klein strukturierten Heimindustrie zur industriellen Fertigung zu einem Ansteigen der Frauenerwerbstätigkeit. Diese beschränkte sich allerdings im Wesentlichen auf niedrig qualifizierte beziehungsweise schlecht bezahlte Tätigkeiten, wie im Bereich der persönlichen Dienstleistungen als Köchinnen oder Dienstmädchen oder als Hilfsarbeiterinnen in den Fabriken. Höher qualifizierte Tätigkeiten blieben Frauen weitgehend verschlossen, sie wurden von Angehörigen der besseren Gesellschaft aufgrund tradierter Rollenbilder auch nicht als erstrebenswert erachtet.

Als persistenter Hemmschuh für Frauen erwies sich vor allem der mangelnde Zugang zu (höherer) Bildung. So durften sie erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine Matura ablegen, wobei der Satz »berechtigt zum Studium an der Universität« standardmäßig durchgestrichen wurde. Die ersten Maturantinnen kamen aus dem Milieu des gehobenen Bil-

dungsbürgertums und legten ihre Maturaprüfungen extern ab. Von den angesehenen Berufen durften Frauen einzig und allein den der Lehrerin ergreifen, sie mussten aber auf Heirat verzichten und wurden schlechter entlohnt als ihre männlichen Kollegen, denen eine Eheschließung nicht verwehrt war.

Schon ab 1870 hatten sich Eugenie Schwarzwald und Marianne Hainisch für die Mädchenmatura eingesetzt, eine Forderung, die erst 1896 gesetzlich erfüllt wurde. Gabriele Possanner war die erste Frau, die – nach einem erfolgreichen Studium in der Schweiz – 1897 an der Universität Wien in Medizin promovierte. Danach mussten weitere zwölf Jahre vergehen, bis Margarete Schütte-Lihotzky ein Architekturstudium abschließen konnte: Zu dieser Zeit war es fast undenkbar, dass man einer Frau den Bau eines Hauses anvertraute.

Trotz dieser Vorreiterinnen hatten die meisten Frauen weiterhin wenig Chance auf Bildung und waren damit auf schlecht bezahlte Berufe beschränkt. Volkszählungs- und Versicherungsdaten beweisen, dass sich in den circa 100 Jahren zwischen Vormärz und 1934, insbesondere aber zwischen 1900 und 1934 die Frauenerwerbsquoten in Wien kaum verändert haben: Von 35 Prozent stieg sie bis 1869 auf 38 Prozent, um sich bis 1934 lediglich um einen Punkt auf 39 Prozent zu erhöhen.

Eine Sonderstellung nahmen hochgebildete Frauen ein, meist aus höheren Kreisen und ohne formellen Schulabschluss. Sie betrieben die berühmten Wiener Salons, Treffpunkte von Künstlern, Intellektuellen und Persönlichkeiten der »besseren Gesellschaft«. Selbst wenn sie sich als Schriftstellerinnen oder Journalistinnen betätigten, wie Marie von Ebner-Eschenbach, Bertha von Suttner, Berta Zuckerkandl oder Lina Loos, bekamen sie nur sehr zögerlich berufliche Anerkennung und angemessene Bezahlung. Schauspielerinnen wie Charlotte Wolter, Musen wie Alma Mahler-Gropius-Werfel oder Businessfrauen wie Anna Sacher waren absolute Ausnahmeerscheinungen, ihre stetig steigende Zahl half jedoch, das Frauenbild allmählich zu revidieren.

Tramwayschienen-Reinigerinnen,
Kriegspostkarte aus der Serie »Die Frau im Kriege«, 1916

© Wien Museum, CCO



Die Frau im Kriege.

Tramwayschienen-Reinigerin.

Die ersten Frauen im Parlament,
 Sektor mit weiblichen Abgeordneten der
 Sozialdemokratischen Partei von links vorne beginnend:
 Adelheid Popp, Therese Schlesinger, Anna Boschek, Emmy
 Freundlich, Maria Tusch, Amalie Seidel, 4. März 1919
 © Österreichische Nationalbibliothek

Der Erste Weltkrieg und seine Auswirkungen stellte, was die veränderte Rolle der Frauen in Wirtschaft und Gesellschaft betrifft, nur eine scheinbare Zäsur dar. Da die wehrfähigen Männer in den Krieg gezogen waren, mussten Frauen ihre Arbeitsplätze einnehmen. Während sich Adelige oder Angehörige des Bürgertums in Lazaretten verdient machten, war es an den Arbeiterfrauen, die Männer in sämtlichen Bereichen der Wirtschaft wie in der (Kriegs-)Industrie, im Transportwesen und in der Landwirtschaft zu ersetzen. Frauen stiegen in dieser Zeit mangels Alternativen in höhere, davor nur Männern vorbehaltene Positionen auf, es fand eine Verlagerung der Berufstätigkeit statt: Textilarbeiterinnen wurden zu Arbeiterinnen in den besser bezahlten Maschinen-, Metall-, Eisen- und Chemiebetrieben oder fanden Beschäftigung in höher angesehenen Berufen, etwa als untere und mittlere Angestellte in der Administration. Manche erreichten sogar Führungspositionen. Frauen aller Schichten mussten den Verdienstaufschlag der Männer kompensieren. Gleichzeitig waren sie aufgrund der Abwesenheit ihrer Ehegatten auch Haushaltsvorstand und als solche für sämtliche Entscheidungen den Alltag und die Kinder betreffend allein verantwortlich. Darüber hinaus kümmerten sie sich um die Aufbringung des Lebensunterhalts und um ausreichende Nahrungsmittelversorgung.

Diese Besetzung von als männlich angesehenen Positionen in der Kriegswirtschaft war allerdings nur eine »Emanzipation auf Leihbasis«, denn nach dem Krieg wurden die Frauen vor allem durch staatliche Maßnahmen aus den neu gewonnenen Bereichen verdrängt und gezwungen, die kurzfristig erworbenen Berufe und Handlungsspielräume wieder an die aus dem Krieg zurückkehrenden Männer abzugeben. Frauen fanden zwar weiterhin Arbeit in der boomenden industriellen Produktion sowie zunehmend als Sekretärinnen, Schreibkräfte, Telefonistinnen und im Handel als Verkäuferinnen, dies waren jedoch bezeichnenderweise Berufe, die kürzere Ausbildungszeiten erforderten, schlechter bezahlt wurden und keine Aufstiegsmöglichkeiten boten.

Es kam darüber hinaus zum Phänomen der »Domestizierung« der Frauen. Im Bürgertum wie in den (klein)adeligen Kreisen konnten sich immer weniger Familien, nicht zuletzt wegen des inflationsbedingten Verlusts zahlreicher Vermögen, Dienstboten leisten. So übernahm die Dame des Hauses, die bisher als Familienmanagerin fungiert hatte, immer mehr selbst die Hausarbeit und wurde zunehmend zur Hausfrau. Insgesamt führte der Erste Weltkrieg zu einer strukturellen Angleichung von Arbeiter- und Bürgerhaushalten. Mit dem sozialen Wohnbau verbesserte sich die Lage der Arbeiterhaushalte: Die Wohnungen waren größer und besser ausgestattet, man übernahm die bürgerlichen Traditionen eines »ordentlichen« Haushaltes. Damit wurde die Haushaltsarbeit durch Einkaufen, Kochen, Nähen, Aufräumen aber noch umfangreicher, und diese Aufgaben waren in Arbeiterhaus-



halten ebenfalls ausschließlich den Frauen zugewiesen. Dabei blieben die Frauen nach wie vor erwerbstätig, auch wenn ihr Einkommen lediglich als Zuverdienst betrachtet wurde. Diese Geschlechterpolarität führte zur klassischen Doppelbelastung der Frauen und kann de facto als eine Rückwärtsbewegung betrachtet werden, gegenläufig zu den Ideen der Frauenemanzipation und der Aufklärung in ihrem Bestreben nach Gleichstellung der Geschlechter. Erst in den späten 1920er-Jahren tauchte ein neuer Frauentypus auf: unverheiratet, berufstätig, frei – aber grundsätzlich weiterhin schlechter bezahlt als Männer.

Gesellschaftspolitisch und wirtschaftlich bedeutete der Erste Weltkrieg also keinen echten Fortschritt für die Frauen, anders war es allerdings im Bereich der Politik. Vor dem Krieg schien das Bestreben von Frauen, an politischen Prozessen teilzuhaben, undenkbar: Politisches Engagement von Frauen wurde in früheren Jahrhunderten sogar bestraft. Das zeigte zum Beispiel die Hinrichtung der Französin Olympe de Gouges 1793 oder das Schicksal von Karoline von Perin-Gradenstein, 1848 Vorsitzende des Wiener Demokratischen Vereins, die mit Landesverweis, Gefängnis, Wegnahme ihrer Kinder und Entmündigung büßen musste. Durch das während der Kriegszeit neu erworbene Selbstbewusstsein konnten sich Frauen nun politisch durchsetzen. 1918 erhielten sie – elf Jahre nach den Männern – das Wahlrecht, und nach den Wahlen 1919 nahmen acht Frauen Platz im Nationalrat, unter ihnen die Sozialdemokratin Adelheid Popp und Hildegard Burjan aus den Reihen der Christlichsozialen. Damit stellten sie rund fünf Prozent der Abgeordneten. Heute, 102 Jahre später, beträgt der Frauenanteil übrigens 39,9 Prozent und damit noch immer weniger als die Hälfte. □

Zwischen Wohlfahrt und Sinnestaumel

Die goldenen Zwanzigerjahre, die Roaring Twenties, waren eine Zeit, in der man alles für möglich hielt, die für die neuen Voraussetzungen aber denkbar schlecht vorbereitet war. Ein Leben zwischen Bubikopf und Dirndlzopf, ein Tanz auf dem Vulkan, wie sich bald herausstellen sollte.

Von Beate Graf

Hugo Bettauer schreibt in seinem Roman »Hemmungslos« (1920): »Aus allen Zukunfts- und Gegenwartssorgen flüchtete man zu Gott Eros, und die öffentlichen Sittenrichter, die Leitartikler, die Prediger auf der Kanzel fanden taube Ohren, erweckten nur ein Echo hysterischen Gelächters«, denn »alles wollte leben, das Heute genießen.«

In der Zeit zwischen den Verheerungen des Ersten Weltkriegs und dem Erstarken totalitärer Diktaturen wehte vielfach noch der Wind aus der »Welt von Gestern« herüber, über die Stefan Zweig schreibt: »War die Sexualität schon nicht aus der Welt zu schaffen, so sollte sie wenigstens inner-

halb ihrer Welt der Sitte nicht sichtbar sein. Es wurde also die stillschweigende Vereinbarung getroffen, den ganzen ärgerlichen Komplex weder in der Schule, noch in der Familie, noch in der Öffentlichkeit zu erörtern und alles zu unterdrücken, was an sein Vorhandensein erinnern konnte.«

Dabei verfügte Wien, die Stadt Sigmund Freuds, Wilhelm Reichs und Alfred Adlers, über ganz hervorragende theoretische Voraussetzungen für die nüchterne Befassung mit Themen der Sexualität – wenn nicht eine erstaunliche Mischung aus Sinnlichkeit und sexueller Heuchelei, bürgerlicher Moral und Verdrängung, Neurosen und Hysterie herübergegrüßt hätte. Wien war die Hauptstadt der Sexual-Theorie.

Die Notwendigkeit der Aufklärungsarbeit erkannten auch die Stadtväter des Roten Wien, allen voran der Stadtrat für Wohlfahrts- und Gesundheitswesen Julius Tandler. Das »Wiener System« umfasste: Ehe- und Mütterberatung, Kindergärten, Sanatorien und Fürsorge; dafür richtete er 1922 im Rathaus die »Gesundheitliche Beratungsstelle für Eheerberber« ein. Es war dies ein Kompromiss, der als Ergebnis einer Debatte in der Arbeiter-Zeitung um ein Attest für Heiratswillige zustande kam. Herzstück war die »generative Ethik«, die Verantwortung für den »erbgesunden Nachwuchs«. Für Tandler war die Ehe kein Bund zweier Liebender, sondern eine Institution zur Sicherung der Existenz der Menschheit, ein Instrument der Bevölkerungspolitik. Neben der Hebung der Geburtenrate hatte er auch die Kosten für »unwertes Leben« im Auge, sprach von »vernünftiger Zuchtwahl«, also »einer vernünftigen Auslese der sich paarenden Menschen«, von einer positiven Eugenik, die auf Anreiz statt auf Tilgung setzt.

Eine zentrale Rolle spielte zudem der Begriff »Hygiene« in allen denkbaren Zusammensetzungen: Sozial-, Ehe-, Sexualhygiene. Der »Aufzuchtinstinkt« hätte der kontrollierende Faktor des Geschlechtstriebes und der Selektion werden sollen. Bald stellte man fest, dass die Klientel bevorzugt nach der Eheschließung vorsprach und mehr an Verhütungs- und Abtreibungsfragen interessiert war als an Verantwortung für das Menschengeschlecht. Erfolgreicher verlief der Einsatz des neuen Massenmediums Film, wengleich »Hygiene in der

Sophie Lazarsfeld

© Österreichische Nationalbibliothek



Er und Sie Wochenschrift für Lebenskultur und Erotik, 1924
 © Wikipedia gemeinfrei/ÖNB

Ehe« (1922), eine Mischung aus Spielfilm, Fakten und Trickfilm, überaus kontrovers diskutiert wurde, vor allem wegen der ungeschminkten Darstellung des Geburtsvorgangs. Neben der städtischen Beratung kam im Februar 1924, vom Magistrat beargwöhnt, die Zeitschrift für Lebenskultur und Erotik »Er und Sie« des Journalisten Hugo Bettauer auf den Markt, in der bereits in der ersten Ausgabe die »erotische Revolution« ausgerufen wird. Es ist heute nur mehr schwer nachvollziehbar, woran sich die Geister entzündet hatten, was zum Niveau der Behandlung der Frage zu Sittlichkeit und Jugendschutz geführt hat, zu wüsten Szenen, Schlägerei, Handgemenge im Gemeinderat. Eine »Flut von Pornographie« wurde erkannt, Entsittlichung und Verseuchung des Volkes. Ein Geschworenengericht musste entscheiden, sprach Bettauer frei und gleichzeitig sein Todesurteil: Ein Attentat im Jahr darauf überlebte er nicht.

Nach wenigen Ausgaben wurde »Er und Sie« eingestellt und durch »Bettauers Wochenschrift. Probleme des Lebens« abgelöst. Eine wesentliche Neuerung dieser Zeitschriften war die Einführung der Kontaktanzeige. Der Kampf um Frauenrechte, gleichgeschlechtliche Liebe, Abtreibung, Wohnungsnot und Mieterschutz, Drogenkonsum, Jugendschutz, Scheidungsrecht – Themen der Hefte des »Sozialarbeiters und Seelentrösters« Bettauer werden bis heute verhandelt.

Gleichzeitig entstand eine Flut von Druckwerken, denen gemeinsam war, dass sie »Erotik« im Untertitel führten (Ich und Du, Adam und Eva, Wir zwei und ähnliche Titel) sowie eine große Zahl an Ratgeberliteratur, die bekanntesten: Sophie Lazarsfelds »Wie die Frau den Mann erlebt« und Theodor van de Veldes »Die vollkommene Ehe«.

Ende der 1920er-Jahre gründete Wilhelm Reich, der von Freuds Triebunterdrückung als unabdingbare Voraussetzung für die Kulturentwicklung der Gesellschaft nichts hielt und das Vergnügen zur Norm erhob, gemeinsam mit Marie Frischauf eine weitere Anlaufstelle, die »Sozialistische Gesellschaft für Sexualberatung und Sexualforschung für Arbeiter und Angestellte«, deren Angebot von Aufklärung für Jugendliche bis zu Informationen zur Empfängnisverhütung und über Geschlechtskrankheiten reichte.

Otto Groß, der Vertreter einer anarchistischen matriarchalischen Psychologie und Prophet der sexuellen Revolution und der freien Liebe, entfaltete seine Wirkung weniger durch theoretische Schriften denn im mündlichen Vortrag, vor allem in Kaffeehäusern. Er trat mit keinem geringeren Anspruch an, als die Menschen glücklich zu machen und das Leid aus der Welt zu schaffen, dabei eine Brücke zwischen Adler und Freud zu schlagen. Er hat die Zwanzigerjahre nicht mehr erlebt, lebte aber in den Werken der Schriftsteller weiter (Franz Werfel, Frank Wedekind, Johannes R. Becher) und war der Gegenentwurf zu Otto Weininger, der gerade durch seinen Suizid 1903 in Beethovens Sterbezimmer noch lange Zeit mit seinem philosophischen Konzept der Bisexualität Wirkung entfaltete.

Zu Fragen der Homosexualität, Prostitution und Kuppelei hatte sich bereits Anfang des Jahrhunderts Karl Kraus eingehend geäußert und auf »die schiefe und lächerliche Beziehung zwischen Kriminalität und Sittlichkeit« hingewiesen,



schließlich die Textbeiträge in der »Fackel« als Buch (1908) herausgegeben. Der Gesetzgeber eifere stets dort »wo Trieb und freier Wille mündiger Menschen ein Einverständnis schufen« und wo auf dem »Fettboden der Strafsanktion der Weizen der Erpressung« blühe.

Im Wien der Zwanzigerjahre entstand zwar der Begriff »andersrum«, Magnus Hirschfeld hielt hier 1922 einen Vortrag zum Thema, doch Lesben und Schwule stellten, anders als in Berlin, keine nennenswerte Bewegung dar. Das mag am »gesetzgeberischen Stumpfsinn« (Karl Kraus) gelegen sein, der Kriminalisierung der »Unzucht wider die Natur mit Personen desselben Geschlechts«. Beliebte Lesbentreffpunkte waren das Tabarin in der Annagasse, die Bar des Parkhotels Schönbrunn, das Café Tirolerhof (auch für Schwule). Karl Kraus: »So wie die Strafdrohung, die sich der homosexuellen Tat an die Fersen heftet, der Erpressung hilft, so fördert die Verfolgung der Kuppelei die Ausbeutung.«

Der erste Bordellroman der deutschsprachigen Literatur, Else Jerusalems Werk mit dem unverfänglichen Titel »Der heilige Skarabäus«, der das Thema der Ausbeutung breit darstellt, kommt aus Wien und hielt 1926 bei der 40. Auflage. Anders als in der etwa zur gleichen Zeit erschienenen »Mutzenbacher« ist er frei von Bettszenen. Das Verbot der gewerblichen Prostitution und Kuppelei geriet in den 1920er-Jahren völlig außer Kontrolle. »Wien befand sich«, so Bettauer, in einem »sinnlichen Taumel, den man oft bei Lungenschwindsüchtigen, deren Lebenstage gezählt sind, beobachten kann.« □

Kathedralen des Konsums

»Es gibt keinen Fremden, der bei einem, wenn auch nur flüchtigen Besuche Wiens, nicht bewundernd das Prachtgebäude an der Ecke des Grabens und des Stock im Eisenplatzes betrachtet hätte. Wie oft hören wir nicht die Frage: Welchem Cavalier gehört dieses Palais?« (Wiener Weltausstellungs-Zeitung, 15. September 1871)

Von Christa Bauer

Der »Cavalier« war Philipp Haas, der in seiner Weberei in Gumpendorf Kleidung, Möbelstoffe und Teppiche produzierte und damit Weltruhm erlangt hatte. Die Pläne für das zwischen 1865 und 1867 erbaute »Warenhaus Philipp Haas & Söhne« am Stock-im-Eisen-Platz stammten von August Sicard von Sicardsburg und Eduard van der Nüll, den Architekten der Hofoper. Die Konstruktion des ersten Warenhauses Wiens erfolgte erstmals in »Eisenständerbauweise« und erregte dementsprechend Aufsehen – im Gegensatz zur Oper kam das »Haas-Haus« gut bei der Bevölkerung an. Allerdings entsprach es keineswegs der gängigen Interpretation eines »Warenhauses«, denn von unterschiedlichen Artikelgruppen war keine Rede.

Die Idee des Warenhauses geht auf den Pariser Geschäftsmann Aristide Boucicaut zurück, der in seinem »Le Bon Marché« bereits seit den 1850ern das Prinzip umsetzte, »alles unter einem Dach« anzubieten. Die Waren wurden vorteilhaft präsentiert und durften angefasst werden, außerdem bot

das »Bon Marché« weitere Annehmlichkeiten wie sanitäre Einrichtungen und einen Kaffeesalon, ja sogar ein Krankenzimmer für vom Kaufrausch erschöpfte Kundinnen, deren gelangweilte Männer sich in einem Lesezimmer die Zeit vertreiben konnten.

Die Warenhäuser in Wien waren meist auf bestimmte Produkte spezialisiert, feste Preise, Umtauschrecht und Barzahlung (das bisher gängige »Anschreiben« gab es nicht mehr) sowie moderne Werbemaßnahmen in Form von Zeitungsannoncen, Plakaten und gezielten Verkaufsaktionen wurden von Boucicaut hingegen übernommen.

Philipp Haas fand rasch Nachahmer. Dazu gehörte die Firma Thonet mit ihrem Geschäftshaus in der Kärntner Straße 12, errichtet ab 1875/76 von Ferdinand Fellner und Hermann Helmer. Wenig später folgte das Porzellanwarenhaus Wahliss (Kärntner Straße 17) nach Plänen von Gustav Korompay, dessen Fassade sehr passend mit blau-weißen Porzellanfliesen aus Karlsbad verkleidet wurde.

Auch der Kleiderhersteller Jacob Rothberger vertraute den Bau seines Geschäftshauses (1884–85) am Stephansplatz 9 den Architekten Fellner & Helmer an. Es zog besonders viele Schaulustige an, bestand doch die gesamte Straßenfront aus Schaufenstern! Rothberger bot nicht nur günstige Preise, sondern mit der »Kleiderschwemme« eine absolute Novität: Für die Rückgabe alter Kleidung (die er spottbillig wieder verkaufte) wurde bei Neukauf ein Rabatt gewährt. 1893 erwarb Rothberger das Haus am Stephansplatz 11 und ließ es von Fellner & Helmer umbauen. Da das dazwischen liegende Warenhaus Anton Kranner ebenfalls von diesem kongenialen Architektenduo entworfen worden war, boten die drei Gebäude den Anblick eines einheitlichen Häuserensembles. Im Damenkonfektionshaus Zwieback (Kärntner Straße 11) hatte eine Frau das Sagen: Ella Zirner-Zwieback. Unter ihrer Leitung wurde aus dem 1877 gegründeten Unternehmen das führende Modehaus der Stadt. Jede Frau, die Wert auf Eleganz und den letzten modischen Schrei aus Paris legte, kleidete sich im »Maison Zwieback« ein. Ella ließ die Innenräume des Geschäfts 1910 von Friedrich Ohmann umgestalten, ebenso wie das »Café Zwieback« im benachbarten Palais Pereira, das sie 1921 kaufte. Ella war eine vielseitige Frau: Die

Der Zentralpalast in der Mariahilferstraße, um 1911

© Wien Museum, CC0



Ella Zirner-Zwieback, 1927

© Österreichische Nationalbibliothek

ausgebildete Pianistin mutierte zur erfolgreichen Geschäftsfrau, entwarf selbst Kleider, gründete einen Frauenfußballverein und war in zahlreichen sozialen Projekten engagiert.

Durch die Ansiedlung dermaßen vieler renommierter Geschäfte waren die Miet- und Grundstückspreise in der Innenstadt so massiv gestiegen, dass sich immer mehr Unternehmen außerhalb der Ringstraße niederließen. Besonders die Mariahilfer Straße wurde zu einer beliebten Geschäftsstraße mit eindrucksvollen Einkaufspalästen, die mit ihrer großen Produktauswahl der Idee Boucicauts am nächsten kamen.

Einer dieser Paläste war das 1863 noch als Gemischtwarenhandlung gegründete Kaufhaus Herzmansky. Es befand sich seit den 1890ern in der Mariahilfer Straße (am Standort des heutigen Peek & Cloppenburg) und entwickelte sich zum größten Textilhaus der gesamten Monarchie. Es verfügte über modernste Technik und sogar über eine »eiserne Nothstiege«, über die man bei Ausbruch eines Feuers in einen Garten gelangen konnte. Für den Fall, dass der Strom und damit das elektrische Licht ausfiel, gab es eine Notgasbeleuchtung. Leider wurde eine der technischen Errungenschaften dem Firmengründer zum Verhängnis, denn August Herzmansky starb im Dezember 1896 bei einem Unfall mit dem Aufzug.

Alfred Gerngroß, ein ehemaliger Mitarbeiter Herzmanskys, besaß an der Mariahilfer Straße 42–48 ebenfalls ein Warenhaus, geplant einmal mehr von Fellner & Helmer. Neben zahlreichen Geschäftsräumen auf fünf Etagen hatte das Jugendstilgebäude einen Wintergarten, eine Konditorei und eine Arztpraxis. Wegen der permanenten Brandgefahr war das Gebäude mit 29 Hydranten sowie rund 40 »Tastern zur Alarmierung der Hausfeuerwehr« bzw. der städtischen Feuerwehr versehen. Die Schaufenster im Erdgeschoß hatten eine »Berieselung«, also eine Art Sprinkleranlage.

So unterschiedlich die Kaufhäuser waren, das reichhaltige Angebot an Unterhaltungsmöglichkeiten neben dem »Shopping« war ihnen gemein. Tee- und Kaffeesalons zählten ebenso zur Standardeinrichtung wie Lese- und Sanitärzimmer, WC-Anlagen, Telefonzellen, Bars, Spielzimmer für Kinder, Rolltreppen, Waren- und Personenlifte sowie eine aufwändige Beleuchtung. Der »Mariahilfer Zentralpalast« (Mariahilfer Straße 120, später Stafa) hatte sogar ein Tanzlokal!

Am beliebtesten waren bei der potenziellen Kundschaft die verglasten und aufwändig dekorierten Schaufenster. Manchmal war das gesamte Erdgeschoß eine einzige Glasfront und in der Nacht hell beleuchtet – viele Menschen gingen deswegen bevorzugt abends auf einen Schaufensterbummel! Kein Wunder, dass der Schriftsteller Joseph Roth von der »unheimlichen Macht eines zerbrechlichen Fensterglases« schreibt. Häufig blieb es aber beim Schauen, denn nicht jeder konnte sich die angebotenen Waren leisten. Wie Roth weiter treffend bemerkt, mussten »viele bei vollgefressenen Pupillen weiterhin am leeren Magen leiden.«

Natürlich waren die Warenhäuser starke Konkurrenz für die kleinen Gewerbebetriebe. Die mehrfache Forderung der Christlichsozialen Partei nach einer Warenhaussteuer sowie einem Verbot von Neueröffnungen wurde jedoch nicht erfüllt.



Konservative Kreise empfanden die Einkaufstempel überhaupt als Provokation: Sie veränderten das bisherige Kaufverhalten nachhaltig und führten zu einer »Demokratisierung des Konsums«: Viele der angebotenen Produkte wurden industriell hergestellt und dadurch für immer größere Käufergruppen leistbar. Die Folge war eine Vermischung aller sozialen Schichten, man war nicht mehr unter sich!

Die meisten großen Kaufhäuser hatten jüdische Besitzer, und es kam wegen deren angeblich »jüdischen Art des Handels« immer häufiger zu antisemitischen Anfeindungen. Dieses »Problem« löste sich 1938 auf grausame Weise, denn fast alle Unternehmen wurden nach dem »Anschluss« arisiert und bekamen neue Besitzer. Kaum eines wurde nach dem Zweiten Weltkrieg restituiert, wobei es nicht viel zum Restituieren gab: Die meisten Warenhäuser waren während der Bombardierungen stark beschädigt oder völlig zerstört worden.

Einkaufszentren, die alle Kundenwünsche erfüllen und auch gastronomischen Ansprüchen gerecht werden, sind für uns heute selbstverständlich. Was diesen jedoch fehlt, sind die Eleganz und die einzigartige Atmosphäre, die die ersten Warenhäuser Wiens so erfolgreich und zu beliebten Orten der Geselligkeit machten. □

Reisen zur Erholung und zum Vergnügen

Die Lust am Reisen entstand bereits im 18. Jahrhundert, allerdings war Reisen in dieser Zeit dem Adel und den reichen Gesellschaftsschichten vorbehalten. Darunter sind die »Kavalierstouren« junger adeliger Männer, die ihre Bildungsreisen vornehmlich nach Italien unternahmen, hervorzuheben.

Von Elisabeth Beranek

Einer der bekanntesten Bildungsreisenden war Johann Wolfgang von Goethe. In seiner fast zweijährigen Italienreise wollte er die Antike neu entdecken, und er schuf mit seinen Reiseberichten die »Sehnsucht nach dem Süden«. Goethe reiste mit seiner eigenen Kutsche, doch das wichtigste Transportmittel war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Postkutsche.

Der Eintritt in das Industriezeitalter verursachte nicht nur einen tiefgreifenden Wandel in Wirtschaft und Politik, sondern hat die Gesellschaft und deren Lebensweise grundlegend verändert. Der Bau von Bahnlinien kreuz und quer durch die Länder der Habsburger-Monarchie und die Umstellung von Segel- auf Dampfschiffahrt ermöglichten Reisen aufs Land zur Sommerfrische genauso wie Reisen zur Kur und ans Meer. Wien war der wichtigste Bahnknotenpunkt der Monarchie, und die verschiedenen Kopfbahnhöfe hatten ihr spezielles Reisepublikum. Wollte man in die Berge nach Tirol oder in die Schweiz, begann die Reise am Kaiserin-Elisabeth-Bahnhof (Westbahnhof). Die Luxuszüge zu den böhmischen Bädern fuhren am Franz-Josefs-Bahnhof ab. Die Fahrt nach Raab oder Budapest startete man am Ostbahnhof. Der Südbahnhof verband die Reichs- und Residenzstadt Wien mit den Adria Häfen Triest und Fiume und den Badeorten an der österreichischen Riviera.

Kaiserliche Sommerfrische

Bereits zur Römerzeit wurden die heilsamen Schwefelquellen in Baden bei Wien zu therapeutischen Zwecken genutzt. Eine Hochblüte erlebte Baden, als Kaiser Franz ab 1796 in der Kurstadt seine Sommerresidenz einrichtete. Mehr als 30 Jahre hindurch verbrachte er jeden Sommer in der »biedermeierlichen Stadt«. Das Vergnügen, der sommerlichen Hitze der Großstadt Wien zu entfliehen, teilte der Adel mit ihm, außerdem das reiche Bürgertum, Künstler und Prominenz. Der kaiserliche Kurort schlechthin wurde später aber Ischl im Salzkammergut. Ischls Aufstieg zum Kur- und Badeort ist dem Wiener Arzt und Wohltäter Franz Wirer zu verdanken. Seine Kurerfolge mit Mineralsolebädern und die würzige Gebirgsluft des Ortes sorgten für einen raschen Anstieg an Kurgästen. Die prominentesten Patienten waren ab 1827 das

Erzherzogspaar Franz Karl und die durch mehrere Fehlgeburten geschwächte Sophie, die Eltern des späteren Kaisers Franz Joseph, deren später und lang ersehnter Kindersegen sich erst nach erfolgreich absolvierter Kur einstellte. Die Liebe zum Salzkammergut war Franz Joseph somit bereits in die Wiege gelegt worden. In der Kaiservilla, dem Hochzeitsgeschenk seiner Mutter zur Vermählung mit Prinzessin Elisabeth in Bayern, verbrachte das Kaiserpaar viele Sommer. Die herrliche Landschaft und die vielen Möglichkeiten zu Landpartien und Bergtouren erfreuten nicht nur Elisabeth und Franz Joseph. Im Sog der kaiserlichen Familie und des Hofadels kamen Schriftsteller, Schauspieler und vor allem Künstler aus Operette und Musik. Den noblen Kurgästen fehlte es an nichts. Selbstverständlich verfügte Ischl, als einer der berühmtesten Kurorte der k. u. k. Monarchie, über eine reiche Ausstattung zum Müßiggang: Kurpromenade mit Sitzbänken, Kurpark mit Denkmälern, Trinkhalle, Musikpavillon mit Kurkapelle, Kaffeehäuser und ein Kurtheater. Größen aus der klassischen Wiener Operettenwelt, wie Johann Strauß, Franz Lehár, Leo Fall, Edmund Eysler und viele mehr, schrieben während ihrer Sommerfrische so manche ihrer unsterblichen Operetten. Zur allgemeinen Seligkeit fehlte aber noch ein wesentlicher Bestandteil: Ischl hatte keine Kurkonditorei. Auch dafür sorgte Dr. Wirer, er holte den Wiener Zuckerbäcker und Weinhändler Johann Zauner als k. u. k. Hoflieferant nach Ischl.

Bürgerliche Sommerfrische

Der wichtigste Motor für die Entwicklung des Tourismus in der Donaumonarchie war die Eisenbahn. Der sukzessive Ausbau der Wiener Südbahnstrecke ermöglichte Mobilität für breitere Gesellschaftsschichten. Die bisherigen Landpartien und Sommeraufenthalte der »Wiener Ringstraßen-Gesellschaft« verlagerten sich von ihren Landsitzen in den Vororten von Wien in die Gegend der Wiener Alpen. Einer dieser ersten Orte in der Semmering-Region war Reichenau. Die Naturangebote, die gute Erreichbarkeit und der Kontakt des Großunternehmers und »Thalhof«-Besitzers Ignaz Waissnix zum Kaiserhaus und der Wiener Gesellschaft machten aus Reichenau ein städtisches Naherholungsgebiet.



Seebad Grado, Plakat von Josef Maria Auchentaller, 1906, © Wien Museum, CCO

Die Wiener Elite der Gründerzeit ließ ihre Villen von berühmten Ringstraßen-Architekten in ausgewählten Lagen mit Fernsicht errichten. Die Konkurrenz zwischen Adel und Bourgeoisie zeigte sich im Bau der »Villa Wartholz« für Erzherzog Karl Ludwig, dem Bruder von Kaiser Franz Joseph, und der »Rothschild-Villa« des Baron Nathaniel Rothschild. Um 1900 war es auch für höhere Beamte, Offiziere, Rentiers und Gewerbetreibende üblich geworden, die Sommermonate auf dem Land zu verbringen.

Der Maler und Hofbildhauer Franz Schönthaler und Friedrich von Schüller, Generaldirektor der Südbahn, erschlossen mit ihrer pionierhaften und visionären Weitsicht die »Enklave Semmering« als Höhenluftkurort. Die Errichtung des Südbahnhotels und dessen Dependancen sowie die damit geschaffene Infrastruktur waren die Keimzelle für den Fremdenverkehr und den beginnenden Massentourismus. Pioniergeist und Geschäftsinteresse zeigte auch der Architekt Franz Ritter von Neumann. Ein Großteil der Semmering-Villen wurde von ihm gebaut. Bald prägten weitere Großhotels, wie das »Panhans« oder das »Erzherzog Johann« von Viktor Silberer, die Landschaft. Noch vor Ende des 19. Jahrhunderts kamen die ersten Skifahrer in das Semmeringgebiet. 1908 lernte Erzherzog Karl, der spätere Kaiser Karl I., auf der »Panhans-Wiese« Skifahren. Eine weitere Attraktion am Semmering waren die Automobil- und Motorradrennen, die viele Gäste und staunende Zaungäste anlockten. Mit der Umwandlung der Großhotels in wahre Luxustempel Anfang

des 20. Jahrhunderts avancierte der Semmering endgültig zum internationalen Kurort und zum »Zauberberg der Wiener«.

Auch die Entstehung des mondänen Seebades an der »Österreichischen Riviera« in Abbazia (heute Opatija, Kroatien) ist ein Verdienst der Südbahn-Gesellschaft und ihres Generaldirektors Friedrich von Schüller. Auf der Suche nach neuen touristischen Reisezielen zur Steigerung des Personenverkehrs auf der Südbahn fand er in Abbazia den idealen Ort, um einen »Heilklimatischen Kurort« zu errichten. Die »staub- und keimfreie Seeluft« und die Seebäder verschafften den Erholungssuchenden sowohl im Winter als auch im Sommer Linderung ihrer Beschwerden sowie pures Urlaubsvergnügen. Viele der Investoren und Besucher kamen aus Wien, allen voran das österreichische und deutsche Kaiserhaus. Abbazia wurde zur Lieblingsdestination der Kronprinzessin Stephanie und ihres Gatten Kronprinz Rudolf. Der Begriff »Österreichische Riviera« bezeichnete zunächst nur die Umgebung von Abbazia. Um 1900 ging er auf die gesamte Adriaküste. Es entstand ein großer touristischer Erholungsraum, der unabhängig von komplizierten Verwaltungsgrenzen war. In weniger als zwölf Stunden konnte man mit der Eisenbahn von Wien nach Triest fahren, um mit dem nächsten Dampfer des Österreichischen Lloyd an nahe und ferne Urlaubsziele zu gelangen. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges fand der luxuriöse Kurbetrieb an der Adriaküste sein Ende. □

Therapie fürs Leben – die Psychoanalyse

Wien wurde in den Jahren 1900 bis 1910 zu einem der geistigen Mittelpunkte Europas. Zweifelsohne trug die Erforschung der Seele durch Sigmund Freud und seine Kollegen entscheidend dazu bei, epochale gesellschaftliche Veränderungen hervorzurufen.

Von Hedy Fohringer

Mit Sigmund Freuds Veröffentlichung seiner Traumdeutung im Jahr 1899 konnte endlich bewiesen werden, dass es sich bei psychisch auffälligen Menschen nicht um von Dämonen Besessene, sondern um Kranke mit psychischen Problemen handelte. Zwar ist längst bekannt, dass die eigentliche psychoanalytische Methode Freuds Kollegen und Mitautor, Josef Breuer, zuzuschreiben ist, doch die »praktische« Umsetzung war eine rein Freud'sche. Seine Therapieform bestand in der Verbindung zweier methodischer Ansätze: Er verknüpfte die vom französischen Arzt Jean-Martin Charcot angewandte Hypnose mit der von Breuer bereits eingesetzten Gesprächstherapie. Daraus schlussfolgerte Freud für sich die »freie Assoziation«, bei der der Patient »strukturlos« sprechen konnte. Das Wesen der Psychoanalyse bestand für Freud darin, »Erlebnisse und Erinnerungen, vor allem Ängste und Traumata der Kindheit, aus dem Unterbewussten ins Bewusstsein zu rufen«.

1902 gründete Freud die »Psychoanalytische Vereinigung«, deren Treffen anfangs jeden Mittwochabend in seiner Wohnung in der Berggasse stattfanden. Unter den Anwesenden waren auch Carl Gustav Jung und Alfred Adler. Besonders letzterer beeindruckte Freud mit seinen kämpferischen Schriften für soziale Medizin in der Arbeiterzeitung. Doch schon bald zeichneten sich dunkle Wolken am »Diskussionshorizont« ab, vor allem zwischen Freud und seinem Lieblingsjünger. Adler widersprach der These des Meisters, dass menschliche Triebe als alleinige Ursache sämtlicher Handlungen herangezogen werden sollten. 1911 verließ er die Gruppe. Der Bruch zwischen den beiden sollte über den Tod des »Kronprinzen« andauern. Als Adler an den Folgen eines Herzinfarkts in Aberdeen (Schottland) verstarb, meinte Freud dazu, dass »diese Art zu sterben für einen Judenbuben schon eine unerhörte Karriere ist und dass ihn die Mitwelt, für das Verdienst, der Analyse widersprochen zu haben, reichlich belohnt«.

Heute unvorstellbar gestaltete sich die Unterbringung von geistig kranken Menschen in den vergangenen Jahrhunderten. Erste Ansätze einer Erneuerung gab es unter Kaiser Joseph II. mit der Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses in Wien im August 1784. Für die armen »Irren« gab es erstmalig eine, wenn auch aus heutiger Sicht äußerst mangelhafte,

Betreuung. Ihr »Krankenhaus« war ein fünfstöckiger Rundbau mit schlitzenartigen Fenstern, heute als »Narrenturm« oder »Kaiser Josephs Guglhupf« bekannt. Die Menschen wurden in Zwangsjacken gesteckt, mussten stundenlange »Deckelbäder« (Wannen mit versperzbaren Deckeln, nur die Köpfe ragten heraus) erdulden oder wurden angekettet.

Es ist den frühen »Psychoanalytikern« zu verdanken, dass hier ein Umdenken einsetzte. So kam es 1902 zur Errichtung der »Niederösterreichischen Landes Heil- und Pflgeanstalt für Geistes- und Nervenranke« am Steinhof. Bereits 1907 wurden die ersten drei Abteilungen eröffnet: die Heilanstalt, die Pflgeanstalt für unheilbar Kranke und das Sanatorium für Privatpatienten.

Insgesamt sollten es 60 Pavillons werden, die der stationären Pflege von psychiatrischen Patienten dienen. Die Anlage wurde durch eine Mittelachse mit Gemeinschaftseinrichtungen geteilt. Das Sanatorium für Privatpatienten befand sich im Westen, die Wirtschaftsgebäude im Osten und eine Landwirtschaft im Norden. Vor Ort gab es aber auch eine Feuerwehr und Ställe für Viehhaltung. Von wirtschaftlicher Bedeutung waren die Einnahmen aus dem luxuriös ausgestatteten Privatsanatorium im Westen, die erheblich zur Instandhaltung der übrigen Anlage beitrugen.

Auch ein Sakralbau wurde für die Patienten errichtet, die »Kirche St. Leopold am Steinhof«. Der Bau, ein einzigartiges Jugendstiljuwel am höchst gelegenen Punkt der Anlage, wurde nach Otto Wagners Plänen errichtet. Der Architekt trug maßgeblich zur Innenraumgestaltung bei, die stets in Bezug auf die dort Anwesenden ausgerichtet war. Als Beispiel dafür mag ein hygienisch tropfender Weihwasserspender angeführt werden. Bedauerlicherweise gab es viel Kritik für den zu »einfachen« Baustil, der so gar nicht dem damaligen Geschmack entsprach. Außerdem fand man die Fassade, die mit weißen Platten aus Carraramarmor verkleidet war, zu schlicht – die goldene Kuppel konnte an der öffentlichen Meinung auch nichts ändern. Für Otto Wagner jedoch ging es stets um den Menschen, um ihn in seiner städtischen Umwelt – auch wenn es sich um eine Heilanstalt handelte – glücklich und zufrieden zu machen. Sein Grundkonzept für Krankenanstalten war demnach nach modernen ästhetischen und funktionellen Richtlinien konzipiert. Nach dem



Sanatorium Purkersdorf, Eingangshalle, © Thomas Ledl/CC BY-SA 3.0/creativecommons.org

Ende der Monarchie musste das einst größte und modernste Privatsanatorium Europas schließen, eine Lungenheilstätte wurde dort eingerichtet.

Beinahe zeitgleich entstand in den Jahren 1904/05 vor den Toren Wiens in Purkersdorf ein weiteres Sanatorium. Auftraggeber war der Generaldirektor der Schlesischen Eisenwerke Gleiwitz, Victor Zuckerkindl, verschwägert mit der einflussreichen Schriftstellerin und Journalistin Berta Zuckerkindl-Szeps. Als begeisterte Förderin der Wiener Secession überzeugte sie ihren Schwager vom Bau des Sanatoriums und setzte sich für Josef Hoffmann, einen der bedeutendsten Architekten des frühen 20. Jahrhunderts, ein. Auf dem Grundstück an der Stadtgrenze zu Wien sprudelte seit dem 19. Jahrhundert eine Heilquelle, eine »Wasserheilanstalt samt Kurpark« gab es bereits. Hoffmann sollte hier für ein fortschrittlich denkendes und zahlungskräftiges jüdisches Bürgertum eine Heilstätte für »nervlich Leidende« errichten. Der Architekt wandte eines der damals modernsten technologischen Hilfsmittel, die Stahlbetonkonstruktion, an. Dekorative Elemente am Bauwerk sind eher zurückhaltend gestaltet. So überwiegen am Äußeren wie im Inneren Klarheit, Einfachheit und Großzügigkeit bei der Durchführung der Konzeption. Reizvolle Kontraste bieten die Strenge der Architektur und der Reichtum des Interieurs, wobei eine gewisse »hygienische Nüchternheit« berücksichtigt werden musste. Alles in allem aber handelte es sich beim Sanatorium Purkersdorf um einen Bau, dessen Räume äußerst großzügig

dimensioniert waren, galt es doch einen vorwiegend zahlungskräftigen jüdischen Patientenkreis zufrieden zu stellen. Eigentlich war die Anlage mehr Hotel als Krankenhaus. Mit Arthur Schnitzler, Egon Friedell, Gustav Mahler, Hugo von Hofmannsthal und Kolo Moser – um nur einige zu nennen – wurde das Sanatorium schon bald zu einem gesellschaftlichen und künstlerischen Zentrum der Wiener Moderne. Bis zum »Anschluss« im Jahr 1938 blieb das Sanatorium im Familienbesitz, danach aber begann ein schwieriger Weg: zunächst arisiert, dann Lazarett, ab 1945 von der Roten Armee requiriert, ab 1952 zum Krankenhaus und Pflegeheim umgebaut, bis schließlich der Betrieb 1975 eingestellt wurde. Wegen Bauauffälligkeit waren bis dahin bereits einige der alten Pavillons abgetragen worden. Aufgrund von Kompetenzstreitigkeiten zwischen Wien und Niederösterreich sollte es bis 1991 dauern, ehe es unter dem neuen Besitzer, einem Baumeister aus Augsburg, zur Außenrenovierung des Hoffmann-Baus mit finanzkräftiger Unterstützung von Bund und Land kam.

Aufhorchen ließ der Bau mit Paul Mankers Polydrama »Alma – A Show biz ans Ende«, das der Künstler dort in den Jahren 1996 bis 2001 veranstaltete und auch verfilmen ließ. Die erforderliche Innenrenovierung konnte schließlich 2003 durchgeführt werden. Das einstige architektonische Aushängeschild der Wiener Moderne dient wieder als Sanatorium und lässt ein wenig als »gepflegte Seniorenresidenz« an die Anfänge des Hauses und den großen Anspruch all der Künstler der Wiener Moderne erinnern. □

Bildung für das Volk

Die Fortsetzung der Aufklärung im industriellen Zeitalter mündete in eine Bewegung, die die Volksbildung und das lebenslange Lernen förderte. Die Wiener Urania ist Stein gewordenes Denkmal dieser Initiativen.

Von Patricia Grabmayr

Die Urania am Wiener Donaukanal und das Volkshochschulwesen in Österreich sind untrennbar miteinander verbunden. Die Urania in Wien kann als eine Keimzelle der Volksbildung zu Beginn des 20. Jahrhunderts angesehen werden. Der Name der griechischen Muse für Sternkunde ist nicht nur die gebräuchliche Bezeichnung für das Gebäude am Wiener Donaukanal, sondern war sowohl in Wien als auch in Berlin der Name eines Vereins, der sich mit volksnaher Bildung vor allem auf dem Gebiet der Naturwissenschaft – darunter der Astronomie – beschäftigte.

Im Jahr 1897 wurde in Wien das »Syndikat Wiener Urania« als »gemeinnütziges Wirtschaftsunternehmen« gegründet. Es stand unter der Leitung des Initiators Dr. Ludwig Karel, eines Mittelschullehrers und Schriftstellers, der sich auch journalistisch betätigte. Er war ein glühender Verfechter des Tatsachenwissens. Bereits im Jahr 1925 schrieb er über »Fahrten ins Weltall«; wenig verwunderlich, denn im Jahr 1895 hatte er bereits über »Die Welt in 100 000 Jahren« in der Wiener Zeitung einen Artikel verfasst.

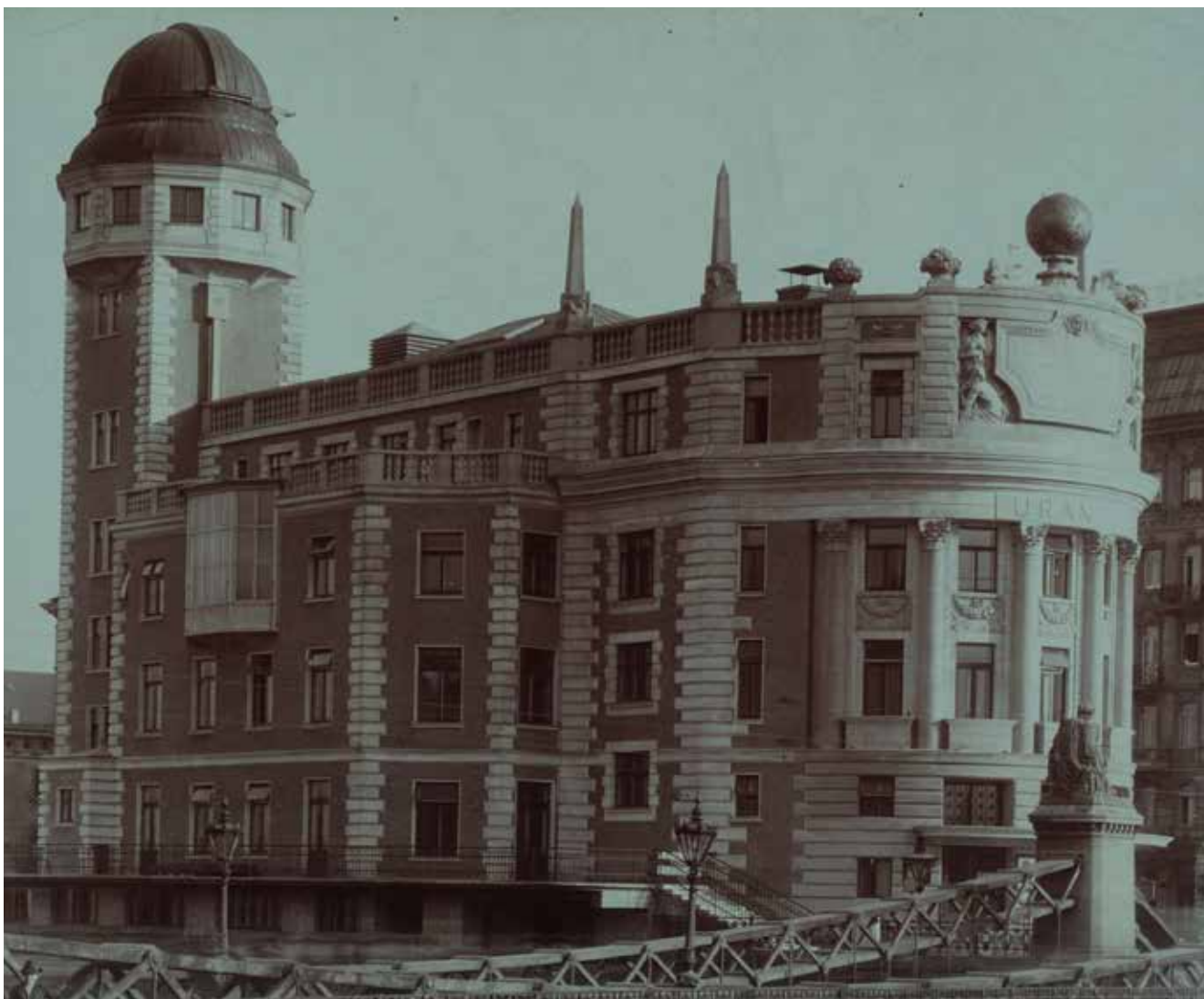
Vorbild für das Wiener Urania-Syndikat war der Berliner Urania-Verein, gegründet 1888 vom deutschen Astronomen Max Wilhelm Meyer. Dieser forschte von 1883 bis 1885 in Wien nach Methoden, auf Basis von bekannten Daten zukünftige Himmelsereignisse wie etwa Sonnenverfinsterungen zu errechnen. Meyer entwickelte die Idee der Volksbildung, und setzte sie jedoch in Berlin gemeinsam mit Wilhelm Foerster, einem Physiker und Pazifisten, und dem Industriellen Werner von Siemens um. Der Gedanke, dass Fortschritt sowie sozialer und politischer Friede durch Bildung gefördert werden könne, war wohl allen Protagonisten dieser Zeit gemein. Foerster war Schüler von Alexander von Humboldt. Ob die Berliner Gründer den Dänen Nikolai Grundtvig kannten, der bereits 1844 die erste Volkshochschule der Welt ins Leben gerufen hatte, ist nicht überliefert. Aber es ist deutlich zu erkennen, dass die Volksbildung ein Kind der damaligen Zeit war und nicht nur Idealismus und Menschenfreundlichkeit die Triebfedern waren, sondern auch ökonomische Interessen, die durch bessere Bildung breiterer Schichten begünstigt wurden.

Die Wiener Urania bezog zunächst ein Gebäude im Wiener Prater nördlich der Rotunde und war 1898 Teil der Kaiser-Franz-Joseph-Jubiläumsausstellung anlässlich seines 50-jährigen Thronjubiläums. Im Jahr darauf war allerdings das Syndikat wirtschaftlich am Ende und konnte nur Vorträge in gemieteten Räumen in der Wollzeile und im Vivarium am Schüttel (das war ein Tiergarten im Prater) abhalten. Aufsehen erregte das Syndikat mit einem »Projektionsvortrag« über die »Wiener Quartiere des Elends und des Verbrechens«, der trotz politischer Proteste über einen Zeitraum von vier Jahren bis 1908 mehr als dreihundertmal gezeigt wurde.

In diesen Jahren verdoppelte sich die Zahl der Besucher auf rund 130 000 Menschen pro Jahr, also rund sieben Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Gemeinde Wien unter Bürgermeister Karl Lueger stellte daher einen Baugrund am Aspernplatz zur Verfügung, und es wurde der Jugendstilarchitekt Max Fabiani beauftragt, der auf dem schmalen Grundstück das Gebäude mit Sternwarte und einer Fassade im Neobarock errichtete. Die Wiener Urania wurde 1910 eröffnet und ging zu diesem Zeitpunkt in das Eigentum der Gemeinde Wien über.

Die Urania war bei den Wienern sehr beliebt. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zählte man an die 400 000 Besucher pro Jahr. Hermann Hesse und Thomas Mann lasen neben den Wiener Literaturgrößen aus ihren Werken. Während des Weltkriegs begann man mit Sprachkursen, vornehmlich mit Sprachen aus der Monarchie beziehungsweise den Ländern der Verbündeten.

Bekannt wurde die Urania auch durch ihre genaue Zeitmessung. An der Seitenfront des Gebäudes war die »Urania-Uhr« angebracht, ein Treffpunkt aller Pünktlichkeitsfanatiker. Täglich versammelten sich dort Menschen, um ihre Uhren zu stellen. Am Dach des Gebäudes war außerdem eine Kanone aufgestellt, die ebenso wie die Uhr mit der elektrischen Zentraluhranlage verbunden war, die ihrerseits von der astronomischen Sternwarte gesteuert wurde. Etwas Präziseres gab es damals nicht. Die Kanone feuerte jeden Tag um 12 Uhr mittags einen in der ganzen Stadt hörbaren Schuss ab, den »Mittagsschuss«, nach dem die Wiener ihre Uhren



Die Urania, Fotografie von August Stauda, um 1910, © Wien Museum, CCO

stellen konnten. Zusätzlich gab es eine automatische Telefonanlage, bei der man die genaue Zeit abfragen konnte. 1923 wurde die Kanone durch einen Minenwerfer ersetzt, 1928 erfolgte die Einstellung dieses akustischen Mittagssignals. Die telefonische Zeitanzeige wurde 1929 automatisiert, läuft bis heute als Service der Telekom Austria AG und wird rund 600 000 Mal im Monat abgefragt. Die Urania-Uhr an der Seite des Gebäudes zeigt heute noch die Zeit an, ist allerdings oft gestört und wird kaum beachtet.

Die Urania ist aufgrund des zentrumsnahen und historischen Gebäudes die bekannteste, aber nicht die älteste Volkshochschule Wiens oder Österreichs. Bereits ab 1885 wurde in Krems eine Volkshochschule betrieben, und 1887 gründete Eduard Leisching den Volksbildungsverein Margareten. Auch die Alma Mater Rudolphina, die Universität Wien, bot ab 1895 meist sonntags Vorträge an.

Nach der Jahrhundertwende wurde die Volksbildungsbewegung breiter und institutionalisierte sich. Der Historiker Ludo Hartmann, nach dem in Ottakring ein Platz benannt wurde, war Gründungsmitglied des Vereins »Volksheim«, der die Errichtung einer Volkshochschule in Wien zum Ziel hatte. Der Begriff »Volkshochschule« war allerdings zu dieser

Zeit noch behördlich verboten. Als Gegenstück zu der eher bürgerlichen Initiative der Urania wurde 1901 das Volksheim Ottakring ins Leben gerufen. Im Jahr 1911 folgte in der Stöbergasse das Haus des Wiener Volksbildungsvereins, das derzeit gerade neu errichtet wird und so wie das vorherige Gebäude der VHS Polycollege Margareten zur Verfügung stehen soll. Auch diese Initiativen wurden von Mäzenen, etwa der Familie Rothschild, finanziell unterstützt.

Die Volksbildungsbewegung in Wien hatte von 1908 bis 1917 ein offizielles Organ, die »Wiener Urania. Illustrierte populärwissenschaftliche Wochenschrift.«

In der Ersten Republik gründeten die drei Wiener Volkshochschulen Urania, Margareten und Ottakring weitere Bezirks-Volkshochschulen und boten Abendkurse an. Nach dem »Anschluss« Österreichs an das Dritte Reich wurden die österreichischen Volkshochschulen in die Organisation der Deutschen Arbeitsfront eingegliedert.

In der Zweiten Republik kam es zu Gründungen in Tirol und Salzburg, durchaus auf überparteilicher Basis, während in Wien die Volkshochschulen unter die Administration der Gemeinde gestellt wurden. Derzeit gibt es in Österreich 256 Volkshochschulen, die jährlich von rund 500 000 Kursteilnehmern in Anspruch genommen werden. □

Die Wiener Salons

Spricht man von der intellektuellen und künstlerischen Elite Wiens, kommt man um eine wesentliche Institution nicht herum, nämlich die Salons – geschätzte Treffpunkte der honorigen Mitglieder der Gesellschaft.

Von Martina Peschek

Eingeladen und bewirtet wurden die Künstler, Schriftsteller, Wissenschaftler und Politiker von einer Gastgeberin, die neben einer herausragenden Stellung in der Gesellschaft meist ein gutes Maß an Bildung mitbrachte. Den Rahmen für solche Zusammenkünfte bot das private Heim, das die nötigen Räumlichkeiten vorzuweisen hatte.

Viele Vertreter der Wiener Moderne trafen sich im Salon der Berta Zuckerandl. Berta, Tochter des Journalisten Moritz Szepe, war mit dem bekannten Anatom Emil Zuckerandl verheiratet. In einem liberal-jüdischen Milieu aufgewachsen, war sie einerseits selbst journalistisch tätig, machte sich aber

auch als Übersetzerin aus dem Französischen und als Schriftstellerin einen Namen. Fanden die ersten Salons noch in ihren Wohnungen am Alsergrund und in Unterdöbling statt, so übersiedelte sie nach dem Tod des Gatten 1917 in den ersten Bezirk in eine Vierzimmerwohnung des Palais Lieben-Auspitz, direkt über dem Café Landtmann. Sie schaffte es, auch nach dem Ersten Weltkrieg ihren Salon weiterzuführen und Mitglieder gegensätzlicher politischer Lager unter einem Dach zu bewirten. Berta behielt ihren Optimismus bis zum 26. März 1939, als sie Wien für immer verlassen musste und zunächst nach Paris flüchtete. Der gefürchtete Kritiker Karl Kraus, der sie als »Kulturschwätzerin« bezeichnete, sprach über jene Gäste, die ihren Salon besuchten, als von »denen um Berta Zuckerandl«. Dazu zählten etwa Gustav Klimt, Kolo Moser und Josef Hoffmann, da Berta eine Förderin des Wiener Jugendstils war. In ihrem Salon wurde erstmals der »Jedermann« vor Publikum vorgetragen, weil Hugo von Hofmannsthal und Max Reinhardt ebenso zu ihrem Kreis gehörten. Sie war nicht nur Gründungsmitglied der Salzburger Festspiele, sondern auch glühende Pazifistin.

Wenngleich Alma Schindler ihrem zukünftigen Mann Gustav Mahler 1901 im Salon der Berta Zuckerandl erstmals begegnete und sie zunächst Freundinnen waren, wurden die beiden Saloniären von Zeitzeugen im Charakter sehr unterschiedlich bewertet. Bisweilen waren sie auch Konkurrentinnen. Ging es Berta Zuckerandl um das Zusammenbringen von Künstlern und das Vorantreiben neuer künstlerischer Ideen wie der Secession, so war Alma Mahler doch sehr um ihre Selbstdarstellung bemüht. Sie liebte es, nach dem Tod Gustav Mahlers in ihrem Salon in der Elisabethstraße und später im Haus auf der Hohen Warte im Mittelpunkt von Diskussionen um Kunst und Politik zu stehen. Eingerichtet waren die Repräsentationsräume im Stil der Wiener Werkstätte, das Haus auf der Hohen Warte war von Josef Hoffmann errichtet worden. In dessen »roten Zimmer« gab es Hauskonzerte. Arnold Schönberg und anderen Musikern verlieh Alma einen Preis der Gustav-Mahler-Stiftung. Nach der gescheiterten Ehe mit Walter Gropius wurde Franz Werfel ihr neuer Lebenspartner und später auch Ehemann. Mit ihm kaufte sie ein Haus in Venedig, wo einige Bekannte ihrer Salons sie besuchten, wie etwa Gerhart Hauptmann, Arthur

Berta Zuckerandl, 1908
© Österreichische Nationalbibliothek



Alma Mahler, 1909

© Österreichische Nationalbibliothek

Schnitzler oder Hans Pfitzner. Alma beschloss, die Villa in Wien zu vermieten. Sie gab 1937 ein rauschendes Abschiedsfest, ehe sie mit ihrem Mann kurzfristig in ein Hotel in die Wiener Innenstadt übersiedelte. Doch die politischen Ereignisse überschlugen sich und Alma war gezwungen, mit ihrem jüdischen Mann über Paris und London in die USA auszuwandern. Dort ließen sie sich in Kalifornien nieder.

In ihrem äußeren Erscheinungsbild nicht ganz so attraktiv wie Berta Zuckermandl oder Alma Mahler-Werfel, aber dafür reich an Bildung, war Doktor Eugenie Schwarzwald, geborene Nußbaum, Jahrgang 1872. Sie sollte als große Reformerin und Fürsprecherin der modernen Erziehung von Mädchen in die Geschichte eingehen (siehe Artikel auf Seite 85). Auch sie unterhielt einen Salon mit ihrem Mann, dem Juristen Hermann Schwarzwald, in der Josefstädter Straße 68 im 8. Bezirk. Das von ihrem Freund Adolf Loos gestaltete Interieur bot vielen interessanten Persönlichkeiten einen Ort zum intellektuellen und künstlerischen Austausch. Es gab auch einen gesellschaftlichen Treffpunkt in der Sommervilla Seeblick am steirischen Grundlsee, wo viele Gäste, in benachbarten Häusern untergebracht, an Lesungen und Konzerten teilnahmen.

Weniger bekannt ist der Salon der Helene Scheu-Riesz, der sich im Haus Larohegasse 3 in Hietzing befand. Adolf Loos hatte für den sozialdemokratischen Kommunalpolitiker und Rechtsanwalt Gustav Scheu 1912/13 das erste Terrassenhaus am Kontinent errichtet, dessen Entwurf für viel Aufregung sorgte. Zusammen mit Eugenie Schwarzwald betätigte sich Helene Scheu-Riesz auf dem Gebiet der Kinderpädagogik, war Feuilletonistin für die »Neue Freie Presse« und Herausgeberin von Kinderbüchern. Auch engagierte sie sich in der österreichischen Frauenbewegung. Zu ihren Gästen zählten der Herausgeber der »Neuen Freien Presse«, Ernst Benedikt, sowie der kaiserliche Justizminister Franz Klein. Der Hausherr, der gerne Schach spielte und musizierte, tat dies des Öfteren mit dem Entdecker der Blutgruppen, Professor Karl Landsteiner. In Helenes Salon, der von ihrem Sohn Friedrich als »Stätte der Begegnung« bezeichnet wurde, verkehrten zum Teil Persönlichkeiten mit politisch wie kulturell unterschiedlichen Standpunkten. Künstler wie Alban Berg und Anton von Webern als Mitglieder der Zweiten Wiener Schule, Oskar Kokoschka und natürlich Adolf Loos waren gern gesehene Gäste. Helene ging zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes 1937 in die USA, wo sie einen Verlag gründete und als Übersetzerin arbeitete. 1954 kehrt sie nach Wien zurück und widmete sich bis zu ihrem Tod 1970 wieder pädagogischen Fragen und dem Schreiben.

In Bild und Film verewigt ist die Kunst einer tanzenden Salonnière. »Grete Wiesenthals Kunst ist geprägt durch die inspirative Epoche der Jahrhundertwende. In ihren tänzerischen Ausdeutungen, die zärtlich umwebt waren von dem morbiden Duft des Fin de siècle, spiegelte sich bereits der graziöse Linienschwung des Jugendstils und ließ seine ornamentalen Konturen erkennen.« So beschreibt Milan Dubrović die Tänzerin in seinem Buch »Veruntreute Geschichte«. Früh begann die Tochter eines Malers zu tanzen, zunächst mit ihren beiden Schwestern, ab 1910 verfolgte sie ihre eigene Karrie-



re. Sie tanzte zu ihren eigenen Choreografien und arbeitete unter anderem für Max Reinhardt und die Salzburger Festspiele. Sie heiratete den Maler Erwin Lang und bekam einen Sohn. Mit ihren Kreationen trug sie zur Erneuerung des Wiener Walzers bei. Die Gäste ihres Salons waren natürlich Künstler ihrer Tage als Tänzerin. Zu ihren engsten Freunden zählten die Familie Hugo von Hofmannsthal, aber auch Alfred Polgar, Ernst Lothar und Franz Theodor Csokor. 1938 trat sie mit 53 Jahren von der Bühne ab. In ihr Heim Am Modenapark 6 im dritten Bezirk flüchteten Verfolgte und Oppositionelle, die sie vor der Gestapo schützte. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg war ihr Salon offen für alte und neue Freunde und aus dem Exil Heimgekehrte. Sie war eine der wenigen, der es möglich war, bis zu ihrem Tod 1970 eine Salonkultur weiterzuführen.

Die Salons, die nicht nur Orte des Austausches kluger und innovativer Köpfe waren, sondern oft Geburtsstätten neuer Projekte und Werke, haben ihren festen Platz in der Geschichte Wiens zur Zeit der Moderne. Heutzutage ist diese Form des Kulturaustausches leider nur noch sehr selten zu finden. □

Vom Pferd zum Auto

1892 holperte ein dampfendes und stinkendes Ungeheuer die Rotenturmstraße entlang: Es war das fast zwei Tonnen schwere Dampf-Automobil des Grafen Wilczek, das mit Koks befeuert wurde. Die Räder waren eisenbeschlagen und verursachten den schrecklichen Lärm, der die beginnende Motorisierung ankündigte.

Von Anna Ehrlich

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Wege zum Arbeitsplatz noch nicht weit und meist zu Fuß machbar. Das wichtigste Beförderungsmittel war das Pferd. Es benötigte keine guten Straßen, die ja nicht vorhanden waren, dafür aber regelmäßige Fütterung und Pflege im Stall, und es hinterließ überall seine Äpfel. Wagen und Kutschen waren recht unterschiedlich gebaut, vom Bauernkarren bis zum Luxusgefährt, das über Karosserien verfügte, wie sie dann für den Bau der ersten Automobile verwendet wurden. Auch die Zeiserlwagen (Stellwagen), die ersten Straßenbahnen und natürlich die Fiaker (Mietkutschen) wurden von Pferden gezogen. Pferde waren jedoch recht kostspielig, sowohl in der Anschaffung als auch in der Haltung, und oft nicht einsatzbereit. Daher suchte man lange nach pferdelosen Fortbewegungsmitteln, doch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellten sich bleibende Erfolge ein.

Das Fahrrad als Reittier

Die ersten Fahrräder, die man auf Wiens holprigen Straßen sah, hatten große Vorderräder, damit der Fahrer auf ähnlicher Höhe wie ein Reiter saß und schnell fahren konnte. Jeder Sturz war gefährlich, für Damen erwiesen sich diese Räder überhaupt als völlig ungeeignet. Vor allem in England und Frankreich arbeitete man an der Weiterentwicklung, und um 1885 verfügte man über Sicherheitsfahrräder mit Vollgummibereifung. Statt dem Vorderrad wurde nun das Hinterrad über eine Kette angetrieben. Um 1900 erfand man die Rücktrittsbremse. Da das Fahrrad immer billiger wurde, erfreute es sich bald größter Beliebtheit und Verbreitung. Zahlreiche Radfahrclubs entstanden, 1910 waren es bereits 329. Auch Frauen zählten zu den Mitgliedern, denn es gab mittlerweile eigene Damenräder, die man in Röcken benutzen konnte. So wurde das Fahrrad sozusagen zu einem Mittel der Emanzipation. Am 1897 im Prater veranstalteten Radfahrer-Blumencorso nahmen ungefähr 4000 Personen teil.

Zeiserlwagen und Glöckerbahn

Durch das rasante Wachstum der Stadt und die dadurch bedingten weiten Arbeitswege wurden Massenbeförderungsmittel dringend benötigt. Die Zeiserlwagen (Omnibus)

hatten ebenso wie die Fiaker keinen verbindlichen Fahrplan, sondern wurden zuerst von mehreren Fuhrwerkern (70 Lizenzen!) von verschiedenen Standorten aus betrieben. 1869/70 gründete man daher eine Omnibus AG, die 17 Linien (gekennzeichnet durch Buchstaben) vom Stephansplatz aus und weitere in den Vororten betrieb. Sie stand stets in Konkurrenz zur Pferdetrampway. Als deren Vorläufer hatte es 1840 bis 1842 eine erste Pferdebahn auf hölzernen Schienen gegeben, die Besucher ins Vergnügungs-Etablissement Kolosseum führte. Ab 1865, dem Jahr der Eröffnung der Ringstraße, zogen 28 Wagen der »Ersten privilegierten Kaiser-Franz-Joseph-Pferde-Eisenbahn« ihre Fahrgäste auf eisernen Schienen vom Schottentor nach Hernals, bald folgten weitere Linien einer 1867 gegründeten »Wiener Tramwaygesellschaft«, 1873 waren es schon 554 Wagen auf 37 Streckenkilometern. Die Tiere schmückte man mit Glöckchen, daher der Name Glöckerbahn. Die Fahrtkosten waren recht hoch und die Arbeitsbedingungen des Personals katastrophal, was 1889 zum Streik der »weißen Sklaven« führte. Danach suchte man nach einer Möglichkeit, die Kosten zu senken. Als Ausweg bot sich die Elektrifizierung an. Die erste Elektrische (Linie 5) nahm Anfang 1897 ihren Betrieb auf. Unter Bürgermeister Karl Lueger erfolgte der rasche Ausbau des Netzes, seine Gesamtlänge betrug bei der Übernahme durch die Gemeinde im Jahre 1903 rund 170 Kilometer, 1910 waren es bereits 350 Kilometer. Im Jahre 1903 wurden 172 Millionen Passagiere befördert, im Jahre 1926 waren es mehr als 600 Millionen. 1903 fuhr die letzte Pferdetrampway. Dann gab es noch die mit Dampf betriebene, rußende Stadtbahn, die nach zwei kurzlebigen Versuchen mit elektrischer Unterleitung 1901/02 und 1906/07 erst 1925 vom Magistrat übernommen, elektrifiziert und mit der Straßenbahn verknüpft wurde.

Auto und Motorrad

Die Autos wurden durch die Bemühungen der Autoindustrie bald schneller und bequemer. In Österreich machte sich besonders Ferdinand Porsche darum verdient, in Zusammenarbeit mit Helmut Lohner entwickelte er in Wien-Donaustadt das Elektromobil »System Lohner-Porsche« und ein Hybridfahrzeug mit gemischt benzin-elektrischem Antrieb,

das eine größere Reichweite besaß. 1907 folgte in Wiener Neustadt sein erster reiner Benzinwagen, dessen Nachfolger war der »Austro Daimler 28/32«, ein Erfolgsmodell. Der technischen Weiterentwicklung dienten – wie noch heute – Rennen (Semmering, Prater Hauptallee).

Abgesehen von den hohen Preisen gab es ein weiteres Problem, das der breiten Verwendung des Autos entgegenstand: Das waren die katastrophal schlechten Straßen, auf denen man sich in dichten Staubwolken, verursacht unter anderem durch den rasanten Ausbau der Infrastruktur und unter Gestank bewegte. Kaiser Franz Joseph soll nach einer Ausfahrt angeblich gesagt haben: »G'stunken hat's und g'sehn hat ma nix!« Dazu kamen zahlreiche technische Pannen, daher fuhren die Eigentümer meist nicht selbst, sondern beschäftigten ausgebildete Chauffeure für ihre Ausflugsfahrten. Auch die Unfallgefahr war recht hoch: 1908 wurden der Überlieferung nach allein in Wien schon 80 Menschen überfahren! Auto und Motorrad blieben daher vorerst viel bestaunte Luxusgüter.

Einige sportliche Herren fuhren Motorräder, wegen der Stabilität oft Dreiräder, mit denen sie an diversen Rennen teilnahmen (wie am Exelberg). Bei Autoausstellungen konnte das interessierte Publikum die Fortschritte bewundern und sich durch Automagazine wie die wöchentlich erscheinende Allgemeine Automobil Zeitung informieren. Im Jahre 1907 gab es den Angaben des 1897/98 gegründeten »Oesterreichischen Automobil-Club« (ÖAMTC) nach inklusive der Lastkraftwagen in der gesamten Monarchie 2314 Automobile (davon 1600 in der österreichischen Reichshälfte) und 5378 Krafträder. Bis 1911 stieg die Zahl der Automobile auf 7703 (davon rund 5000 in Österreich). Mit Kriegsbeginn war das Fahren mit Privatfahrzeugen vorbei, die Automobile, die wenigen bereits vorhandenen Lastautomobile, besonders aber die Motorräder und sogar viele Fahrräder wurden eingezo-

gen und im Feld verwendet. Was noch heil war, wurde nach Kriegsende versteigert und kam in öffentlichen oder privaten Besitz. Nur langsam ging es wieder aufwärts.

1921 führte die Gemeinde Wien die Kraftfahrzeugsteuer ein, damals zählte man 2442 LKW, 5714 PKW und 3518 Motorräder. Ein Massenverkehrsmittel war das Auto noch lange nicht, trotzdem gab es unverhältnismäßig viele Unfälle, daher wurden der verpflichtende Besuch einer Fahrschule und Verkehrsregeln eingeführt. Die erste Verkehrsampel kam 1925 zum Einsatz.

Autokennzeichen und Verkehrsvorschriften

Die erste echte Fahrprüfung in Wien fand am 14. August 1906 vor einer von der Polizeidirektion eingesetzten Kommission statt, die aus zwei Herren des Automobilclubs und einem Automechaniker bestand. Es waren ein theoretisch-technischer Teil und ein praktischer Teil zu absolvieren. Der Kandidat trat mit seinem eigenen Fahrzeug an, für das dann die Lizenz galt. Die erlaubte Höchstgeschwindigkeit im Ortsgebiet wurde mit 15, auf Landstraßen mit 45 Stundenkilometern festgelegt, und bis 1938 herrschte Linksverkehr. Die Kennzeichenpflicht wurde eingeführt: schwarze Schrift auf weißem Grund – entweder auf einer von einem beliebigen Schildermaler beschrifteten Tafel vorne und hinten oder ganz einfach direkt aufgemalt. Erst ab 1919 vergab die Behörde einheitlich gestaltete Nummernschilder. □

Literatur:

Rudolf Müllner und Michael Zappe, Motor bin ich selbst. 200 Jahre Radfahren in Wien (Wien 2013).

Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien, Wien 1992 – 2004 (Online-Version)



WIENFUEHRUNG
WIEN FÜR KLUGE LEUTE

Tel. +43 676 922 7773 · office@wienfuehrung.at · www.wienfuehrung.at

Die Pioniere der Luftfahrt

Der Traum vom Fliegen ist so alt wie die Menschheit. Flugversuche gab es schon sehr früh und endeten nicht selten letal, wie wir aus der Sage von Dädalus und Ikarus wissen: Ikarus kam der Sonne zu nahe – er verlor seine mit Wachs befestigten Flügel und stürzte in den Tod.

Von Uta Minnich

Leonardo da Vinci machte sich ebenfalls Gedanken über Flugapparate und Fallschirme und hinterließ bei seinem Tod im Jahre 1519 über 160 Blätter mit entsprechenden Konstruktionszeichnungen. Der Portugiese Bartolomeo Lourenço de Gusmão und der Engländer Henry Cavendish fanden im 18. Jahrhundert heraus, dass sowohl heiße Luft als auch Wasserstoff tragfähig sind und demonstrierten das mit unbemannten Ballonen.

Das Prinzip »leichter als Luft« war gefunden – das nutzten die Brüder Montgolfier 1783 für ihre erste bemannte Ballonfahrt. Sie kamen circa 2000 Meter hoch, gemessen mit einem Barometer, das Evangelista Torricelli 1644 entwickelt hatte. Ballone verbreiteten sich in Folge rasant, und schon 1784 bot Johann Stuver den Wienern eine besondere »Gaudi« an: den Aufstieg im Korb eines Heißluftballons, der mit Seilen am Boden befestigt war. Als einmal das Seil riss, schwebte der Ballon über die Donau. 1820 sorgte Wilhelmine Reichard für Aufsehen, als sie mit einem Ballon vom Prater bis zum Belvedere fuhr.

Feldmarschall Josef Wenzel von Radetzky erkannte die militärischen Möglichkeiten der Luftfahrt und setzte 1849 unbemannte Ballone zur Bombardierung Venedigs ein – in den Körben lagen Bomben mit bereits gezündeter Lunte. Bemannte Ballone wurden sowohl im amerikanischen Sezessionskrieg (1861 – 1865) als auch im Deutsch-Französischen Krieg (1870 – 1871) zur Beobachtung eingesetzt. Sie müssen wohl mit den heutigen Drohnen vergleichbar gewesen sein.

1901 schrieb Viktor Silberer, ein Wiener Politiker und Journalist, für ein breites Publikum begeisterte Artikel über seine Flugerlebnisse. Er gründete die »Erste Wiener Aeronautische Anstalt« (später »Österreichischer Aero Club«), die alle Ballonaufstiege und deren erreichte Höhen protokollierte.

1909 konstruierte der Artist Franz Renner mit seinen Söhnen den 37 Meter langen Lenkballon »Estaric«, der mit einem 24-PS-Motor angetrieben wurde. Zur selben Zeit baute man in Frankreich und Deutschland Luftschiffe. Am erfolgreichsten war Graf Zeppelin, dessen nach ihm benannter Zeppelin Ende der 1920er-Jahre bis in die USA und Australien flog.

Parallel zur Entwicklung der Ballone gab es Versuche mit Flugapparaten nach dem Grundsatz »schwerer als Luft« –

in Deutschland von Otto Lilienthal, in den USA von den Brüdern Wright. Es waren Versuche mit »Gleitflüglern«, mit Ein- und Doppeldeckern. In Österreich entwickelte Igo Etrich nach dem Flugbild des Samens der »Zanonia macrocarpa«, einer südostasiatischen Kletterpflanze, einen Flugapparat mit Fahrgestell. In seinem Team waren sein Werkmeister Karl Illner und der junge Ferdinand Porsche, der Benzinmotoren, aber auch schon Elektromotoren für Autos entwickelte. Ihm gelang es, das Gewicht von Benzinmotoren so zu reduzieren, dass sie 1907 im Fluggerät »Praterspatz« und später in der »Etrich Taube« eingesetzt werden konnten. Es handelte sich schon um richtige Flugzeuge mit Fahrgestell und Propeller. Im Cockpit waren ein Drehzahlmesser, ein Höhenmesser und eine Benzinanzeige. Mit dem 40-PS-Motor konnte man 120 Stundenkilometer fliegen. 1910 gelang Karl Illner der erste Überlandflug von Wiener Neustadt nach Wien Aspern in einer offenen Maschine. Er orientierte sich dabei an Straßen und Orten, später fuhr oft ein Auto als »Lotse« voraus.

Der in Wien lebende Deutsche Wilhelm Kress erprobte seine Ideen an Flugmodellen und baute unter anderem eine »Flugmaschine ohne Anlauf«, bei der man den Motor um 90° Grad schwenken und ähnlich einem Hubschrauber senkrecht starten konnte. Am Wienerwaldsee erinnert ein Denkmal an seine gescheiterten Flugversuche.

Innerhalb von nur zehn Jahren (1901 – 1911/12) entwickelte sich der Flugsport rasant. Es entstanden Flugfelder in Wiener Neustadt, Langenlebarn, Fischamend und Wien Aspern – unbürokratisch, ohne Begutachtungsverfahren und ohne Bürgerproteste. Bereits 1912 wurde in Aspern ein internationaler Flugtag mit 44 Teilnehmern abgehalten. Das Publikum kam in Scharen, klagte aber über das Chaos bei der Rückreise! Beim »Internationalen Flugmeeting« 1913 nahmen auch zwei Pilotinnen teil. Noch 1955 landete die aus Moskau zurückkehrende Staatsvertragsdelegation in Aspern. Der Flughafen Schwechat wurde nach dem Zweiten Weltkrieg am Gelände eines Fliegerhorstes bzw. der ab 1942 mit Zwangsarbeiterlager entstandenen Heinkel Flugzeugwerke eingerichtet und diente vorerst den britischen Besatzungs-



Flugfeld Aspern, Ansichtskarte, 1913, ©Wien Museum, CCO

truppen. Bereits 1946 verkehrten hier die ersten Linienflüge der British Airways, 1953 wurde der Flughafen einer österreichischen Firma übergeben.

Ab 1906 erarbeitete die »Österreichische Aeronautische Kommission«, ein Vorläufer der Zivilluftfahrtbehörde, eine Flugordnung und Kriterien für Flugscheine, stellte Lizenzen aus und erteilte Fluggenehmigungen. Gleichzeitig gründete man in Paris die Fédération Aéronautique Internationale, die F.A.I., eine internationale Dachorganisation für Luftsportverbände, die heute noch über die Anerkennung von Rekorden entscheidet. International wurden Standards für Zoll, Flug- und Flurschaden festgelegt.

1908 richtete man an der Technischen Hochschule (seit 1975 Technische Universität) eine Lehrkanzel für »Luftfahrt und Automobilwesen« ein. Führende Wissenschaftler waren Ernst Mach, der die Strömung im Überschallbereich (ein Mach = Schallgeschwindigkeit) erforschte, und Victor Hess, der für die Erkundung der kosmischen Strahlung mittels Ballonfahrten 1936 den Nobelpreis erhielt.

Anfang der 1890er-Jahre gründete man die Militär-Aeronautische Anstalt für Forschung und technische Weiterentwicklung von Fluggeräten und verlegte sie aus Platzmangel 1909 vom Arsenal nach Fischamend. In dem riesigen Hangar wurden Hightech-Flugbestandteile hergestellt, speziell Luftschaublen mit Kopierfräsmaschinen. Es gab auch Reparatur- und Schulungsstätten, in denen 300 Offiziere und 5000 militärische und zivile Arbeitskräfte beschäftigt waren. Ab 1912 baute man Etrich-Motorpläne und ab 1914 Lohner Gebirgsflieger. Gleich daneben befand sich die größte private LuftschiFFhalle, die Körtinghalle, mit einer Luftschaublen-Prüfanlage im Windkanal.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs verfügte Österreich über 48 Flugzeuge, zwölf Ballone und ein LuftschiFF. Man

baute mit Hochdruck Fluggeräte in Wiener Neustadt, Fischamend, Heiligenstadt und Essling. Bis 1918 kamen über 3400 Flugzeuge zum Einsatz, darunter auch Seeflieger mit Kufen und Flugboote, die mit dem stabilen Rumpf am Wasser landen konnten. Zur Kennung bemalte man die Tragflächenenden rot-weiß-rot.

Auch die Ausstattung wurde weiterentwickelt: Im Krieg gab es die ersten Versuche mit Morsecodierung, zur Luftaufklärung verwendete man Handkameras, und im Notfall konnte sich der Pilot mit einem reißfesten Fallschirm aus Seide retten.

1918 richtete man eine Postlinie Wien-Krakau-Lemberg-Kiew ein, die bei einer Geschwindigkeit von 120 Stundenkilometern die Strecke in einem Tag bewältigen konnte. Sie flog nach Flugplan, beförderte auch Passagiere und war somit die erste internationale Fluglinie Europas – mit eigenem Bodenpersonal und Luftpostmarke. 1919 folgte die »Deutsche Luft Reederei«, später Luft Hansa, die regelmäßig von Berlin nach Weimar flog. Gleichzeitig gründete man die »International Air Traffic Association«, die IATA, die heute noch den Luftverkehr regelt.

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg musste Österreich laut Friedensvertrag von St. Germain alle Flugzeuge, Hangars und Flugzeugfabriken zerstören – der Wiederaufbau war untersagt. Die technische Weiterentwicklung ging dennoch im Verborgenen weiter und nach einigen Jahren, in denen man auf die Segelfliegerei ausgewichen war, konnte der Neubeginn rasch starten. □

Literatur:

- Wolfram Lenotti, Ein Traum vom Fliegen, Wien 1982
- Helmut Kretschmer, Aus der Geschichte des Flugwesens in Wien, 1990

Beginn des Zeitalters der Kommunikation

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschleunigte sich mit der Einführung der Telegrafie, der Telefonie und der Rohrpost die Kommunikation in bisher noch nie erreichtem Ausmaß, aber auch die Beförderung mit der Post wurde schneller und die Posttarife billiger.

Von Regina Engemann

Die Post

Zuständig für das Postwesen in Wien waren Mitte des 19. Jahrhunderts die staatliche Post für den interurbanen Postverkehr und die Wiener Stadtpost für Wien und sein Umland. Verwaltungstechnisch waren sie fusioniert und ab dem Ende der 1840er-Jahre dem Handelsministerium unterstellt. Es ist kaum zu glauben, dass die Post damals fünfmal täglich zwischen 7.30 Uhr und 17.00 Uhr ausgetragen wurde. Selbst im Umland von Wien kam der »Landbote« mindestens zweimal am Tag. Auch die Tarifgestaltung war anders als heute: Das Porto zahlte zur Hälfte der Absender, zur anderen Hälfte der Empfänger. Erst die Einführung der Briefmarke, 1850 festgelegt in den »Bestimmungen über die Briefportotaxen und die Einhebung derselben durch Briefmarken« vereinfachte das Procedere und senkte die Kosten. Die billigste Form der Nachrichtenübermittlung war ab 1869 die Correspondenz-Karte (die erste Postkarte der Welt) mit aufgedruckter Briefmarke.

Die Beförderung der Briefe besorgte lange Zeit die »fahrende Post«, also Postkutschen oder berittene Postboten. Das Eintreffen der Post wurde durch Hornsignale angekündigt, die im »Dienstbuch für Postillione« genau kodifiziert waren und aus dem Heftchen »Posthorn-Schule« erlernt werden konnten.

Ab 1839 verlagerte sich der Transport allmählich auf die Eisenbahn, 1850 gründete man eine eigene Bahnpost: Adaptierte Waggons fungierten als »bureau ambulante«, Beamte erledigten während der Fahrt die Arbeit eines Postbediensteten. Den Transport entlang der Donau übernahm die DDSG, den zwischen den Seehäfen der Österreichische Lloyd. Dieses Vertriebsnetz ermöglichte ab 1850 die Gründung von Levantepostämtern im östlichen Mittelmeerraum und auf dem Balkan, die von der österreichischen Post bis 1914 betrieben wurden.

Zur Vereinheitlichung des Postwesens gründete man 1850 den deutsch-österreichischen Postverein und 1874 einen internationalen Verein mit Sitz in Bern, der sich seit 1878 Weltpostverein (Union Postale Universelle UPU) nennt. Mitglieder waren zu diesem Zeitpunkt die meisten europäischen Staaten und die USA. Damit entstand für rund 350 Millionen

Menschen ein gemeinsames Postgebiet mit einheitlichen Tarifen und Beförderungsbedingungen.

Die Telegrafie

Bereits Fürst Metternich erkannte das Potenzial des Telegrafen. In der Ära Kaiser Ferdinands I. (reg. 1835–1848) begann der Aufbau eines oberirdischen Leitungsnetzes, allerdings nur zur Beförderung staatlicher Depeschen. 1850 genehmigte der Kaiser auch private Korrespondenz, doch scheinbar wider Willen: Die Begrenzung der Nachrichten auf maximal 100 Wörter und der hohe Preis (ein Telegramm mit 20 Wörtern nach Triest kostete zum Beispiel über neun Gulden, umgerechnet 170 Euro) sollten wohl abschreckend wirken.

Dennoch stieg der Telegrammverkehr enorm: Einerseits liefen alle Telegrafleitungen über Wien (Provinzstädte waren untereinander nicht verbunden), andererseits gab es immer mehr (teure) internationale Verbindungen. 1866 konnte man um 210 Gulden (knapp 2.900 Euro) 100 Buchstaben nach Nordamerika telegrafieren!

Das enorme Aufkommen erforderte einen mehrfachen Standortwechsel der Direktion: Vom Palais Modena in der Herrengasse verlegte man die Zentrale zuerst in die Renn-gasse, bevor 1873 mit der neu errichteten »k.k. Telegrafencentrale« am Börseplatz ein imposantes Gebäude im Stil der Neorenaissance in Betrieb ging.

Wie das Postwesen wurde auch die Telegrafie durch internationale Verträge standardisiert. Ein deutsch-österreichischer Telegrafenverein, gegründet 1850, vereinbarte die Verwendung von einheitlichen Morseapparaten. Die Unterzeichnung eines Welttelegrafenvtrags 1865 in Paris regelte sowohl technische Fragen als auch die Gebührengestaltung. Nicht jeder konnte übrigens Telegrafist werden: Man durfte nicht älter als 30 Jahre sein, musste einen tadellosen Lebenswandel haben und Vorkenntnisse in Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik und Fremdsprachen sowie eine schöne Handschrift besitzen.

Außer für die Nachrichtenübermittlung spielte die Telegrafie auch bei der Entstehung eines europäischen Wetterdienstes eine wichtige Rolle. Ab 1865 gab die k.k. Reichsanstalt für



Die »Telefonfräuleins«, © Österreichische Nationalbibliothek

Meteorologie und Erdmagnetismus (die heutige Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik) regelmäßig einen »telegraphischen Witterungs-Bericht« heraus, der alsbald in den Tageszeitungen erschien.

Die Rohrpost

Als in den 1870er-Jahren Wiens Telegrafestationen völlig überlastet waren, installierte man eine Rohrpostanlage. Die Beförderung von Briefen, aber auch von Geld oder anderen Dokumenten erfolgte in Metallpatronen, die – maximal zu zehnt zu einem Zug zusammengeschlossen – mittels eines Gebläses durch 65 Millimeter weite Röhren transportiert werden konnten. Die zentralen Rohrpostmaschinen befanden sich im Keller der k.k. Telegrafendirektion. Der Betrieb mit einem anfänglichen Leitungsnetz von knapp zwölf Kilometern und zehn Sendestationen wurde im März 1875 aufgenommen und sukzessive erweitert. Seine größte Ausdehnung erreichte das Netz 1913 mit 88 Kilometern Länge und 53 Rohrpoststellen. Für Nutzer standen rote Rohrpostbriefkästen zur Verfügung. Ein Bote leerte sie halbstündlich und brachte die Briefe zur nächstgelegenen Sendestation, von wo sie, in Büchsen gepackt, in Intervallen von fünf bis 20 Minuten zur Zielstation befördert und von Boten umgehend zugestellt wurden. Letztlich war die Rohrpost jedoch dem Telefon unterlegen: Nach dem Ersten Weltkrieg schrumpfte das Netz kontinuierlich, 1956 endete die Ära der Rohrpost. Weiter betrieben wurden lediglich hausinterne Anlagen in großen Gebäudekomplexen.

Die Telefonie

Ab Anfang der 1880er-Jahre gewann das Telefon an Bedeutung, zunächst jedoch nur in dichter besiedelten Gebieten. 1881 wurde die erste Konzession für die Einrichtung eines Telefonbetriebs in Wien im Umkreis von 15 Kilometern

rund um den Stephansdom erteilt und die erste Telefonzentrale, vorerst für 500 Anschlüsse, in der Friedrichstraße errichtet. Weitere Zentren entstanden 1899 in der Berggasse und in der heutigen Lehárgasse.

Telefonfräulein vermittelten die Verbindungen durch Stecken der Kontakte an einer zentralen Schaltstation, wobei die Betreiber versicherten, dass »die delicatesten Familiengeheimnisse, die beredtesten Liebesgeständnisse, die wichtigsten Börsenaufträge, die vertrautesten Gedankenaustausche« lautlos an ihnen vorübergingen (zitiert nach Wolfgang Pensold, Otmar Moritsch, Mirko Herzog, Blitzschnell in die Ferne schreiben. Geschichte der Telegrafie in Österreich, Wien 2021, S. 76). Die ersten Telefonanschlüsse waren nur für Wohlhabende erschwinglich. Befand sich der »Abonent« nicht weiter als zwei Kilometer von der Telefonzentrale entfernt, zahlte er anfangs 100 Gulden, doch bald schon 150 Gulden per anno (das wären heute 1.300 bzw. 2.000 Euro), jeder weitere Kilometer schlug sich mit 50 Gulden zu Buche. Billiger wurde das Telefonieren erst ab 1905, als sich durch die Einführung des »Gesellschaftsanschlusses« mehrere Teilnehmer eine Leitung teilen konnten.

1882 stand die erste öffentliche Sprechstelle in der Börse zur Verfügung. Ab 1903 gab es Münzfernsprecher der privaten »Telephonauten-Ges.m.b.H.«, anfangs allerdings nur in Gebäuden oder Durchgängen, bis 1909/10 in Wien europaweit die ersten »Straßentelephonauten« installiert wurden.

Sowohl in Telegrafie als auch in Telefonie waren vor allem unverheiratete Frauen oder Witwen beschäftigt und gegenüber ihren männlichen Kollegen arbeitsrechtlich stark benachteiligt. Das »Fräulein vom Amt« war daher oft nichts anderes als eine »weiße Sklavin«. Die Zeiten haben sich inzwischen geändert: Zur Benützung eines Smartphones braucht man kein Telefonfräulein mehr. □

Stimmen und Klänge aus dem Äther

Neue Medien wie das Radio und die Schellackplatte leiten ein neues Mediennutzungsverhalten ein. Durch die rasante technische Entwicklung können breite Gesellschaftsschichten am Weltgeschehen teilhaben, Aktualität setzt einen neuen Maßstab in der Berichterstattung, und Musikkonsum wird Teil des Alltags.

Von Cristina-Estera Klein

»Rundfunk ist heute das Schlagwort des Tages. Ein Trubel, der jung und alt, hoch und nieder, Börsenspekulant und Kaffeeschwester gebildeter Stände in seine Kreise zieht und vorläufig nicht wieder loszulassen droht« (Oesterreichische Radio-Zeitung Nr. 6, 1924 S.1).

Am 1. Oktober 1924 um 16 Uhr saßen die Wiener vor rund 11 000 Radiogeräten, um der ersten offiziellen Übertragung der neu gegründeten Radio-Verkehrs-AG (RAVAG) zu lauschen. Dabei hatten einige ihre Fenster weit geöffnet. Die Funkwellen sollten barrierefrei in die Wohnungen gelangen – ein Irrglaube, dem einige Hörer der frühen Stunden aufsaßen. Das Festprogramm bestand aus einem Konzert namhafter Musiker, die sich im üppig mit Stoff drapierten Studio im Dachgeschoss des Bundesministeriums für Heereswesen am Stubenring einfanden. Dabei ging der erste Sendetag nicht ohne Panne über die Bühne: Das Bändchen-Mikrofon lief bereits nach wenigen Minuten Sendezeit heiß. Das führte nicht nur zu verkürzten Darbietungen, sondern auch zu längeren Pausen, in denen alle im Studio Anwesenden sich durch kräftiges Pusten um die Kühlung des Geräts bemühten. Diese Unpässlichkeit tat keineswegs der Faszination am neuen Medium Abbruch. Gerade zu Beginn wurde dem Wunder der Übertragung weit mehr Aufmerksamkeit geschenkt als dem Inhalt der Sendungen. Nach wenigen Monaten verzeichnete man schon über 100 000 Empfangslizenzen, teilweise für selbstgebastelte simple Empfangsgeräte. Die große Popularität und scheinbare Egalität des Radios ließ Karl Kraus in gewohnter Manier spotten: »Großes Heil ist der Welt erflossen: Der Hausmeister an den Kosmos angeschlossen.« Tatsächlich aber hatte zu Beginn nur ein Bruchteil der Wiener die Mittel, sich ein Radio zu leisten, obwohl es in zahlreichen Haushalten bereits Strom gab. So hofften viele auf eine Einladung ihrer mit Technik beschickten Nachbarn, um gemeinsam den wundersamen Klängen aus dem Äther beizuwohnen. Diesen Umstand machten sich nach und nach Kaffeehausbetreiber zunutze, die bald mit der Anschaffung eines Radiogeräts um Kunden warben. Das »public hearing« war geboren.

Neben der Faszination an der Technik und der Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft durch das neue Medium gab es

auch den Chor der Kritiker: Die einen verteuflten den technischen Fortschritt, der die Menschheit durch zunehmende »Mechanisierung« verrohen würde. Die anderen sahen den Gebrauch der Funkwelle für Unterhaltungszwecke als unzumutbare Profanisierung der hehren Technik. So mancher Politiker äußerte sich besorgt über die Massenwirksamkeit des grenzenlos scheinenden Rundfunks, einige betrachteten ihn als komplett obsolet. So wurde unter anderem die Meinung vertreten, das Radio sei deshalb zum Scheitern verurteilt, da nur das Grammophon das gewünschte Unterhaltungsprogramm jederzeit auf Knopfdruck abspielen könnte.

Um 1900 existierte eine ausdifferenzierte Medienlandschaft mit fest etablierten Funktionen der einzelnen Medien. Auf das Radio schien niemand gewartet zu haben, wie Bertolt Brecht spitz bemerkte. Die Information war von Zeitungen und Zeitschriften aller Couleurs dominiert, wobei gerade die Boulevardzeitungen die »Ausweitung der Öffentlichkeit zum politischen Forum auch für die Massen« (Werner Faulstich, Die Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts, S.24) erreicht hatten. Für die Unterhaltung gesellten sich zu Theater, Konzert und Buch nun die neuen Medien Film und Schallplatte hinzu. Wie das Kino befand sich die Tonträger-technik in den Kinderschuhen. Dennoch wurde es nun langsam möglich, Musik bequem in den eigenen vier Wänden zu konsumieren. Am kommerziellen Erfolg war das Unternehmen des Erfinders Emil Berliner maßgeblich beteiligt: Er ließ die Schellackplatte patentieren und das Grammophon namentlich schützen. Darbietungen renommierter Komponisten und Musiker wurden aufgenommen, unzählige Musikgenres von ungarischer Folklore über Pariser Chansons hin zu russischen Chorälen standen ebenfalls auf dem Programm. Für jeden Geschmack sollte so etwas dabei sein. Die Diversifizierung endete nicht bei der Musik: Schon bald wurden auch Humorbeiträge, gelesene Erzählungen etc. auf Platten gepresst und zu hohen Auflagen verkauft.

Wien entwickelte sich vor dem Ersten Weltkrieg zu einem Zentrum der Plattenindustrie. Ausländische Unternehmen eröffneten Vertriebe und Studios, ab 1907 versuchten österreichische Firmen ihr Glück. So stellte beispielsweise Scala



Der Wiener Bürgermeister Karl Seitz am ersten Sendetag der RAVAG am 1. Oktober 1924, © Österreichische Nationalbibliothek

Records mit »Eufon« eines der ersten trichterlosen Gramophone her, Janus Records betrieb ein Studio im Hotel Goldenes Lamm auf der Wieden.

Nach dem kriegsbedingten Einbruch der Branche boomte das Geschäft abermals ab den 1920er-Jahren. Aus der anfänglich prophezeiten Konkurrenz zum Radio entwickelte sich eine fruchtbare Symbiose: Mit Weiterentwicklung der Technik war man im Radio nicht mehr auf Live-Sendungen angewiesen, es konnte nun auf Schellackplatten für das Unterhaltungsprogramm zurückgegriffen werden. Dies trug zur weiteren Popularisierung der Platte bei.

Größere Reichweite durch Sendemasten in ganz Österreich, Verbesserung der Studioteknik und des Empfangs – das Radio entwickelte sich rasant weiter, und die RAVAG bedurfte mehr Platz. 1926 zog sie in ein umgebautes Schulhaus in der Johannesgasse 4. Dieses erste Funkhaus bot mehr Bürofläche und Platz für zwei Studios, von denen das größere im Sommer mit dutzenden Eisblöcken gekühlt werden musste, um eine Überhitzung der Geräte zu verhindern.

Eine wesentliche Neuerung war die Entwicklung der kabellosen Übertragung mittels tragbarer Kurzwellen. Sie emanzipierte das Radio vom Studio und setzte das Fanal zur Aktualität in der Mediengeschichte. Zum ersten Mal war es möglich, synchron zum Ereignis zu berichten. Dies verlieh zuerst der Sportberichterstattung eine neue Dimension: 1928 übertrug die RAVAG zum ersten Mal ein Fußballspiel (Österreich-Ungarn) mit Live-Kommentar. Den Flug des deutschen Luftschiffs »Graf Zeppelin« im Mai 1929 über Wien

verfolgten nicht nur Reporter und Schaulustige gebannt vor Ort, sondern auch die Hörer zu Hause vor ihren Radios. Das belebte das Programm des einzigen Senders Radio Wien, das zu Beginn vor allem aus einem umfangreichen Musikprogramm, anspruchsvollen literarischen und dramatischen Darbietungen, Vorträgen und bildenden Sendungen bestand. Auch Wetterberichte und Nachrichten wurden gesendet, allerdings nicht redaktionell produziert. Sie mussten von der Amtlichen Nachrichtenstelle übernommen werden.

Der Mitbegründer und erste Generaldirektor der RAVAG, Oskar Czeija, sah im Radio eine »moralische Hörbühne«. Er wollte im ganzen Volk das Interesse an den schöngeistigen Dingen wecken. Die Hörer wünschten sich allerdings mehr leichte Unterhaltung, vor allem in den frühen Abendstunden, in denen die meisten Menschen das Radio aufdrehten, wie eine Studie des Sozialwissenschafters Paul Lazarsfeld 1931/32 ergab. In einer Zeit der wirtschaftlichen Not und politischen Unruhen sehnte man sich umso mehr nach Ablenkung vom Alltag.

Die 1930er-Jahre brachten eine zunehmende politische Instrumentalisierung des neuen Mediums, dessen Kontrolle oberste Priorität der autoritären Regime Europas hatte. So wurde beim Putschversuch der Nationalsozialisten 1934 nicht nur das Bundeskanzleramt, sondern auch die RAVAG gestürmt. Diese stand bereits im Dienste des faschistischen Ständestaats und wurde mit dem »Anschluss« 1938 schließlich aufgelöst. Erst in der Zweiten Republik wurde ein unabhängiger Rundfunk aufgebaut. □

Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit

Dame zu ihrem Begleiter: »Sag' doch Mannerl, warum ballt denn der Beethoven die Fäuste, als wenn er wütend wär' und zuschlagen möcht'?« »Aber Schatz, der Beethoven war doch nur taub und nicht auch blind. Die secessionistische Gesellschaft wird ihm halt recht zuwider sein.«

Von Gabriele Röder

Der bebilderte Witz zur Beethovenausstellung in der Secession, veröffentlicht in der humoristisch-satirischen Wochenzeitung »Der Floh« am 27. April 1902, beschreibt genau die Situation, der die jungen, aufgeschlossenen Künstler in Wien zur Jahrhundertwende ausgesetzt waren. Die Würdigung Beethovens in der Secession 75 Jahre nach seinem Tod war die Würdigung eines Musikgenies, das Komposition und Musikästhetik grundlegend verändert, erneuert hatte. Die »führenden Meister des modernen Stils« (Fritz Lehmann, Prager Tagblatt, 1931, zitiert nach Denkmal heute, Ausgabe 1/2020, S. 48) sahen in ihm eine verwandte Seele auf der Suche nach einer zeitgemäßen Kunst.

Ein großer Teil der Wiener Gesellschaft sonnte sich auch um 1900 noch in dem Glanz, den die Ringstraßenära der Metropole verliehen hatte. Hans Makart bestimmte geschmacklich die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, die großen Palais und deren Erbauer waren die Leitbilder für den Kunstsinne nicht nur am Kaiserhof. In der Architektur war Theophil Hansen die prägende Persönlichkeit. Nur in Ausnahmefällen

hatten junge Künstler, die nicht auf den Schönheitsbegriff der Vergangenheit zurückgriffen, die Chance, bei der Ausstattung der Ringstraße mitzuwirken. Die großen Aufträge blieben den der Tradition des Historismus verbundenen Malern und Bildhauern vorbehalten. Das selbstbewusste Großbürgertum war an die Stelle des Adels als Auftraggeber getreten, der neu erwirtschaftete Reichtum ermöglichte den Kunstsinnigen unter ihnen, als Kunstmäzene aufzutreten.

Drei junge Künstler markierten die Schwelle zwischen Historismus und der neuen Kunstauffassung besonders deutlich: Franz Matsch, Gustav Klimt und dessen Bruder Ernst Klimt. 1883 schlossen sie sich zur Künstler-Compagnie zusammen, die, gefördert von den beiden Architekten Hermann Helmer und Ferdinand Fellner, äußerst erfolgreich bei Ausstattungen von Theaterbauten in der Monarchie war. Alle drei Künstler waren Schüler von Ferdinand Laufberger an der Kunstgewerbeschule gewesen, der in seinen zahlreichen Entwürfen für die Ringstraßenbauten nie eine führende Rolle der Malerei anstrebte, Laufberger war auch eher Zeichner als Maler. Die Studenten übten sich, wie es damals üblich war, am Zeichnen von Gipsmodellen klassisch antiker Figuren. Der Nachfolger von Ferdinand Laufberger als ihr Lehrer war Julius Victor Berger, dessen großes Gemälde »Die Mäzene des Hauses Habsburg« in der Kunstkammer des Kunsthistorischen Museums zu bewundern ist. Die Ausbildung erfolgte also höchst traditionell, ganz im Sinne des Historismus, was sich an den frühen Werken Gustav Klimts und seiner Kollegen gut ablesen lässt. Auch auf der Akademie gab man den traditionellen Professoren den Vorzug. Carl Rahl und Christian Griepenkerl seien hier als zwei Beispiele genannt. Beide Maler wurden zu öffentlichen und privaten Aufträgen im Zuge der Ringstraße herangezogen. Besonders Griepenkerl, der die Arbeit Rahls nach dessen Tod 1862 weiterführte, trat als Historienmaler hervor, auch mythologische Szenen in akademisch-realistischer Malweise waren typisch für den Künstler und die Zeit. Dass er mit seiner Auffassung an der Akademie in direktem Gegensatz zu seinen Schülern wie zum Beispiel Egon Schiele stand, lag auf der Hand. Die Standesvertretung der Künstler war die aus verschiedenen älteren

Die Umarmung, Egon Schiele, 1917

© Belvedere, Wien



Plakat der 1. Ausstellung der Secession von Klimt, 1898

© Wien Museum, CCO

Vereinen 1861 neu zusammengesetzte »Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens«, die 1868 das neue, von August Weber errichtete Künstlerhaus am Wiener Karlsplatz bezog. Die Linie der in der Genossenschaft vertretenen Maler, Bildhauer, Architekten war in der Hauptsache im Bereich traditionell-konservativ einzuordnen.

Zurück zur Künstler-Compagnie. Aufgrund ihrer Erfahrung mit Theatersausstattungen in verschiedenen Teilen der Monarchie wurden die jungen Künstler 1886 mit der Ausschmückung der Feststiegen des k.k. Hofburgtheaters beauftragt, sie waren damals Anfang/Mitte Zwanzig. Die erfolgreichen Arbeiten zogen die nächste Aufgabe für die Drei nach sich: die Mitwirkung an der Ausschmückung des Stiegenhauses des neu erbauten Kunsthistorischen Museums. Für sie erfüllte sich ein Traum, den schon Hans Makart geträumt hatte, aber nicht mehr erleben durfte: das Zusammenspiel von Architektur, Malerei und Plastik, ganz im Sinne des Gesamtkunstwerks, einem Postulat der Secession, die unter der maßgeblichen Beteiligung von Gustav Klimt wenige Jahre später gegründet wurde.

Nicolaus Dumba, ein sehr einflussreicher Industrieller, Vizepräsident der Gesellschaft der Musikfreunde, Vorstand des Wiener Männergesangsvereins und großer Kunstmäzen, beauftragte für die Ausstattung seines Palais an der Ringstraße Hans Makart mit einem Teil der Räume, die damals zu den meistbewunderten in ganz Wien zählten. Zum Zug kam im Palais Dumba aber auch die jüngere Künstlergeneration – Gustav Klimt und Franz Matsch. Die Entwürfe (die Originale sind 1945 in Schloss Immendorf verbrannt) der Supraportenbilder von Gustav Klimt »Musik« und »Schubert am Klavier«, die er 1895 bis 1897 malte, zeigen bereits die Abwendung vom Historismus. Schon kurz davor wurde Franz Matsch mit der Ausführung des Esszimmers und des Wintergartens im Palais Dumba betraut. 1899 schuf Caspar Zumbusch gemeinsam mit Rudolf Weyr für diesen Raum zwei Hermen, Frauenbüsten auf einem hohen quadratischen Sockel, auf dem sich bronzene, vegetabile Ornamente in die Höhe ranken. Es sind die einzigen Stücke der beiden Räume, die noch erhalten und heute im Hotel Sacher aufgestellt sind, denn die Einrichtung des Palais wurde 1937 versteigert oder im Krieg zerstört. Die Bezeichnung »typisch Jugendstil« trifft hier sicherlich zu. Die beiden Bildhauer sind uns vor allem durch ihre Denkmäler in der Stadt bekannt, die einen ganz anderen, einen »offiziellen« Stil aufweisen: Kurz zuvor hatte Zumbusch das Reiterstandbild von Radetzky fertiggestellt und Weyr den Wandbrunnen »Die Macht zur See« an der Fassade der Hofburg am Michaelerplatz. Man sieht, nicht nur die jüngere Künstlergeneration suchte neue Wege, sondern auch die Bildhauer der älteren Generation unterschieden zwischen den öffentlichen Aufträgen für die Wiener Ringstraße und denen für private Auftraggeber. Weyr, geboren 1847, war etwa die Generation von Hans Makart (1840 – 1884), Zumbusch war Jahrgang 1830.

1897 war es so weit: Eine Gruppe um Gustav Klimt war nicht mehr länger bereit, sich dem Diktat der Akademie und dem verstaubten Kunstbetrieb zu beugen, trat aus dem Künstler-



haus aus und gründete nach dem Vorbild der Münchner Secession eine ebensolche in Wien. Heute noch ist das Gebäude, das als Ausstellungsraum für die Gruppe entworfen wurde, Ausdruck ihrer Hinwendung zur Moderne. »Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit« ist der Wahlspruch, der den Besucher über dem Eingangstor der Secession begrüßt. Der Kunstkritiker Ludwig Hevesi, von dem der Spruch stammt, war für die Secessionisten ein wichtiges Sprachrohr. Was war nun die Idee dahinter? Klassische Traditionen, konservative Institutionen beherrschten den Kunstmarkt in Wien, was fehlte, war die Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen modernen Strömungen in anderen europäischen Kunstzentren. Für die erste Ausstellung der Secession 1898 entwarf Gustav Klimt das Plakat, das gleichzeitig auch Programm war. Dargestellt ist der Kampf von Theseus mit dem Minotaurus – der Kampf der alten gegen die neue Kunst. Die Figur der Pallas Athene bietet Schutz vor den konservativen Widersachern. Ein Anliegen der avantgardistischen Künstler war es, in Wien die internationale Moderne auszustellen, etwas, was der Kulturbetrieb der Stadt verabsäumte. Die Ausstellung »Entwicklung des Impressionismus in Malerei und Plastik« 1903 brachte erstmals Werke von modernen französischen Künstlern nach Wien (und in der Folge auch in die Sammlung der Modernen Galerie, heute Belvedere).

Klimt war eine der führenden Künstlerpersönlichkeiten der Stadt, was ihn aber nicht vor einem riesigen Kunstskandal bewahrte, der Ablehnung der Bilder für den Festsaal der Universität. Friedrich Jodl, Professor der Philosophie an der Wiener Universität, stand an der Spitze seiner Gegner. »Der Kampf geht nicht gegen nackte Kunst noch gegen freie Kunst,

sondern gegen hässliche Kunst« (Neue Freie Presse 28. März 1905). Klimt hatte sich im Laufe der Arbeit immer weiter von den eingereichten, genehmigten Entwürfen entfernt und in den symbolistischen Darstellungen seiner eigenen, pessimistischen Auffassung Rechnung getragen. Die Fakultätsbilder entsprachen ganz und gar nicht der gängigen Vorstellung von Bildaufbau und Ästhetik. Die meisten Zeitgenossen sahen darin nur ein Gewirr von meist nackten Körpern in einem nebulösen Raum, die gewünschte naturgetreue Wiedergabe der Vertreter der Fakultäten oder die Darstellung der wissenschaftlichen Arbeit waren davon weit entfernt. Der Streit führte sogar zu einer kunsttheoretischen Auseinandersetzung am Institut für Kunstgeschichte, an der Professor Franz Wickhoff eine Debatte über die Begriffe Schönheit und Hässlichkeit führte. Abseits der Diskussionen in Wien erzielte das Fakultätsbild der Philosophie auf der Weltausstellung in Paris 1900 große Erfolge und wurde mit einer Goldmedaille ausgezeichnet. Wir können heute nur mehr die Fotografien an der Decke des Festsaals sehen, die Originale sind 1945 verbrannt.

Mit dem Bild der Philosophie hatte Gustav Klimt sich ab der Mitte der 1890er-Jahre befasst, eindeutig hatte er den Historismus überwunden. Die Auseinandersetzung mit Impressionismus und Symbolismus und die in Wien nicht zu unterschätzende Beschäftigung mit den neuen Theorien von Sigmund Freud führten zu einem charakteristischen Stil, der natürlich nicht nur auf die Persönlichkeit Klimts beschränkt blieb.

Die Themen, die die Wiener Künstler aufgriffen, waren teils traditionell, teils versuchte man, Themen wie Tanz, Musik, Liebe, Jugend, Frühling mit den neuen Stilmitteln auszudrücken. Auch bis dahin tabuisierte Themen wie Hässlichkeit,

Sexualität, Krankheit und Armut fanden Eingang in die Bilderwelt, wie es schon die Fakultätsbilder von Gustav Klimt zeigten. Die Porträtmalerei hatte weiterhin einen hohen Stellenwert, all den theoretischen Schwarzmalereien zum Trotz, die seit der Erfindung der Fotografie im Umlauf waren. Auch in diesem Genre ist anhand der Werke Klimts der Stilwandel deutlich abzulesen. Viele Künstler griffen das Thema Landschaftsmalerei auf, oft waren es die ausschnitthaften Blicke und die Formate, die sie aus der traditionellen Landschaftsmalerei heraushoben. Die klare Ausgewogenheit des Quadrats wurde von zahlreichen Künstlern der Epoche bevorzugt. Eine teils romantisierende Vorstellung des Landlebens wurde vor allem durch die Postkartenserien der Wiener Werkstätte verbreitet, zu denen Oskar Kokoschka einen großen Beitrag leistete. Im Sinne eines Gesamtkunstwerkes ist das Werk »Die träumenden Knaben« dieses Künstlers zu sehen, er schrieb den Text, illustrierte ihn und widmete das Werk Gustav Klimt. Das Thema Liebe zieht sich vom »Beethovenfries« des Gustav Klimt, über dessen Ikone »Der Kuss« bis zu den späten Bildern von Egon Schiele »Tod und Mädchen« oder »Die Umarmung«, Bilder, die schon in der Zeit des Ersten Weltkriegs entstanden und in ihrer Expressivität den Betrachter aufrütteln. Die Zeitschrift Ver Sacrum – Heiliger Frühling – war in den sechs Jahren ihres Bestehens eines der wichtigsten Medien der Secessionisten, in der die bildenden Künstler gemeinsam mit den Literaten ihre neuen Ideen verbreiten konnten.

Die Präsentation im Kunstbetrieb wandelte sich. Das beste Beispiel dafür ist die Beethovenausstellung in der Secession 1902. In den Mittelpunkt der Schau stellte der Ausstellungsgestalter Josef Hoffmann die Beethovenskulptur von Max



»Der letzte Mensch« von Anton Hanak

© Belvedere, Wien

Klinger, ein eindrucksvolles Werk aus der Kombination verschiedener Steine und Bronze. Im Sinne eines Gesamtkunstwerks wurden die beiden großen Wandfriese, einer von Gustav Klimt, ein zweiter von Josef Maria Auchentaller, und die kleineren Kunstwerke in verschiedensten Techniken alle auf dieses Zentrum bezogen. Eine weiße Wand bildete die Folie für die nicht zu dicht gehängten Werke. Trotz der kontroversiellen Auffassung einer vergangenheitsbezogenen Öffentlichkeit und der gegenwartsorientierten Künstler war die Schau mit rund 60 000 Besuchern in knapp mehr als zwei Monaten ein großer Erfolg. Das Wiener Publikum war immer noch sehr konservativ, so entsprach die erste internationale Kunstausstellung in Wien 1882 mit Künstlern des Realismus und der Romantik aus zahlreichen Ländern sicherlich mehr dem Publikumsgeschmack als die Beethovenausstellung. Wie zeitgenössische Abbildungen zeigen, waren die Gemälde damals dicht aneinandergereiht in mehreren Etagen gehängt, die dazwischen gestellten Skulpturen ließen es noch gedrängter erscheinen. An diesem Geschmack hatte sich in Wien auch 20 Jahre danach kaum etwas geändert.

Die vorsichtige Annäherung an eine moderne Ausstellungsgestaltung ist in Wien unter anderem der Galerie Miethke zu verdanken. Die Firma Miethke & Wawra betrieb seit 1861 einen Kunstverlag und ein Antiquariat, bevor Hugo Othmar Miethke sich ab 1875 ohne Partner auf Auktionen und den Galeriebetrieb spezialisierte. Mit ihrem neuen Standort im Palais Eskeles in der Dorotheergasse – heute Jüdisches Museum Wien – wurde die Galerie zu einer der führenden Galerien des Habsburgerreichs. In der Dependance am Graben gestalteten Carl Moll und Josef Hoffmann wegweisende Ausstellungen der Moderne. Eine Ausstellung mit Werken von Vincent van Gogh 1906, Verkaufsausstellungen mit Bildern von Cézanne, Monet oder Gauguin brachten die französischen Künstler in Wien einer breiteren Öffentlichkeit nahe. Für Egon Schiele war seine erste Einzelausstellung 1911 in der Galerie Miethke ein entscheidender Durchbruch.

Wurden an dieser Stelle bislang die Maler in den Vordergrund gestellt, so sollen einige Beispiele zeigen, dass auch in der Bildhauerei der Weg vom Historismus zu Jugendstil und Moderne ein ähnlicher war. Die öffentlichen Aufträge in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts waren sehr traditionsgebunden, Aufträge gab es genug, denn die Ringstraße musste mit Denkmälern »ausgestattet« werden. Moderner waren die Bauplastiken, die an den Neubauten der Wiener Innenstadt entstanden. Ein gutes Beispiel dafür ist das Zacherlhaus Ecke Brandstätte/Bauernmarkt von Josef Plečnik (1905). Das Gesims wird von einer Reihe ausdrucksstarker Atlanten des Bildhauers Franz Metzner getragen, die schwer unter ihrer Last gebeugt sind, die Muskeln zu Einzelformen stilisiert, nicht zu vergleichen mit dem barockisierenden Stil, der von vielen noch bevorzugt wurde. Streng schaut der riesige Erzengel Michael von Ferdinand Andri von dieser Fassade herunter. Andri hatte an der Wiener Akademie bei Julius Victor Berger und August Eisenmenger studiert, von deren konservativer Auffassung in der Figur nichts zu finden ist, Gewand, Flügel, ja selbst das Gesicht sind ornamental durchkomponiert. Othmar Schimkovits bediente sich ähnlicher



Stilelemente, als er etwa gleichzeitig die Engelsfiguren für die Postsparkasse von Otto Wagner schuf.

Kaum jünger als die beiden genannten war der Bildhauer Anton Hanak, der an der Akademie in Wien die klassische Ausbildung genoss, dann der Secession beitrat und Mitglied der Wiener Werkstätte wurde. Die Bronzestatue »Der letzte Mensch – Ecce Homo« von 1917 führt den expressiven Stil Hanaks deutlich vor. Eines seiner Vorbilder war der französische Bildhauer Auguste Rodin. Als Lehrer an der Kunstgewerbeschule und später als Professor an der Akademie hatte Hanak großen Einfluss auf die nachfolgende Künstlergeneration, zum Beispiel auf seinen Schüler Fritz Wotruba. Anton Hanak erhielt nach dem Ersten Weltkrieg von der Stadtregierung des »Roten Wien« zahlreiche Aufträge.

In diesem kurzen Abriss kamen die Künstlerinnen zu kurz, die in dieser Zeit der Wende noch stark um Anerkennung kämpfen mussten. Anerkennung, die ihnen vor allem die männlichen Kollegen versagten. Adolf Loos sprach abfällig von »Kunstgewerblerinnen«, der Architekt Oswald Haerdtl von »unerhörter Pupperlwirtschaft«, und auch als »Wiener Weiberkunstgewerbe« wurden ihre Arbeiten verunglimpft. Viele Künstlerinnen hatten in der Wiener Werkstätte im Bereich Modeentwürfe/Accessoires, aber auch als Keramikerinnen eine Heimat gefunden. Gerade die Keramik war eine aufstrebende Kunstsparte. Gegen die männlichen Malerpersönlichkeiten konnten sie sich kaum durchsetzen. Ein großes Manko war dabei natürlich, dass auf der Wiener Akademie bis zum Wintersemester 1920/21 Frauen nicht zugelassen waren, sie mussten entweder an fortschrittlichere Akademien im Ausland ausweichen oder sich privat weiterbilden.

Der Erste Weltkrieg war für viele Künstler eine Zäsur. 1918 starben Gustav Klimt, Otto Wagner, Koloman Moser und Egon Schiele, und damit ging eine Ära zu Ende. Die Grundlagen für die Entwicklung in den 20er- und 30er-Jahren entstanden aber in der Zeit des Umbruchs, den die Künstler zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelegt hatten. □

Architektur zwischen Gestern und Morgen

An der sensiblen Nahtstelle zwischen Ringstraße und Franz-Josefs-Kai zeichnen drei repräsentative Bauten knapp vor dem Ersten Weltkrieg den Weg zur gesellschaftlichen Veränderung des 20. Jahrhunderts auf: Das ehemalige Kriegsministerium, die Kammer der Gewerblichen Wirtschaft und die Postsparkasse.

Von Ursula Schwarz

Vom »Karneval der Stile« zur Sachlichkeit sind es nur ein paar Schritte: Das ehemalige Kriegsministerium und die Postsparkasse stehen einander als Konfrontation der alten mit einer neuen Zeit gegenüber. Dazwischen befindet sich das Gebäude der Kammer der Gewerblichen Wirtschaft, es bildet stilistisch die Brücke zwischen Historismus und der Moderne. Alle drei Gebäude wurden fast gleichzeitig gebaut – eindrucksvoller kann der geschichtliche Bruch zwischen dem alten und neuen Denken, dem Wechsel zu einer neuen Gesellschaftsordnung von der Monarchie zur Republik, nicht dargestellt werden.

Über dem Kriegsministerium in wuchtigem Neobarock thront der gewaltige Doppeladler der Monarchie. Er lässt keine Frage offen, wer beim Bau – noch – das politische Sagen hatte, ebenso wenig wie das Denkmal des Feldmarschall Radetzky davor. Doch die Werte der Zeit bröckeln bereits an ihren Rändern, und der repräsentative Auftakt zur Ringstraße findet seinen Gegenspieler in der Postsparkasse, der Bank für die kleinen Leute. Das Denkmal davor ist Georg Coch ge-

widmet, dem Gründer der Postsparkasse, der die »sparsame« Idee hatte, seine Bankfilialen in den in der ganzen Monarchie vorhandenen Postämtern einzurichten.

»Wenn du Frieden willst, rüste zum Kriege«

Dies stand ehemals auf der Rückseite des Kriegsministeriums. Nach zwei Weltkriegen wurde dieser Spruch bei der Renovierung 1945 entfernt. 1907 wurde der Wettbewerb zum Bau des Kriegsministeriums am Ende der Ringstraße ausgeschrieben, an dem sich 66 Architekten beteiligten, darunter Otto Wagner, Adolf Loos und Leopold Bauer. Das Siegerprojekt »Maria Theresia« wurde vom Architekten Ludwig Baumann eingereicht und 1913 vollendet. Der Zuschlag war nicht zufällig, den Architekten beschäftigte schon seit der Jahrhundertwende die Entwicklung eines »Reichsstiles« für die kaiserlichen Auftraggeber. Stilistisch wählte er eine der glänzendsten Epochen der österreichischen Geschichte: das Barock. Damit traf er exakt den Geschmack des konservativen Thronfolgers Franz Ferdinand. Was für eine Ironie, dass gerade im ehemaligen Kriegsministerium heute das Sozialministerium untergebracht ist! Der Bau mit seinem drei Tonnen schweren Doppeladler im Dachgeschoss hat eine Frontlänge von 200 Metern und neun überdachte Höfe, die als Reitschule dienen. Die sieben Stockwerke umfassen 1 000 Räume mit insgesamt 2 500 Fenstern.

Ludwig Baumann war ein Schüler von Gottfried Semper, der mit seinem Entwurf des Heldenplatzes und anderer Bauten bedeutende städtebauliche Akzente an der Ringstraße setzte. Baumann entwickelte sich zu einem der gefragtesten Architekten der gehobenen Gesellschaft: des Adels und der Bourgeoisie.

Kammer der Gewerblichen Wirtschaft

Die Handels- und Gewerbekammer wurde 1849 gegründet und war ursprünglich an verschiedenen Standorten in der Stadt untergebracht. Auch hier hieß der Architekt Ludwig Baumann, der von 1905 bis 1907 für die gesetzliche Standesvertretung der Unternehmer der gewerblichen Wirtschaft die prestigeträchtige Zentrale am Stubenring, gegenüber dem Kriegsministerium, baute.

Die österreichische Postsparkasse von Otto Wagner

© WienTourismus/Christian Stemper



Das ehemalige Kriegsministerium, 1913

Wien Museum, CCO

Baumann war zwar einer der wichtigsten Vertreter des späten Historismus, beim Konzept der Wirtschaftskammer bewies er aber, dass er nicht nur den barocken Stil beherrschte. Zwar passte sich der Bau äußerlich an die Palastarchitektur der Ringstraße an, jedoch gelang es Baumann mit der Innengestaltung, eine Brücke zum Jugendstil zu schlagen. Auch an der Außenfassade finden sich Jugendstilelemente im Detail, freilich nicht im Sinne der Wiener Secession. Aufgrund seiner Affinität zum Barockstil war Baumann ein erklärter Gegner von Otto Wagner und der Wiener Secession.

Man betritt die Halle durch eine elegante Drehtüre mit eingeschliffenen Gläsern. Eine repräsentative Freitreppe in der Empfangshalle bildet den Auftakt zu den Sitzungszimmern. Auf der Treppe akzentuieren zwei Frauenfiguren, die eine Feuerschale tragen, als ein erster Blickfang diesen festlichen Raum. Sie sind Werke von Othmar Schimkowitz, der später eine Zeitlang Direktor der Secession war. Neben den Kandelabern schmücken ein Merkurkopf und einige Majoliken von ihm diese Halle. Die bunten Glasfenster mit dem geometrischen Muster bilden die Rückwand des Stiegenaufganges.

Die Handels- und Gewerbekammer Baumanns und Otto Wagners Postsparkasse wurden gleichzeitig gebaut. Gerade weil sie nebeneinanderstehen, erkennt man die Verunsicherung, die durch die Postsparkasse entstanden war. Beide Gebäude nehmen Bezug zur Palastarchitektur der Ringstraße. Doch Baumanns traditionalistischer Stil näherte sich nur im Detail der Moderne an, während die Postsparkasse als homogenes Gesamtkunstwerk schon die Richtung zum 20. Jahrhundert einschlägt.

Material als Symbol

Was musste die Postsparkasse für ein Affront gewesen sein an dieser sensiblen »Ecke der Ringstraße«! Der dekorverwöhnten Bürgerschaft des 19. Jahrhunderts präsentierte Otto Wagner eine zeichenhafte Architektur gegenüber dem kaiserlichen Doppeladler.

Als Bahnbrecher der Moderne in der Architektur schuf er 1904 bis 1906 das Postsparkassengebäude als »Tresor«, in dem das Vermögen gut aufgehoben ist. Um diese Wirkung zu erzielen, setzte er dem Stahlbetonbau als Fassade kostbare Marmorplatten vor, die mit aluminiumverkleideten Eisenbolzen am Mauerwerk befestigt sind und so ein Ornament bilden, das an eine eisenbeschlagene Schatzkiste erinnern soll. Mit der Verwendung von Stahlbeton mit vorgehängter Fassade gelang Otto Wagner eine Innovation, die bei modernen Hochhausbauten bis heute nicht wegzudenken ist.

Aluminium und Marmor sind die kostbaren Ingredienzien dieser richtungweisenden Architektur. Als Symbol für die Funktion als Geldinstitut wählte er für das Gebäude eine Farbe des Geldes: Silbergrau.

Der Grundriss passt sich in der Form eines Trapezes an die Forderung des Überganges von der Ringstraße zum Franz-Josefs-Kai an und verjüngt sich zur Altstadt hin. 1910 bis 1912 wurde der Bau noch an der Rückseite um einen weiteren Kassensaal für den Effektenverkehr ergänzt. An der



Nahtstelle bilden zwei Schneckentreppe die Verbindung zwischen dem sich zur Stadt hin verjüngenden früheren und dem späteren Teil des Gebäudes. Bemerkenswert sind auch die Stiegenhäuser mit bequemen, freitragenden Treppen, die in der Mitte von Leiterelementen gehalten werden.

Das Thema »Geld« setzt sich in der quadratischen Hauptkassenhalle fort, die in der Form einer Basilika gestaltet ist und durch ein Scheingewölbe aus Glas belichtet wird. Durch den mit Glasfliesen gekachelten Fußboden gelang es Otto Wagner, das Tageslicht auch in die unteren Tresorräume weiterzuführen. Heizung und Lüftung sind architektonisch mit sichtbaren Aluminiumröhren integriert.

Die Möblierung wurde zum Markenzeichen für die Postsparkasse: Sie besteht aus schlichten Bugholzmöbeln, die hauptsächlich die Firma Thonet lieferte. Berühmt sind die Würfelhocker als Ausstattung des Kassenraumes, die zu Bänken zusammengekoppelt werden können. Die Ausstattung ist als Gesamtkunstwerk konzipiert mit dem Anspruch auf Ästhetik, aber auch auf bedingungslose Funktionalität – sie wird der Maßstab für die architektonische Weiterentwicklung nach dem Ersten Weltkrieg in einer veränderten Zeit.

Seit 2020 sind in diesem Gebäude der Wissenschaftscampus der Universität für angewandte Kunst, der Kunstuniversität Linz und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften untergebracht. □

Neues Wohnen für eine neue Zeit

Um 1900 brachen junge Künstler mit alten Dogmen in Architektur, Malerei und Kunsthandwerk. Der Jugendstil veränderte das Gesicht der Großstadt, die neuen Ideen rückten die Menschen und ihre Bedürfnisse wieder in den Mittelpunkt.

Von Marie-Sophie Iontcheva

»Es ist mein Wille ...« begann Kaiser Franz Joseph I. im Dezember 1857 sein allerhöchstes Handschreiben, mit dem er den Abbruch der alten Befestigung anordnete. Damit legte er nicht nur den Grundstein für die Wiener Ringstraße in all ihrer historistischen Vielfalt, sondern förderte auch – wahrscheinlich unabsichtlich – eine nicht immer stille Revolution in der österreichischen Architektur und bildenden Kunst.

Die weiteren Voraussetzungen

Die nicht verplanten Areale der Ringstraße wurden über Nacht zu begehrtem Baugrund derer, die zwar über ausreichende Mittel, aber in der Enge der inneren Stadt nicht über den nötigen Raum zur Entfaltung ihrer Selbstdarstellung verfügten. Also wurde der neue Prachtboulevard zur neuen Wohnstatt der Reichen und Berühmten. Bald sollten auch die eingemeindeten Vorstädte – die neuen Bezirke II bis IX – und die angrenzenden Grünareale zu einem lohnenden Betätigungsfeld für geschäftstüchtige Bauherren und ehrgeizige Architekten avancieren. Am Ende der 1890er-Jahre galt der Ringstraßenstil bei den »jungen Wilden« bereits als verstaubt, und ein grundlegendes Umdenken in allen Bereichen der Kunst lag spürbar in der Wiener Luft. Also besprach man der Legende nach im Salon der Berta Zuckermandl die Möglichkeiten, eigene Werke auch auf eigene Faust ins Licht des mittlerweile durchaus aufgeschlossenen Publikums zu rücken. Die Wiener Secession wurde gegründet, die Zeitschrift »Ver Sacrum« herausgegeben, und Joseph Maria Olbrich begann mit den Planungen für eine eigene Ausstellungshalle. Nach diesem entscheidenden Schritt in der bildenden Kunst war es programmatisch nur folgerichtig, im Bereich des Kunstgewerbes nachzuziehen. Die Wiener Werkstätte nahm die Herausforderung an, dabei einen eigenen Weg zu beschreiten.

Die Architekten und ihre Visionen

Nach all dem stellt sich die Frage nach dem programmatisch Neuen und Umwälzenden in den Arbeiten von Otto Wagner, Josef Hoffmann, Adolf Loos, Josef Plečnik, Koloman Moser und all denen, die aus Platzgründen unverdient in die zweite Reihe verbannt wurden. Was lässt uns heute noch den Umbruch im Konzept und im Detail spüren? Otto Wagner selbst

fasste es in seiner Antrittsrede zur Professur an der Akademie der bildenden Künste in ein Rezept für seine Schüler:

1. Peinlich genaues Erfassen und vollkommenes Erfüllen des Zweckes, bis ins kleinste Detail.
2. Glückliche Wahl des Ausführungsmaterials; mechanisch und ökonomisch.
3. Einfache und ökonomische Konstruktion, und erst nach diesen Hauptpunkten
4. Die aus diesen Prämissen gleichsam von selbst entstehende Form.

Nachdrücklich wurde Funktion und Konstruktion des Werkes in den Vordergrund gestellt, nach außen sichtbar und gleichermaßen vom Inneren bestimmt: eine radikale Abkehr von historisierenden Zitate und Ornamentik.

Ausgewählte Bauwerke

Die Standorte vieler prominenter Villen und Wohnhäuser entsprechen den zahlungskräftigen Auftraggebern und konzentrieren sich daher oft auf die grünen Randlagen der Stadt. Beginnt man im heutigen Döbling, erregen zahlreiche Villen von Josef Hoffmann Neid und Bewunderung. Die oben erwähnten Wohnhäuser, für die Künstlerkollegen Kolo Moser und Carl Moll an der Secession errichtet, sind ein oft zitiertes Beispiel für die Architektur, deren Äußeres auch schon ihr Inneres verraten müsse. Sie stellen einen Teil von Hoffmanns Villenkolonie im Cottageviertel dar, die ihm ein besonders Anliegen war.

Unweit davon findet sich das Wohnhaus Spitzer, ursprünglich ein Auftrag an Josef Olbrich, den er an Hoffmann weitergab. Der Bauherr Dr. Friedrich Spitzer, ein arrivierter Amateurfotograf und Industrieller, ließ sich von Olbrich das blaue Zimmer entwerfen, das als besondere Attraktion dieses Baus bekannt wurde. Ebenfalls als Teil der Villenkolonie darf das Haus des Bauunternehmers Eduard Ast gelten, das viel Lob der Kritiker für den virtuosen Umgang mit modernen Baumaterialien erntete. Zudem hatte es als zeitweise Wohnstätte von Franz Werfel und Alma Mahler den klingenden Ruf eines Künstlertreffs.

Otto Wagners Hausarzt und Tarockpartner Ladislav Vojcsik beauftragte den Grandseigneur der Architektur 1901 mit dem Neubau seiner Privatvilla. Wagner überließ den Ent-



Die erste Villa Wagner in der Hüttelbergstraße 26, © Bwag/CC-BY-SA-4.0k

wurf seinem erst 22-jährigen Schüler Otto Schönthal, der ein Juwel des Jugendstils auf die Linzerstrasse im 14. Bezirk stellte. Kühn und ungewöhnlich, von ästhetischer, schlichter Eleganz steht sie heute mitten unter traditionellen Vorstadtbauten. Wagner selbst wohnte damals quasi ums Eck in der Villa Wagner in der Hüttelbergstraße. Ein Heim und ein Kunstwerk im Stile der »freien Renaissance«, das bei Voranmeldung besichtigt werden kann.

Wandert man über das Wiental nach Hietzing, betritt man das künstlerische Hoheitsgebiet von Adolf Loos, der zwischen dem Althergebrachten der stillen, wohl-situierten Seitengassen seine Akzente setzte. Als ein herausragendes Beispiel des Internationalen Stils und als ein Schlüsselbau der Moderne gilt das Haus Steiner in der St. Veit-Gasse, übrigens in der Nachbarschaft von Gustav Klimts Atelier. Die schlichte und funktionale Konstruktion mit Obergeschoß in Form einer Halbtonne soll maßgeblich den sturen Vorschriften der Baubehörde zu verdanken sein. Bauherrin war damals die Malerin Lilly Steiner, Schwiegermutter des Albertina-Direktors Otto Benesch. Seiner eigenwilligen Dachform blieb Loos auch beim Haus Horner in der Nothartgasse treu. Die Prämisse dieses Baus war, auf 10 x 11 Metern mit billigsten Mitteln möglichst viel Wohnraum zu schaffen. So waren die Zwischenwände – aus Platzgründen und um sie leichter den Erfordernissen anpassen zu können – aus Gips. Hier beruft sich Loos deutlich auf die Doktrin der ökonomisch gewählten Materialien.

Eine Weiterführung – mehr als eine Gegenposition – stellt wohl das Haus Beer in der Wenzgasse dar. Josef Frank und Oskar Wlasch formulieren hier, anders als bei Loos' freiem

Raumplan, eine organische, aus der Nutzung heraus fast zwangsläufige Abfolge von Räumen auf mehreren Ebenen. Besonders gelungen empfinden wir die erstmalig betonte Integration der Gartenflächen in die Architektur. Lesenswert ist auf jeden Fall der zur Eröffnung von Frank verfasste Artikel »Das Haus als Weg und Platz«, in dem er seine Vision darlegt.

Das Interieur

Das Zusammenspiel moderner Entwürfe mit Hinblick auf schlichte Funktionalität im Äußeren mit dem ebenso gestalteten Interieur der Wiener Werkstätte war gleichermaßen gewollt wie gelungen, ganz im Sinne von Josef Hoffmanns Gesamtkunstwerk. Die Wiener Werkstätten führten die Inneneinrichtungen für die Häuser von Freunden und Bekannten der Architekten und Künstler aus. Auch wenn nur wenige ursprüngliche Beispiele auf uns gekommen sind, sind die durchgängigen Prinzipien nach wie vor sichtbar. Als ein Höhepunkt dieses Zugangs darf Otto Wagners Postsparkasse gelten, die tatsächlich von der Fassade bis zum Schreibtisch überzeugend eine Idee verkörpert. Ursprünglich sollte eine breitere Käuferschicht adressiert werden, es blieb aber bei einer hauchdünnen Schicht aus künstlerisch interessierten Mitgliedern des Großbürgertums, die die Produkte der Wiener Werkstätte für ihre Einrichtung erwarb und sich diese auch leisten konnte, da der Einsatz hochqualitativer Materialien und die Erzeugung von Hand für die breite Masse unerschwinglich war.

Auch wenn jene glanzvolle Zeit längst zu Ende ist, ihre Schönheit ist bis heute in den Wiener Museen und im Wiener Stadtbild zu bewundern! □

Die Fotografie des Fin-de-siècle in Wien

Seit der Erfindung der Fotografie im Jahr 1826 existiert die Frage um ihre Kunstwürdigkeit und ihre Position im Zusammenhang mit den anderen Künsten. Mit dem Aufkommen kunstfotografischer Strömungen um die Jahrhundertwende gewinnt diese Frage an Bedeutung.

Von Martina Autengruber

Vor beinahe 200 Jahren gelang es Joseph Nicéphore Niépce, den Ausblick aus seinem Arbeitszimmer im französischen Saint-Loup-de-Vareennes als Foto aufzunehmen. Dafür belichtete er acht Stunden lang eine mit Asphalt beschichtete Zinnplatte. Louis Jacques Mandé Daguerre war so begeistert von der Errungenschaft, dass er sein Partner wurde. Beide arbeiteten daran, Kamera, Optik, lichtempfindliche Materialien und Fixierung zu einem praktikablen fotografischen Prozess zu vereinen. Kurz vor dem Durchbruch verstarb Niépce. So wurde das neue Verfahren nach Daguerre (Daguerreotypie) benannt und 1839 der Akademie der Wissenschaften in Paris vorgestellt. Bei diesem Prozess entstand die Fotografie als Positiv in der Kamera und war dadurch ein Unikat. Der Engländer William Henry Fox Talbot forschte weiter und entwickelte das Negativ-Positiv-Verfahren (Kalotypie). Damit konnte man das Originalfoto beliebig oft vervielfältigen.

Der erste Österreicher, der noch unter der direkten Anleitung von Daguerre fotografieren lernte, war der Chemiker und Physiker Andreas von Ettingshausen. Durch ihn wurde Wien zu einem wesentlichen Zentrum der Lichtbilderei. Seinen Anregungen war es zu verdanken, dass man sich an der Universität, am Polytechnischen Institut (Vorläufer der TU Wien) und in der Fürstenhofrunde (Kreis wohlhabender Fotopioniere und Akademiker) mit der neuen Technik beschäftigte.

In dieser Zeit hatte sich Andreas Groll mit seinem »photographischen Institut« selbstständig gemacht. Er war lange Zeit als Hausknecht am chemischen Institut des Polytechnikums beschäftigt und hatte dadurch Einblicke in die neue Materie. Damals existierten etwa zwölf Fotoateliers in Wien, die sich ausschließlich mit Porträtfotografie beschäftigten. Grolls neue Geschäftsidee war die Auftragsfotografie vor Ort. Er hatte das Verfahren der Kalotypie verfeinert, indem er statt Papiernegativen Glasplatten verwendete. Dadurch konnte er die Schärfe der Abzüge verbessern. Der Nachteil dieser neuen Methode war eine etwa 150 Kilogramm schwere Ausrüstung, mit der Groll durch die ganze Monarchie reiste. Er hatte nicht nur schwere Glasplatten im Gepäck, sondern auch eine komplette mobile Dunkelkammer dabei.

Er arbeitete für Architekten, Museumskuratoren, im Auftrag von Industriebetrieben und für die neu entstandene Denkmalspflege. Seine Kunden würdigten die Authentizität der abgebildeten Gebäude, die man als Doppelgänger der Wirklichkeit verstand. Ganz im Geist des Historismus dienten seine Fotografien zeitgenössischen Architekten als Vorbild und Anregung. Ab 1860 konnte Groll mit der immer größer werdenden Konkurrenz nicht mehr mithalten. In der 1861 gegründeten »Photographischen Gesellschaft« spielte er, dessen Todestag sich 2022 zum 150. Mal jährt, keine bedeutende Rolle mehr.

Die »Photographische Gesellschaft« war der Zusammenschluss österreichischer Lichtbildner, die mehr an Technik als an Ästhetik der Fotografie interessiert waren. Es wurden regelmäßig Versammlungen, Vorträge und Ausstellungen veranstaltet und eine Vereinszeitung namens »Photographische Correspondenz« veröffentlicht. Ein Mitglied der Gesellschaft, Josef Maria Eder, gründete in Wien 1888 die erste Fotofachschule Europas, die »k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproduktionsverfahren«, die später in »Graphische Bundes-Lehr- und Versuchsanstalt« umbenannt wurde. Sie ist bis heute der Vereinsitz der Photographischen Gesellschaft.

Ein Jahr zuvor wurde in Wien der »Club der Amateur-Photographen« gegründet, den man 1893 in »Camera-Club« umbenannte. Nur die gehobene Gesellschaftsschicht, also Großbürger, Industrielle und Aristokraten, konnte sich das kostspielige Freizeitvergnügen mit der Kamera leisten.

Bald entwickelte sich der teure Zeitvertreib mit höchstesthetischem Anspruch in Richtung Kunst. Das neue technische Gummidruckverfahren, ein Edeldruckverfahren mit Pigmenten, gelöst in Gummiarabikum-Tinktur und lichtempfindlichen Chromsalzen, machte die Fotografie zum einmaligen Kunstwerk. Fotografie wurde in der Publikation »Ver Sacrum« absolut gleichwertig neben Rötzelzeichnung oder Malerei abgedruckt und in Wohnungen als modernes Ausstattungsstück neben Gemälden aufgehängt. In Ausstellungen der Secession, des Künstlerhauses und im Museum für Kunst und Industrie wurde sie einem breiten Publikum gezeigt. Die Secessionisten begrüßten die Amateurfotografen



Dora Kallmus, Selbstporträt mit schwarzer Katze, © Ullstein Bild – d'Ora/picturedesk.com

als »fortan nicht zu unterschätzende Bundesgenossen für die Propaganda künstlerischer Lebensauffassung, in deren Dienst wir stehen«.

Die Entwicklung der österreichischen Kunstfotografie erreichte ihren Höhepunkt, als sich das »Kleeblatt« (Trifolium) formierte, dem die drei Fotografen Hugo Henneberg, Heinrich Kühn und Hans Watzek angehörten. Durch Beteiligung an Ausstellungen im Ausland und persönlichen Kontakt zu Kollegen in Paris, London und New York verhalfen sie der österreichischen Fotografie zu internationaler Bedeutung. Ihre These »Unschärfe bis an die Bildränder ist naturwahrer als Genauigkeit« entsprach der Argumentation der impressionistischen Maler. Das bereits erwähnte Gummidruckverfahren war die technische Voraussetzung für den Kunstcharakter. Die Oberflächenstruktur erinnerte an Druckgrafik, und die Themen und Kompositionen entlehnte man der alt-niederländischen Malerei bis hin zur symbolistischen Kunst der Zeitgenossen. Heinrich Kühn war eine herausragende Gestalt der piktoralen Fotografie in Österreich. Er befasste sich intensiv mit Lichtstudien. Er wiederholte dieselben Motive oder verschob den Horizont nach oben, womit er dieselbe Flächigkeit erreichte wie Klimt in seinen zeitgleich entstandenen Landschaftsgemälden.

Eine bedeutende Fotopionierin war Dora Philippine Kallmus. Sie eröffnete 1907 gemeinsam mit Arthur Benda das Atelier d'Ora in Wien. Nach kurzer Zeit wurde es die erste Adresse für elegante, extravagante Porträts. Ihre Kunden kamen aus Adelskreisen, Wissenschaft und Kunst. So fotografierte

sie die Krönung von Kaiser Karl zum König von Ungarn sowie Alma Mahler Werfel, Elsie Altmann-Loos oder Gustav Klimt. Sie orientierte sich an den Kunstfotografen und an alten malerischen Vorbildern und entwickelte für ihre Kunden neue dekorative Posen. Durch raffinierte Beleuchtung, sorgfältige Retusche und bewusste Relation zwischen Figur und Bildfeld hoben sich ihre Werke von der älteren Fotografengeneration ab.

Eine völlig gegenteilige Fotokunst im Vergleich zum bisher Geschilderten erbrachte der Richter Hermann Drawe. Er fotografierte die Schattenseite des Lebens. Gemeinsam mit dem Journalisten Emil Kläger besuchte er, als Obdachloser verkleidet, die Elendsviertel von Wien. Drawe benutzte den grellen Magnesiumblitz, um die schlecht beleuchteten Behausungen auszuleuchten. Er setzte auf die Genauigkeit der Fotografie und die Sichtbarmachung von Details, um auf die schlechten sozialen Bedingungen aufmerksam zu machen.

Eine neue Ära begann mit der Erfindung der Kleinbildkamera in den 1920er-Jahren. Sie ermöglichte eine nie dagewesene Bewegungsfreiheit. Die Fotografie stand immer stärker im Dienst der Presse und der Werbung. Außerdem wurde sie als Kommunikationsmittel für politische Propaganda instrumentalisiert. Mit der neuen Sachlichkeit wurde der Formenkanon direkter, klarer und vielfach grafischer. Die Fotografie der Jahrhundertwende verlor nach 1918 allmählich ihre künstlerische Ausrichtung, statt Stimmung und innerliche Empfindung bevorzugte man enge Ausschnitte und extreme Blickrichtungen. □

Neue Wege in der Musik

Mit der Entwicklung Wiens zur modernen Großstadt kam es zu wesentlichen Neuerungen im Musikleben der Stadt. Nicht alles begeisterte. Vieles auf dem Gebiet der Komposition, der Musikbühne und im Tanz brauchte Zeit bis zur Anerkennung.

Von Marius Pasetti

Werfen wir einen Blick zurück in das Wien des späten 19. Jahrhunderts: In den 1880er-Jahren lässt sich eine Übergangszeit für das musikalische Leben der Stadt feststellen. Dieses wurde einerseits noch vom Adel und dem gehobenen Bürgertum, das die Werke Mozarts, Beethovens oder Schuberts ästimierte, getragen; auf der anderen Seite kündigten sich aber bereits neue Strömungen an.

Das darauf folgende Dezennium wurde weitgehend von der Kontroverse zwischen den »Brucknerianern« und »Brahminen« dominiert, das heißt den fortschrittlichen Anhängern der Musik Richard Wagners, dessen Sache Anton Bruckner vertrat, und den konservativen Verehrern von Johannes Brahms.

Porträt Arnold Schönberg, Gemälde von Richard Gerstl, um 1907, © Wien Museum, CC BY 4.0, Foto: Birgit und Peter Kainz



Arnold Schönbergs Frühwerk, etwa die »Gurrelieder«, stand noch ganz im Banne Wagners. Dem später oft gescholtenen »Neutöner« in der Musik warf man gar Epigonentum vor. Dennoch wurden die »Gurrelieder« vom Publikum durchaus wohlwollend aufgenommen. Aber bereits die darauf folgende Uraufführung von Schönbergs Erstem Streichquartett in d-Moll, in dem die Grenze der Tonalität überschritten wurde, stieß auf Unmut. Am 5. Jänner 1907, dem Datum der Uraufführung, kam es zu heftigen Tumulten im Bösendorfer Saal. Unter den Zuhörern befand sich Gustav Mahler, der ein knappes Jahr danach Wien verlassen sollte. »Sie haben nicht zu zischen!« maßregelte der noch als Hofoperndirektor tätige Mahler einen entrüsteten Konzertbesucher. »Ich zische auch bei Ihren Symphonien«, erwiderte dieser.

Der Eklat sollte fast genau sechs Jahre später im Musikvereinssaal durch das »Watschenkonzert« übertroffen werden; Schönberg musste es unterbrechen, da es zu wüsten Schimpfereien, Ohrfeigen und Aufforderungen zum Duell kam.

Man konnte oder wollte damals noch nicht begreifen, dass Schönberg und seine Schüler alles andere als mit dem musikalischen Erbe brechen wollten. Die »Methode der Komposition mit nur zwölf aufeinanderfolgenden Tönen«, als Zwölftonmusik in die Annalen der Musikgeschichte eingegangen, wurde ja nach Aussage Schönbergs mit dem Anspruch entwickelt, »der deutschen Musik die Vorherrschaft für die nächsten hundert Jahre« zu sichern. Auch das Etikett der Zweiten Wiener Schule, deren innerer Kreis aus Anton von Webern, Alban Berg und Schönberg bestand, knüpfte an das Vorbild der Wiener Klassik an. Grosso modo strebte Schönberg, ähnlich wie es der mit ihm befreundete Adolf Loos im Bereich der Architektur tat, eine schmucklose, wahrhaftige Kunst an. Als allzu schwere Last empfand man den Bombast der Ringstraßenära.

Wahrhaftigkeit statt Illusion und Reduktion theatraler Mittel: Diese Ziele verfolgte auch Gustav Mahler als Direktor der Wiener Hofoper.

Schon früh schlug Mahler die Theaterlaufbahn ein. Er begab sich bereits im 20. Lebensjahr in die »Tretmühle« des Theaters und begann eine Ochsentour an diversen Provinzbüh-

nen in Laibach, Olmütz und Kassel, aber auch an den größeren Häusern in Prag, Hamburg und Budapest.

Bereits in der Zeit bis zum Engagement an der Wiener Hofoper war Mahler als Genauigkeitsfanatiker bekannt, gefürchtet und diversen Intrigen ausgesetzt. Die Visionen des Dirigenten, Regisseurs und Theaterdirektors kündigten sich schon an. Im Sinne der Gesamtkunstwerkkonzeption seines großen Idols Richard Wagner schwebte ihm die Gleichberechtigung von Darstellung, Gesang und Ausstattung zu Gunsten einer inneren Logik der Handlung vor.

Als Mahler 1897 sein Amt in Wien antrat, bestand das »Haus am Ring« erst knappe dreißig Jahre. Wurde das Gebäude in seiner Außenarchitektur wegen Einfallslosigkeit von vielen Seiten heftig kritisiert, so bot es im Inneren aufsehenerregende neue technische Mittel. Das weiträumige Bühnenhaus gestattete unter anderem die Möglichkeit für einen raschen Szenenwechsel.

Mahlers Vorgänger hatten durchaus Innovationen gesetzt, das Repertoire war durch die in Wien noch nicht allgemein bekannten Werke eines Richard Wagner oder Giuseppe Verdi erweitert worden, und auch die Musikdramen des Verismo von Ruggero Leoncavallo und Pietro Mascagni fanden Aufnahme in den Spielplan.

Darüber hinaus hatte eine Perfektionierung des Orchesters stattgefunden. Direktor Johann Herbeck hatte dafür gesorgt, dass wirklich nur professionelle Musiker dem Hofopernorchester angehören durften. Seinen Nachfolgern Franz von Jauner und Wilhelm von Jahn war es gelungen, ein exzellentes Sängersenble zu formieren, das zur Zeit Mahlers allerdings schon überaltert wirkte. Dennoch konnte Mahler also teilweise günstiges, jedoch verbesserungswürdiges Terrain betreten und ging entscheidende Schritte weiter.

Sein Debut als Dirigent – er war damals noch nicht offiziell, aber gerüchteweise zum »Hofoperndirektor« ernannt worden – gab er mit Wagners »Lohengrin«. Im Publikum befand sich Karl Kraus, der das Kommende voraussah:

»Mit Siegfriedsallüren ist in das Opernhaus dieser Tage ein neuer Dirigent eingezogen, dem man es vom Gesicht ablesen kann, dass er mit der alten Mißwirtschaft aufräumen wird. [...] Es geht ein Gerücht, dass man ihn bald auf den Direktionsstuhl setzen wird [...] Der neue Dirigent soll bereits so effektive Proben seiner Tatkraft abgelegt haben, daß schon fleissig gegen ihn intriguiert wird.«

Die »Tatkraft« Mahlers wurde kurz nach seinem ersten künstlerischen Auftritt manifest: Zeitgemäße Sänger, die nicht nur im Bereich des Gesangs, sondern auch in glaubwürdiger

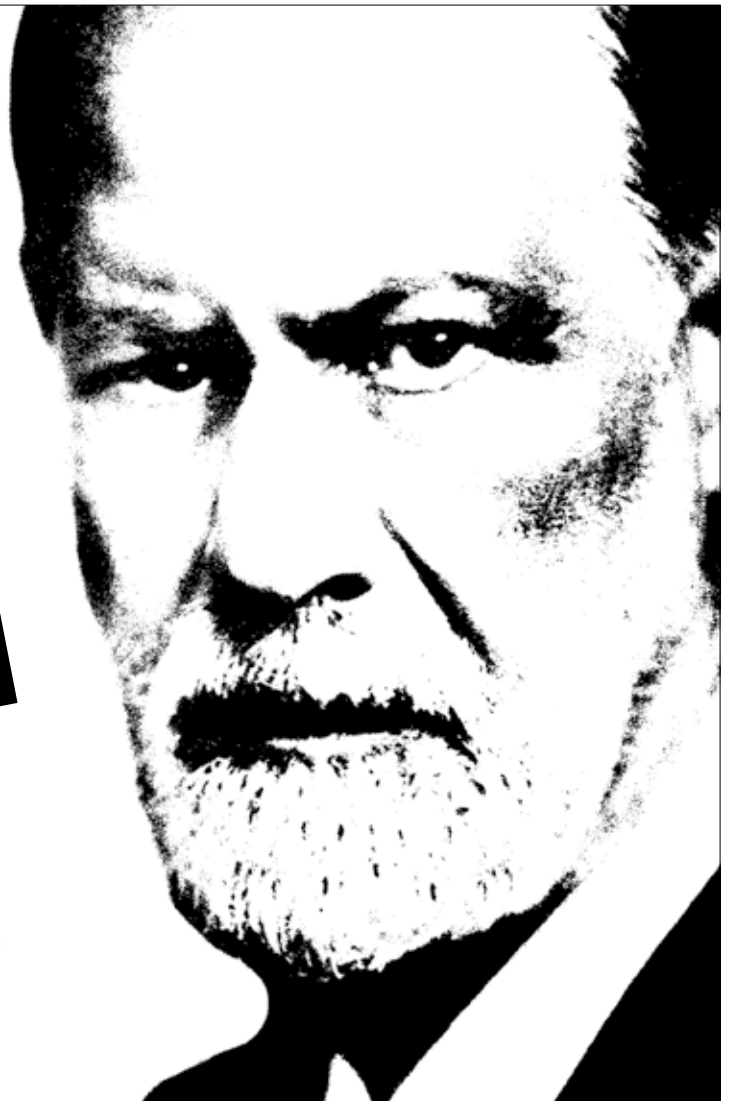
Sigm. Freud

MUSEUM

Berggasse 19
1090 Wien
www.freud-museum.at

**Wahrheits-
sadist***

* Stefan Zweig, 1931



Darstellung überzeugen sollten, wurden rekrutiert. In Franz Schalk und Bruno Walter entdeckte Mahler jene Dirigenten, die seine Vorstellungen nachvollzogen und verwirklichten. Auch an das Publikum wurden hohe Anforderungen gestellt: Zuspätkommende mussten sich mit dem Eintritt bis zur Pause gedulden, und dem Claque-Unwesen machte der Direktor den Garaus. Es galt noch vieles zu perfektionieren und einen Schlusstrich unter so manche unbeabsichtigte Vorkommnisse zu setzen. In der »Neuen Freien Presse« wurden hohe Erwartungen an den neuen Opernchef gestellt:

»Mahler dirigiert »Rheingold«. Lindwurm funktionierte nicht und blieb die ganze Szene hindurch auf der Bühne, Verwandlungsmaschinerie versagt. Direktor Mahler, der durch erfolgreiche Ordonanzen das Publikum an Pünktlichkeit zu gewöhnen weiß, wird schließlich auch die unbotmäßigen Lindwürmer folgen lehren müssen.«

Mahler machte sich daran, das Ausstattungswesen von der üppigen Bürde des Historismus zu befreien. Oper habe nun nicht mehr als »opulentes Fest, als bildungsbürgerliches Spektakel« dargeboten zu werden, wie es der Theaterwissenschaftler Wolfgang Greisenegger formuliert. Für diese Vorhaben fand Mahler in Alfred Roller einen kongenialen Partner. Eine erste Begegnung fand anlässlich einer Beethovenausstellung, die Roller zu organisieren hatte, im Gebäude der Secession statt.

Die Zusammenarbeit zwischen dem Direktor der Hofoper und dem Präsidenten der Secession begann im selben Jahr. Roller war zunächst nur als Kostümbildner für eine Neuinszenierung von Carl Maria von Webers »Euryanthe« tätig, avancierte jedoch im folgenden Jahr zum Leiter des Ausstattungswesens der Wiener Hofoper.

Gustav Mahler revolutionierte die Oper, Foto von 1903

© Österreichische Nationalbibliothek



Die erste kontinuierliche Zusammenarbeit der beiden Visionäre stellte sich bei einer Neuproduktion von Wagners »Tristan und Isolde« ein, die anlässlich des 20. Todestages des Komponisten zum ersten Mal über die Bühne gehen sollte. Aufgrund einer Erkrankung des Tenors Erik Schmedes musste der Termin verschoben werden. Dies war aber kein Hinderungsgrund für den vielfachen Jubel und die überschwänglichen Kommentare, die der Aufführung folgten.

Teile des Publikums und zahlreiche Kritiker erkannten die epochalen Neuerungen. Realistische Bühnenelemente wurden weitgehend ausgespart, stattdessen setzte Roller Farbe und Licht als sozusagen raumschaffende Dominanten im musikdramatischen Kontext ein. Der Musikkritiker Max Graf notierte: »Licht und Luft musizieren mit dem Wagnerschen Orchester; Grundakkorde jedes Aktes werden zu leuchtendem Schein. Erster Akt : »Sinfonie in Rot«. Farbträger: Riesiges Segel. Beleuchtung von orangerot bis gelb. Zweiter Akt: »Tristan Nacht«: Violett als Farbdominante. Er [Roller] beschreitet nun wirklich neue Wege.«

Als weitere Schule machende Inszenierungen des anfänglich erfolgreichen Theaterduos werden in der theaterhistorischen Literatur immer wieder die Produktionen »Fidelio« (1904), »Don Giovanni« (1905) und »Iphigenie in Aulis« (1907) genannt.

Aber auch Mahlers und Rollers Projekt, Richard Wagners »Ring des Nibelungen« komplett neuzugestalten, soll Beachtung verdienen. Zur Realisation gelangten allerdings nur die beiden ersten Abende der Tetralogie, und hier wurde das Konzept, Räume aus Licht und Farbe zu konstruieren, noch entschiedener verfolgt. Im »Rheingold« bestand der Regenbogen beim Einzug der Götter in Walhall lediglich aus Licht- und Farbreflexen. Im dritten Akt der Walküre setzte Roller ganz auf Natursymbolik, der Walkürenritt geriet zur »wilden Wolkenjagd – geritten wird nicht«, wie wir vom damaligen Kritikerpapst Julius Korngold erfahren.

Zu »Siegfried« und der »Götterdämmerung« kam es nicht mehr in der Ära Gustav Mahler. Der Direktor nahm seinen Abschied. Die Gründe für seine Demission waren vielfältig. Mahler sah sich unüberwindbaren bürokratischen Hindernissen gegenübergestellt, hinzu kamen politische Attacken auf seine Person, und nicht zuletzt sah er sich aufgrund privater Probleme der fordernden Position des Hofoperndirektors, die damals wie heute mit Neid und Argwohn beobachtet wird, nicht mehr gewachsen.

Seinen Ausstattungsleiter wollte Mahler dazu bewegen, ihm an die »Metropolitan Opera« (Met) in New York zu folgen. Roller zögerte, stimmte aber zu, als Mahler mit Geld lockte. Letztlich aber war im Leitungsgremium der Met ein Stimmungsumschwung eingetreten, und Roller blieb in seiner Position in Wien.

Doch bald sollte auch er von dieser zurücktreten, denn es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung: Mahlers Nachfolger Felix von Weingartner weigerte sich, die noch unter Mahler in Auftrag gegebene Dekoration zu einer neuen Produktion des »Tannhäuser« aufzunehmen.

Der Regisseur Mahler und sein Bühnenbildner Roller haben freilich Bedeutendes und Nachhaltiges hinterlassen. Ein Opernabend ohne Bespielung des Proszeniums (Vorderbühne) oder ohne einen raschen Szenewechsel, der die Handlung nicht unnötig suspendiert, ist undenkbar geworden.



Bühnenbildentwurf von Alfred Roller für »Das Rheingold«, letzte Szene, 1904
Theatermuseum, Kunsthistorisches Museum Wien © KHM-Museumsverband

Die von Mahler und Roller entwickelte Arbeitsweise der Entrümpelung der Bühne nahmen unter anderem Wieland Wagner für seine Inszenierungen im »Neu-Bayreuth« nach dem Zweiten Weltkrieg auf, oder auch Emil Preetorius im »Ring des Nibelungen« während der Direktion Herbert von Karajan an der Wiener Staatsoper.

Das Tanztheater blieb in der Direktionszeit Mahlers eine Marginalie. Auch in diesem Bereich wurde die Notwendigkeit einer Erneuerung zwar angedacht, aber Mahlers Drang zur Perfektion stand ihm dabei im Weg. Alte Formen der Tanzkunst hielt er reif für eine Auffrischung und suchte nach einer neuen Schlüsselfigur, gewissermaßen nach einem Retter für die Kunstgattung. So kam ihm das Angebot von Richard Strauss, das burleske Ballett in zwei Akten »Kometentanz« für die Hofoper zu komponieren, entgegen. Allein der Münchner Meister verlor das Interesse daran.

Im Ballett erkannte Strauss eine Möglichkeit, dem Musiktheater neue Akzente zu verleihen und schloss sich hiermit den Tendenzen zahlreicher Dramatiker und Komponisten an. Alexander von Zemlinsky schrieb die Musik zum Ballett »Das gläserne Herz«, das auf dem Libretto »Triumph der Zeit« von Hugo von Hofmannsthal basierte. Es sollte an der Hofoper uraufgeführt werden, doch genügte es nicht den Ansprüchen des Direktors. Berta Zuckerkandl zufolge soll es Mahler als schlichten »Schmarren« abgetan haben.

Mahler wollte den Weg zur Erneuerung des Balletts aber keineswegs verlassen, ließ Werke allseits bekannter Komponisten zu Ballettabenden einrichten; so beispielsweise

»Rübezahl«, wo die Musik von Werken Chopins ein Libretto von Alfred Roller begleitete.

Franz Schrekers Tanzpantomime »Der Geburtstag der Infantin« gelangte als einer der wenigen Novitäten im Bereich des Tanztheaters an der Wiener Hofoper zur Uraufführung. Einstudiert wurde das Stück von Elsa Wiesenthal, der Schwester der berühmten Grete. Es war Mahler, der Grete Wiesenthal entdeckte und ihr die Rolle in Daniel Aubers Grand Opéra »Die stumme Tänzerin« gab. Allerdings übergang er dabei den Ballettmeister des Hauses, Josef Hassreiter. Es kam zum Skandal, zur »Wiesenthal-Affäre«. Die Tänzerin ging aus Wien fort und feierte erste Erfolge in den »Wiesenthal-Tänzen«, die als Voraufführung zu Strauss' und Hofmannsthals »Ariadne auf Naxos« am Stuttgarter Hoftheater dargeboten wurden. Eigene Arrangements wurden für sie geschaffen, die man als Wiederbelebung des Wiener Walzers konzipierte. Eine zeitgenössische Rezension berichtete:

»Grete Wiesenthal hat indessen den Mut besessen, diesen schlichten Wiener Walzer, der für den Tanz bestimmt war, auch wirklich zu tanzen: fast ohne Spitzenschritt, ohne Coupés, Fleurets, Contretemps, Pirouetten und Tournées.« Wir treffen hier wieder auf das Kriterium des Unpräzisen, was den Tanzstil Grete Wiesenthals betrifft. Effekthaschende Gesten wurden vermieden, tiefende Sentimentalitäten ausgespart.

Ähnliches verfolgten Schönberg und Mahler. Das Fortwirken ihrer Bemühungen wurde erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg erkannt. □

»Wenn alle Stricke reißen, häng i mi auf«

Es ist interessant, dass in Zeiten des Wohlstands die Hochkultur blüht, in Krisenzeiten jedoch die Menschen Zuflucht in den Kleinkunsttheatern, den Varietés und Kabaretts suchen. Es scheint, dass die Leichtlebigkeit dieser Kunstformen schwere Zeiten besser ertragen lässt, weil sie diese – bei aller Kritik – aus einer humoristischen Distanz betrachten.

Von Patrizia Kindl

Die Anfänge des Wiener Kabarets reichen zurück bis ins 18. Jahrhundert, als Josef Stranitzky die Figur des Hanswurst kreierte, eines Sauschneiders, der mit derbem Humor das Publikum amüsierte. Bald sollten ihm der Kasperl, der Taddädl und der Wurschtl folgen, alles Volkstypen, die auf ihre spezifische Art die Realität repräsentierten und kommentierten. Riesenerfolge verzeichnete in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Carltheater in der Praterstraße mit seinem späteren Direktor Johann Nestroy. Zu dieser Zeit wurde der Humor subtiler und scharfsinniger, was unzweifelhaft auch dem Einfluss der jüdischen Unterhaltungskünstler zuzuschreiben ist, die ab der Gründerzeit bis 1938 das Kulturleben prägten.

Ronacher, Stahlstich von Friedrich Perlberg, um 1872
Theatermuseum, Kunsthistorisches Museum Wien © KHM-Museumsverband



Der Börsenkrach von 1873 erzwang eine neue Sparsamkeit und brachte für viele renommierte Theater das Aus. »Theatercafés« und Vergnügungsstätten in der Vorstadt hingegen boten günstigere Unterhaltung und wurden von Zerstreung suchenden Menschen gestürmt.

Die erste bedeutende Kleinkunstbühne Österreich-Ungarns wurde 1889 von Bernhard Lutzky und Josef Modl im Hotel »Zum schwarzen Adler« am Unteren Werd, Taborstraße 11 eröffnet. Sie nannte sich das »Budapester Orpheum«, wurden doch die ersten Darbieter aus Budapest geholt, das damals schon eine rege Unterhaltungsszene aufwies. Geboten wurde sogenanntes Jargontheater in Form von Possen in einem Akt, dessen Sprache eine lokaltypische Mischung aus Wienerisch und Jiddisch war. Nach wechselnden Veranstaltungsorten erhielt das Orpheum schließlich eine feste Spielstätte in der Praterstraße 25. Hier sollten zahlreiche spätere Stars auftreten, darunter etwa Armin Berg, Hans Moser, Max Rott oder Robert Stolz.

Das erste Variététheater nach französischem Vorbild war das Ronacher auf der Seilerstätte. Es entstand 1887/88 aus der Brandruine des alten Stadttheaters und wurde – wie schon der Vorgängerbau – vom Theaterarchitektenduo Helmer und Fellner errichtet. Der Name des Gebäudes geht auf Anton Ronacher zurück, einen umtriebigen Unternehmer der Kaffeehaus- und Unterhaltungsbranche. Lag zu Beginn der Schwerpunkt noch auf Konzerten und Bällen, verlegte man sich bald auf Varietés mit Gesangs- und Tanzeinlagen sowie Operetten. Die Geschichte des Hauses ist wechselvoll. Es wurde immer wieder umgebaut, in der Zwischenkriegszeit war es ein Standort der RAVAG, des österreichischen Rundfunks, mit dem Beginn des Nationalsozialismus wurde es arisiert, und nach dem Krieg diente es als Ausweichbühne des beschädigten Burgtheaters. Seit 1987 ist es im Besitz der Vereinigten Bühnen Wiens und heute eine der wichtigsten Musicalbühnen Europas, mit über 1000 Plätzen auch eine der größten.

Als noch mondäner galt das 1904 eröffnete Apollo Theater an der Stelle des ehemaligen Palais Kaunitz in der Gumpendorfer Straße, ein Vergnügungsetablisement, das den modernsten Anforderungen entsprach. Hier konnte man Darbietungen

Revueszene mit Karl Farkas und Fritz Grünbaum, 1926

Theatermuseum, Kunsthistorisches Museum Wien © KHM-Museumsverband

nach Pariser Vorbild erleben, der wirkliche Anziehungspunkt jedoch waren die »Nuditäten«, eine aufsehenerregende Novität in der Unterhaltungsszene im damaligen Wien. Höhepunkte waren Auftritte der Folies Bergère und der legendären Mata Hari. Nach den schweren Wirtschaftseinbrüchen der 1920er-Jahre wurde es 1928 vom Architekten Carl Witzmann zu einem Kino umgebaut, und als solches fungiert es bis heute – eine moderne Kinowelt, die mit mehr als 2000 Sitzplätzen zu den größten in Österreich gehört.

Neben den Variététheatern gab es um 1900 auch schon Kabarettbühnen. Das erste dieser Art war das »Jung Wiener Theater des Lieben Augustin« im Keller des Theaters an der Wien. Es wurde 1901 von keinem Geringeren als dem Kaffeehausliteraten Felix Salten gegründet. Das Programmheft gestaltete Koloman Moser, geboten wurde ein »gemischtes Programm« mit Gesang, Tanz und Vortrag. Es wurde bald vom Kabaretttheater »Die Hölle« abgelöst, dessen Star der kongeniale Fritz Grünbaum war, der bis zu seiner Deportation im Jahre 1938 die Wiener Kabarettszene wesentlich prägen sollte. Damit setzte die Entwicklung zur Politisierung des Kabarett ein, was ganz im Sinne Nestroys geschah, der immerhin als Begründer dieser Kunstform in Österreich gilt.

Ein Beispiel für die intensive Verwobenheit von hoher Kunst mit der Unterhaltungsbranche war das Cabaret Fledermaus, das 1907 an der Ecke Kärntner Straße/Johannessgasse eröffnet wurde. Financier dieses Gesamtkunstwerkes des Wiener Jugendstils war der große Mäzen der Wiener Werkstätten, Fritz Wärndorfer. Die Ausstattung bis hin zu den Fliesen und den berühmten »Fledermaus-Sesseln« stammte von Josef Hoffmann, weitere Mitarbeiter waren Gustav Klimt, Koloman Moser oder Oskar Kokoschka. Der Publikumsrenner dieses anspruchsvollen Etablissements war der Goethesketch des genialen Duos Alfred Polgar/Egon Friedell: Goethe fällt in einem Gymnasium des frühen 20. Jahrhunderts bei einer Prüfung über sein eigenes Leben durch. Die Perücke, die Friedell in über 200 Vorführungen trug, ist heute im Literaturmuseum zu sehen, das nur ein paar Schritte von jenem Standort entfernt ist, wo das kleine Stück so große Erfolge feierte. Dem Cabaret Fledermaus war nur ein kurzer Erfolg beschieden, es wurde bereits 1910 verkauft. Im selben Jahr öffnete in der Nachbargasse, Annagasse 3, das Cabaret »Max und Moritz« seine Pforten, in dem der junge Hans Moser und Armin Berg auftraten (die übrigens später auch gemeinsam in der Verfilmung von Hugo Bettauers Film »Stadt ohne Juden« wirken sollten).

Eines jener legendären Kabaretttheater hat bis heute ein stürmisches Jahrhundert überdauert, das beliebte »Simpl« in der Wollzeile. 1911 als Bierkabarett Simplizissimus gegründet, waren es die Publikumsliebhaber der Zwischenkriegszeit Fritz Grünbaum und Karl Farkas, die den Menschen mit ihren Doppelconférences bis 1938 Lachtränen in die Augen trieben – bis beide Opfer der Verfolgung durch die Nazis wurden. Grünbaum ließ sein Leben im KZ Dachau, Farkas schaffte es ins Exil in die USA. Er sollte nach dem Krieg zurückkehren in »sein« Simpl, den Part des »Blöden« in den Doppelconférences übernahm nun Ernst Waldbrunn. Das



Simpl war Sprungbrett und Erfolgsbühne für viele Schauspieler und Kabarettisten, darunter Ossy Kollmann, Paul Löwinger, Otto Schenk, Cissy Kraner sowie Alfred und Max Böhm. Es ist bis heute das populärste Wiener Kabarett, momentaner Intendant ist Michael Niavarani.

Ein weiteres Kabaretttheater der Zwischenkriegszeit war der »Liebe Augustin« im Cafe Prückel, geleitet von Stella Kadmon und Peter Hammerschlag. Auch diese beiden Künstler waren von den Nazis verfeindet – Kadmon sollte im Exil in Israel überleben und nach dem Krieg zurückkehren, Hammerschlag jedoch wurde 1942 in Auschwitz ermordet. An ihn erinnert heute noch sein »Krüppellied«, das von Helmut Qualtinger und André Heller in ihr Album »Heurige und gestrige Lieder« aufgenommen wurde. Der Name des Theaters war eine Reminiszenz sowohl an den Wiener Bänkelsänger, der während der Pest des Jahres 1679 mit Wein und Musik dem Tod trotzte, als auch an jene erste Kabarettbühne im Theater an der Wien am Beginn des Jahrhunderts.

Man knüpfte also immer wieder an alte Traditionen an. Und so benannte Gerhard Bronner die 1957 von ihm übernommene Marietta Bar in der Spiegelgasse in das »Neue Cabaret Fledermaus« um. Es besteht bis heute.

Eine innerhalb des deutschsprachigen Raums spezifische Besonderheit, die den Erfolg des Wiener Kabarett in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mitbestimmte, war die jüdische Prägung. Jener unvergleichliche jüdische Witz und Intellekt ist leider für immer und unwiederbringlich verloren gegangen. □

Krieg, Skandal und neue Zeiten

Von der Jahrhundertwende über den Ersten Weltkrieg bis in die Anfangsjahre der Republik erlebten die Menschen gewaltige gesellschaftliche Veränderungen und abrupte Umbrüche. Dies schlug sich in einer vielfältigen Literatur nieder, die viele zu Klassikern gewordene Werke hervorgebracht hat, sowie einige, die es sich neu zu entdecken lohnt.

Von Astrid Stangl

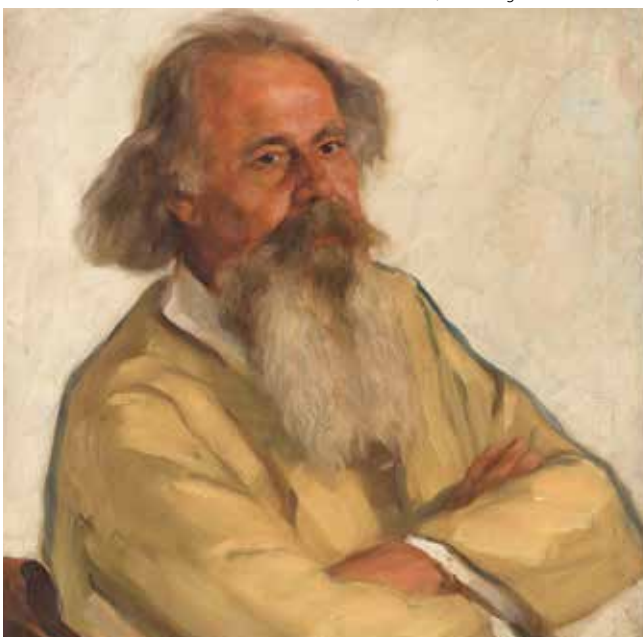
Oft wird das Jahr 1890 als Ausgangspunkt der Wiener literarischen Moderne betrachtet. Als auslösendes Ereignis gilt die Gründung der Zeitschrift »Moderne Dichtung«. Die Monatschrift wurde von Eduard Michael Kafka und Julius Kulka in Brünn ins Leben gerufen und übersiedelte bald darauf nach Wien. Die Herausgeber nannten sie eine »Monatsschrift für Literatur und Kritik« und wollten damit der österreichischen Literatur Gehör verschaffen. Sie begriffen die neue Literatur als eine, die sich dem Geist der Moderne verschrieb, sie schöpfte nicht nur aus sich selbst, sondern nahm ihre Anregungen aus den Entwicklungen ihrer Zeit. Zu dieser Moderne gehörte nicht nur die Kunst, sondern sie speiste sich auch aus naturwissenschaftlichen, technischen, philosophischen und wirtschaftspolitischen Erkenntnissen.

Die Gründer der »Modernen Dichtung«, die später als »Moderne Rundschau« weitergeführt wurde, konnten auch Hermann Bahr für ihr Vorhaben gewinnen. Er hatte mehrere Stu-

dienjahre in Berlin und ein weiteres Jahr in Paris verbracht. Er hatte sich während dieser Zeit und auf weiteren Reisen mit dem kulturellen Leben Europas und vor allem mit den neuesten Entwicklungen in Literatur und Theater beschäftigt. Dabei war er mit vielen der literarischen Protagonisten persönlich zusammengetroffen. Der Gedanke daran, eine österreichische Ausformung der modernen Literatur mitzugestalten, gefiel ihm, und er sollte von Beginn an zur zentralen Figur der bald »Jung Wien« genannten Gruppierung aufstrebender Schreibender werden. Er förderte junge Literaten, wobei ihm vor allem seine Kontakte zu Verlagen und Zeitschriften zugutekamen. Eine Runde, zu der Felix Salten, Peter Altenberg, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler und viele andere zählten, traf sich regelmäßig im Café Griensteidl – bis dieses 1897 seine Pforten schloss, da das Palais Dietrichstein, in dem sich das Café befand, im Zuge der Neugestaltung des Michaelerplatzes abgerissen wurde. Der nie um einen bissigen Kommentar verlegene Karl Kraus begleitete dies spöttisch in seinem Artikel »Die demolierte Literatur«. Felix Salten soll ihm dafür bei der Abschiedsfeier vom Griensteidl eine Ohrfeige verpasst haben. Die heimatlos gewordenen Literaten zogen teilweise weiter ins Café Central.

Hermann Bahr, Gemälde von Ludwig Wieden, 1912

© Wien Museum, CC BY 4.0, Foto: Birgit und Peter Kainz



Zum Zeitpunkt der Gründung der »Modernen Dichtung« sah man sich noch in der Gattung des Naturalismus verhaftet. Die Autoren begriffen sich in einem europäischen Kontext. Sie reisten und tauschten sich mit ihren internationalen Kollegen aus. Einflüsse aus Berlin, München, Paris sowie Prag und Budapest, aber auch aus Madrid, St. Petersburg, Oslo und Stockholm wurden begierig aufgenommen, es herrschte ein reges Hin und Her an Übersetzungen, so manche Schreibende waren auch übersetzend tätig. Einen Höhepunkt des literarischen Jahres 1891 bildete der Besuch des hochverehrten Großmeisters des Naturalismus, Henrik Ibsen, in Wien. Den Anlass dazu gab die Premiere seines Stücks »Die Kronprätendenten« am 11. April 1891 im Burgtheater. Anschließend luden die Herausgeber der »Modernen Rundschau« zu einem Bankett. Universitätsprofessoren, Abgeordnete, Schauspieler sowie Schriftsteller waren zugegen, um dem Gast in unzähligen Festreden zu huldigen.

Felix Salten, 1911

© Österreichische Nationalbibliothek

Noch während die junge Wiener Literaturszene im Naturalismus schwelgte, war sie bereits dabei, diesen zu überwinden. Hier bildeten sich die Anfänge des literarischen Impressionismus. Der genaue Blick richtete sich in logischer Konsequenz nicht mehr nur auf die äußeren Umstände, sondern auch auf die inneren Befindlichkeiten. Nicht von ungefähr begann Sigmund Freud zur gleichen Zeit, seine Schriften über das menschliche Seelenleben zu veröffentlichen, die eine ganze Generation von Künstlern auf unterschiedlichste Art prägte.

Das literarische Schaffen speiste sich jedoch auch aus gesellschaftlichen Fragen. Das Motiv der Sexualität ist in der Literatur der Jahrhundertwende nicht zu ignorieren. Es widerstrebt den sittlichen Vorstellungen, die Existenz einer solchen auch nur verstohlen anzudeuten. Sie wurde bestenfalls hingenommen und möglichst unsichtbar ausgelebt. Der im Jahr 1881 geborene Stefan Zweig beschreibt dies in seinem Zeitportrait »Die Welt von Gestern«. Das Werk erschien zwar erst kurz vor seinem Tod im Jahr 1942, es gibt jedoch einen lebendigen Einblick in Lebens- und Denkweise der damaligen Zeit, nicht zuletzt auch in die Welt der Literatur. Er blickt auf die vergangenen Jahrzehnte zurück und stellt Veränderungen fest, die sich durch die Arbeiten Sigmund Freuds, die Frauenemanzipation und die vermehrte Beschäftigung mit dem eigenen Körper, im Umgang der Menschen mit der Sexualität eingestellt haben. Er schildert in einer Distanziertheit, als läge es ihm fern, hier aus eigener Erfahrung zu sprechen, wie alleingelassen sich die jungen Burschen seiner Gymnasiastenzzeit mit den sich plötzlich aufdrängenden Fragen fanden. Er beschreibt die Unaufrichtigkeit, die Erwachsene diesbezüglich an den Tag legten, sowie die daraus entstehenden Schwierigkeiten, wie zum Beispiel geheim gehaltene Geschlechtskrankheiten.

Arthur Schnitzler wirft im »Reigen«, der 1896/97 entstand, einen genauen Blick in die Verhältnisse hinter den Kulissen des Anstands und wandert dabei von den untersten bis in die höchsten gesellschaftlichen Schichten. Das Stück erschien 1903 im Druck, löste höchste Empörung aus und wurde bereits 1904 in Deutschland und in Polen verboten. Aufgrund der Zensurbestimmungen, mit denen Schnitzler immer wieder in Konflikt geriet, konnte das Werk zu Zeiten der Monarchie nicht vollständig aufgeführt werden. Die erste deutschsprachige Aufführung fand 1920 in Berlin statt. 1921 folgte die Wiener Erstaufführung. Beides ging unter hetzerischen Polemiken vor sich, die durch antisemitische Kreise hochgepeitscht wurden. Schnitzlers Gegner warfen bei einer Wiener Vorstellung mit Stinkbomben, und die Vorstellung musste abgebrochen werden. Danach konnte das Stück nur noch mit Polizeischutz aufgeführt werden. In Berlin wurden die Direktoren des Kleinen Schauspielhauses, der Regisseur und einige Darsteller vor Gericht gestellt. Die Verhandlung endete mit einem Freispruch, womit ein Präzedenzfall für das Theater geschaffen war. Es ging nicht nur darum, Unmoral festzustellen, sondern darum, wie sehr sich der Staat und die Zensur in die Freiheit der Kunst einmischen durften. Schnitzler hatte genug von der Polemik, die das Stück auf sich zog. Er belegte es mit einem Aufführungsverbot, das, durch seinen Sohn später verlängert, bis ins Jahr 1982 bestand.



Ein anonym veröffentlichter Roman erregte 1906 ebenfalls die Gemüter: »Josefine Mutzenbacher oder Die Geschichte einer Wienerischen Dirne von ihr selbst erzählt«. Als Verfasser wird Felix Salten angenommen, und bis heute ist das Werk nicht unumstritten. Im Jahr 1990 stellte das Deutsche Bundesverfassungsgericht fest, dass Pornografie auch Kunst sein kann, dennoch stand der Roman von 1992 bis 2017 auf dem Index für jugendgefährdende Medien. Immerhin ist die Protagonistin während der meisten beschriebenen pornografischen Handlungen zwischen fünf und 13 Jahre alt. Das Werk kam so gut an, dass es zahlreiche Autoren zu anonymen Fortsetzungen und Nachahmungen anstiftete.

Ein weiterer Skandalroman erschien 1909, wurde in weiterer Folge zum Bestseller und ist heute beinahe in Vergessenheit geraten. Else Jerusalem beleuchtet in »Der heilige Skarabäus« zahlreiche Aspekte der Prostitution zur Zeit der letzten Jahrzehnte der Donaumonarchie. Der Entwicklungsroman erzählt die Geschichte der jungen Milada, die im Bordell zur Welt kommt und durch Bildung, Klugheit und Charakterstärke dieses Milieu überwindet. Im Gegensatz zum Mutzenbacher-Roman gibt es keine pornografischen Szenen, dafür werden akribisch die mannigfachen Umstände geschildert, unter denen junge Frauen in die Prostitution geraten konnten. Sie geht auf Werdegänge der Bordellmütter ein, ebenso auf die Kunden der Etablissements und führt zudem die Funktionsweisen des Mädchenhandels aus, der im damaligen Wien florierte. Als Skandal wurde empfunden, dass dieser Roman von einer Frau stammte, und man mutmaßte, woher diese wohl das notwendige Hintergrundwissen haben konnte. Tatsächlich hatte Else Jerusalem dem damals vielbesprochenen Gerichtsprozess um die Mädchenhändlerin und Bordellbetreiberin Regine Riehl beigewohnt. Dieser Prozess wurde auch von Karl Kraus in der »Fackel« kommentiert. Er prangerte an, dass zwar die Mädchenhändlerin angeklagt wurde, doch die Polizeivertreter ungeschoren davorkamen. Sie hatten die Dienste des Etablissements jahrelang unentgeltlich in Anspruch nehmen dürfen und sehenden Auges



jegliche Umtriebe geduldet. Else Jerusalem stand dem Kreis der Autoren von Jung Wien nahe, tauschte sich mit Hermann Bahr, Felix Salten und Arthur Schnitzler aus. Ihre Werke wurden während der NS-Zeit verboten. Eine stark gekürzte und entstellte Fassung von »Der heilige Skarabäus« im Jahr 1954 konnte kaum zu einer Wiederentdeckung beitragen. Erst im Jahr 2016 erschien erstmals wieder eine ungekürzte Fassung mit einem Nachwort der Herausgeberin Brigitte Spreizer, die auch Beiträge zur bisher großteils im Dunkeln liegenden Biografie der Autorin leisten konnte.

Die Jahre um die Jahrhundertwende waren von einem Klima ständiger kriegerischer Auseinandersetzungen geprägt. Krisenherde im Bereich der Habsburgermonarchie gewannen an Brisanz, und der Alltag wurde immer mehr von der martialischen Rhetorik des Aufrüstens durchtränkt. Mit der gleichzeitig aufkommenden Friedensbewegung erhoben sich Stimmen gegen das Kriegsgetöse, wenn auch letztendlich unzureichend. Bertha von Suttner nahm durch ihren bereits 1889 erschienenen Roman »Die Waffen nieder« und ihre unermüdliche Vortragstätigkeit einen prominenten Platz im Friedensaktivismus ein. Stefan Zweig schildert in »Die Welt von Gestern« ein zufälliges Zusammentreffen mit Suttner, bei der sie der jungen Generation energisch vorhielt, sie verhalte sich untätig angesichts der drohenden Gefahr und überlasse die Empörung den alten Frauen, denen ohnehin niemand zuhörte. Der Autor lässt im Unklaren, ob von ihm geschilderte Begegnungen tatsächlich so stattfanden oder ob es sich um eine literarische Zuspitzung im Lichte späterer Einsicht handelt.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden Künstler der unterschiedlichsten Sparten vom k.u.k. Kriegspressequartier zu Propagandazwecken beansprucht. Viele meldeten sich freiwillig, entweder um aus Überzeugung ihren patriotischen Beitrag zu leisten, oder weil sie auf diese Weise dem

Dienst an der Waffe entgehen konnten. Schriftsteller und Journalisten wurden oft zur Berichterstattung an die Kriegsschauplätze beordert. Alice Schalek war die erste Frau, die überhaupt als Kriegsberichterstatterin im Einsatz war. Sie meldete sich freiwillig und mit patriotischem Enthusiasmus, um von der Front berichten zu können. Karl Kraus kritisierte ihre Rolle in der Berichterstattung scharf in »Die letzten Tage der Menschheit«. Damit war sie nicht die Einzige, die in dem schon aufgrund seines Umfangs unspielbaren Theaterstück ihre Abreibung bekam. In diesem zentralen Werk der Kriegsjahre zog Kraus scharf mit den Kriegstreibern ins Gericht. Die 220 lose verbundenen Szenen entstanden zwischen 1915 und 1922. Während dieser Zeit veränderte sich die Sicht des Autors auf den Krieg und dessen Verursacher immer wieder, sodass er im Lauf der Jahre wiederholt Anpassungen und Umsortierungen der Szenen vornahm.

Eine Literaturströmung, deren Entwicklung bereits vor dem Ersten Weltkrieg ihren Anfang nahm, war der Expressionismus. Er ist als Reaktion auf die Entwicklungen und Veränderungen der Zeit zu begreifen, auf die bürgerliche Erziehung, die der Lebensrealität der jungen Menschen nicht mehr viel entgegensetzen konnte, auf die Industrialisierung und schließlich auch den Krieg. Gerade in der expressionistischen Lyrik fanden auch erschütternde Fronterlebnisse ihren Ausdruck. Als prägnantes Beispiel dafür gilt das Gedicht »Grodek« von Georg Trakl, in dem dessen Miterleben der Schlacht von Gródek an der Ostfront in Galizien Niederschlag fand. Als weitere Vertreter des Expressionismus gelten Franz Werfel und Albert Ehrenstein. Nach dem Ersten Weltkrieg erschien im Jahr 1920 mit dem Roman »Die Vergiftung« von Maria Lazar ein erwähnenswerter Beitrag des Expressionismus, ein weiteres Werk, das erst im 21. Jahrhundert wiederentdeckt wurde. Die gesellschaftskritischen Arbeiten der Autorin wurden in der NS-Zeit verboten, und wie bei vielen anderen Werken sollte bis zu dessen Wiederentdeckung einige Zeit vergehen.

Nach Kriegsende 1918 sahen sich die Schriftsteller einer völlig veränderten Lebenswelt gegenüber. Die Landesgrenzen waren sehr eng herangerückt, und Österreich war nun eine Republik mit allgemeinem Wahlrecht für Frauen und Männer. Die Veränderungen wurden, auch aufgrund der herrschenden Not und der wirtschaftlichen Krise, nicht sofort positiv bewertet. Allenfalls boten sie reichlich Stoff, um literarisch reflektiert zu werden.

Parallel zueinander entwickelten sich unterschiedliche Strömungen, die meist vor dem Krieg ihren Anfang genommen hatten. Sie wurden durch zahlreiche Neuerungen beeinflusst, befruchtet und inspiriert. Ein wichtiger Faktor war die Demokratisierung der Gesellschaft. Damit ging auch der Wegfall der Zensur einher, an die zu Zeiten der Monarchie immer gedacht werden musste. So wurde auch die bereits erwähnte Aufführung von Schnitzlers »Reigen« möglich. Zu Tumulten kam es dabei durch die konzertierten Störaktionen antisemitischer Gruppierungen, die immer lauter polterten.

Eine neue Quelle der Inspiration war das immer beliebter werdende Kino. Expressionistische und symbolistische Autoren ließen sich gerne von den bewegten, noch stummen und schwarz-weißen Bildern inspirieren. So manches literarische Werk wurde verfilmt, flimmerte nun über die Lein-

wände der Lichtspielhäuser und erreichte auf diese Art neue Gesellschaftsschichten.

Die veränderten Verhältnisse boten auch literarischen Protagonisten den Weg an die sichtbare Oberfläche, die bisher, aufgrund der herrschenden Strukturen, nur wenig Gelegenheit dazu hatten. Schriftsteller waren meist Männer aus dem gehobenen Bürgertum, sie waren es, die Zugang zu höherer Bildung und die Muße zur literarischen Betätigung hatten. Frauen waren in der Literaturlandschaft lange eher als Ausnahmen vertreten. Ab der Jahrhundertwende machten sie sich zunehmend in den verschiedensten künstlerischen Sparten bemerkbar. Seit Ende des Ersten Weltkriegs war ihnen ein immer selbstständigeres Leben möglich, viele waren berufstätig. Es entwickelte sich auch allmählich ein neues Frauenbild. Literarische Vertreterinnen dieser Zeit waren neben den Erwähnten wie Else Jerusalem und Maria Lazar auch Joe Lederer, Mela Hartwig, Gina Kaus oder Lina Loos. Eine der erfolgreichsten Schriftstellerinnen der Zwischenkriegszeit war Vicki Baum. Ihr 1929 erschienener Roman »Menschen im Hotel« wurde mit Greta Garbo in der Hauptrolle verfilmt und oscarprämiiert.

In der Zeit des Roten Wien war die Arbeiterbildung ein wichtiges Schlagwort, und so wurden über die Stadt verteilt Arbeiterbibliotheken eingerichtet, die den Zugang zu Literatur und Bildung verbessern sollten. Josef Luitpold Stern, der innerhalb der Sozialdemokratie als Bildungsfunktionär

fungierte, wurde auch schriftstellerisch aktiv und galt dabei als »Hausdichter« der Sozialdemokratie. Das Genre der Arbeiterliteratur hatte bereits vor dem Krieg begonnen sich herauszubilden. So erschien zum Beispiel im Jahr 1909 »Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin, von ihr selbst erzählt« von Adelheid Popp und erzielte im Lauf der folgenden Jahrzehnte mehrere Auflagen. Adelheid Popp setzte sich bis zu ihrem Tod 1939 für die Arbeitsbedingungen von Frauen ein und gilt als Begründerin der proletarischen Frauenbewegung in Österreich. Sie brachte auch nach dem Ersten Weltkrieg mehrere Schriften zum Thema Frauenarbeit heraus. Die Arbeiterliteratur hatte meist das Ziel, auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter aufmerksam zu machen und diese zu verbessern.

In den 1930er-Jahren erschien, wie als endgültiger Abschied von der Vergangenheit, Joseph Roths Roman »Radetzky-marsch«, in dem er die Familiengeschichte der von Trottas der zerfallenden Monarchie gegenüberstellte. In literarischen Werken der Zwischenkriegszeit wurde die Handlung nicht selten noch vor dem Ersten Weltkrieg angesiedelt. Eine Verklärung der Zeit der Donaumonarchie setzte ein, die bis heute zu spüren ist. Manche blickten nostalgisch auf das Verlorene zurück, als seien sie noch nicht richtig in der neuen Zeit angekommen. Man war auf der Suche nach einer neuen Identität. Eine Suche, die noch durch Jahrzehnte der verhängnisvollen Irrwege führen sollte. □



»Darling, ich bin im Kino!«

Wenn der letzte Ton dieses Clips nach der Werbung verstummt und das fiktive Knattern eines alten Filmprojektors verklungen war, konnte man noch einen Augenblick lang die elegante rote Handschrift auf der Leinwand sehen, danach begann der Hauptfilm. Man war im Kino – jenem magischen Ort, an dem man der Schaulust für ein paar Stunden ungestört nachgeht, Darling!

Von Valerie Strassberg

In Wien verzauberte der Magier Leopold Ludwig Döbler schon ab den 1830er-Jahren die höchsten Kreise der Gesellschaft. Seine Zauberkunststücke gefielen Kaiser Franz, dem Fürsten Metternich, dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. und Königin Victoria von Großbritannien. 1847 veröffentlichte die Allgemeine Theaterzeitung, das führenden Blatt für die Gebiete Theater, Musik, Literatur, Mode und Geselligkeit in der Zeit des Vormärz, folgende Anzeige: »Nur soviel wollen wir verrathen, daß Döbler etwas producieren wird, was hier, was noch nirgend gesehen wurde, daß er einen neuen Zauberapparat, Phantaskop, zum ersten Mal in Wien debutieren läßt, daß er diesmal bewegliche Zauberbilder vorführen wird.« Das Phantaskop oder Lebens-

rad funktionierte anhand »stroboskopischer Scheiben«. Um 1830 gelang es dem Professor für Praktische Geometrie, Simon Stampfer, diese zu konstruieren. Sie wurden am Rand kreisförmig bemalt. Die präkinematische Apparatur drehte die Scheiben vor einem Spiegel, blickte man durch die Schlitze der Trommel, entstand der Eindruck, dass sich die aufgemalten Bilder bewegen.

Wien galt um 1890 – neben Paris – als europäische Hauptstadt der Fotografie und besaß bereits ein international höchst angesehenes Institut für Reproduktionstechnologien: die k. u. k. Graphische Lehr- und Versuchsanstalt. Ihr Direktor Josef Maria Eder organisierte am 20. März 1896 mit Eugène Dupont, einem der engsten Mitarbeiter der Brüder Lumière aus Lyon, die allererste Kinopremiere Österreichs vor den Mitgliedern der Photographischen Gesellschaft und Journalisten. Er erntete dafür ungläubige Blicke, Staunen und Applaus! Nur eine Woche später begann Dupont regelmäßig »lebende Photographien vorzukurbeln«. Wo? Erst im Haus Ecke Kärntnerstraße/Krugerstraße, in dem Besucher für 50 Kreuzer täglich von zehn Uhr morgens bis acht Uhr abends den Arbeitern aus Lyon beim Verlassen der Lumière-Werke zusehen oder sich bei der komischen Szene vom begossenen Gärtner amüsieren konnten. Bereits am 17. April 1896 besuchte Kaiser Franz Joseph persönlich den Cinématographe. Zu Mittag traf er im Haus Krugerstraße ein, wo er von Dupont empfangen wurde. Besonders gefielen ihm die Filme über das Meer und den Eisenbahnzug bei der Einfahrt in den Bahnhof von La Ciotat. Dieser schien so lebensecht, dass so manche Zuschauer im Kino vor ihm in Deckung gingen. Nicht so der Kaiser, er soll wiederholt »C'est magnifique!« gerufen haben.

Der Erfolg der Filmvorführungen war riesig, obwohl immer die zehn selben Filmchen präsentiert wurden. So blieb der Cinématographe Lumières länger in Wien als zunächst geplant. Eugène Dupont erhielt zu diesem Zweck die erste Vorführlizenz für einen Kinobetrieb in Österreich, und die Schaustellung wurde im Mai 1896 ins Gebäude Kärntner Straße/Ecke Annagasse verlegt, in dem sich heute das Modengeschäft Hallhuber befindet. Um mehr Publikum anzulo-

Das Filmatelier am Rosenhügel

© Österreichische Nationalbibliothek



Alexander Kolowrat-Krakowsky

cken, ergänzte man das Standardprogramm nach und nach mit lokalen Aufnahmen. Ein naheliegendes Motiv war der Eingang zum Cinématographe selbst, Anfang Juni 1896 entstand dort eine unterhaltsame Außenaufnahme des Kinos sowie eine Aufnahme der Ringstraße mit Blick auf die Oper. Ging es in Wien ums Vergnügen, so war der Prater schon immer die richtige Adresse. Die Operateure der Firma Lumière filmten bald darauf die Prater Hauptallee. Sehen kann man diese Aufzeichnungen heute auf YouTube, wo mittlerweile 400 Stunden Videomaterial pro Minute hochgeladen werden. Die Schausteller im Prater waren nun angespornt. Bereits Ende 1896 eröffnete Josef Stiller mit seiner Mutter Josefine Kirbes in ihrer Schaubude ein Kino, das bis 1919 bestehen sollte, und auch Gabor Steiner, der unternehmungslustige Betreiber des legendären Vergnügungsparks »Venedig in Wien«, besorgte sich aus Paris seinen eigenen Kinematographen. Der Erfolg der bewegten Bilder war nicht mehr aufzuhalten.

Nicht nur Steiner liebte seine Kulissenstadt, auch Alexander »Sascha« Graf Kolowrat-Krakowsky mochte großzügige Bauten. Seine Kulissen gingen in die Filmgeschichte ein. Im Jahr 1920 ließ er für Filmaufnahmen westlich der Rotunde im Prater »Alt-London« errichten, das jedoch etwas kleiner ausfiel als »Venedig in Wien«. Kolowrat war 1909 dem französischen Filmproduzenten Charles Pathé in Paris begegnet und ab diesem Zeitpunkt ein enthusiastischer Anhänger der »lebenden Photographie«. Als Spross einer uralten böhmischen Adelsfamilie gründete er mit seinem Erbe 1910 die Sascha-Filmfabrik. Waren die frühen Produktionen wie »Die Gewinnung des Erzes am steirischen Erzberg in Eisenerz« noch dokumentarisch, übernahm die Firma bald die Filmexpositur des k. u. k. Kriegspressquartiers und erzeugte in den Jahren des Ersten Weltkriegs Wochenschauen und Propagandafilme. Nach der Fusion mit dem Filmverleih Philipp & Pressburger am 10. September 1918 wurde das Unternehmen zur Sascha-Filmindustrie AG. Pionierarbeit leistete die Sascha Film auf dem Gebiet des monumentalen Stummfilms in den frühen 20er-Jahren mit Filmen wie »Sodom und Gomorrha« und »Die Sklavenkönigin«. Kolowrat-Krakowsky hatte auch das richtige Gespür für Künstler, er engagierte damals noch unbekannte Talente wie Max Pallenberg, Fritz Kortner, Willi Forst und Marlene Dietrich als Schauspieler, als Regisseure Alexander Korda, Gustav Ucicky und Michael Kertesz, der später als Michael Curtiz den Film »Casablanca« drehte. Nach Kolowrats Tod 1927 wurde sein Atelier in Sievering in ein Tonfilmstudio umgebaut, 1933 wurden die Ateliers auf dem Rosenhügel dazugekauft. Dort entstand auch der letzte große Filmerfolg der Sascha Filmindustrie AG, »Maskerade« mit Paula Wessely, Hans Moser, Fritz Imhoff und den Wiener Philharmonikern unter der Regie von Willi Forst. 1938 wurde die Sascha-Film in die Wien-Film umgewandelt.

Weitere Pioniere des Films waren Luise Veltée, eine der ersten Filmregisseurinnen der Filmgeschichte, und Anton Kolm, die zwischen 1919 und 1923 für die Errichtung der Studios auf dem Rosenhügel verantwortlich waren und damit das größte und modernste Filmatelier Europas bauten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Studios von der



damals mittlerweile verstaatlichten Wien-Film an den ORF verkauft. Kassenschlager wie »Mariandl«, »Sissi« oder »Im weißen Rössl« wurden hier gedreht. Der letzte große Dreh war wohl Michael Hanekes »Klavierspielerin«. Schon 1910 hatte das Ehepaar Kolm gemeinsam mit Jacob Fleck (der Luises zweiter Ehemann werden sollte) und Luises Bruder Claudius die »Erste österreichische Kinofilms-Industrie« gegründet, die ein Jahr später in Wiener Kunstfilm-Industrie umbenannt wurde und lange die führende Produktionsfirma Österreichs blieb. Anton Kolm war gelernter Fotograf und kümmerte sich vor allem um die Leitung des Unternehmens. »Luise Kolm ist ein geniales Allroundtalent, zumal sich der Ehemann Kolm lediglich um die Finanzen kümmerte – sie machte alles, sie klebte Filme, machte die Schriften und half ihrem Bruder im Laboratorium«, sagte ein Mitarbeiter später in der ORF-Sendung »Filmgeschichte(n) aus Österreich«.

1927 gab es in Wien bereits über 170 Kinos, für die im Zuge der Weltwirtschaftskrise von 1929 ein Einheitspreis von 50 Groschen pro Parkettplatz festgelegt wurde. Im selben Jahr wurde der erste Tonfilm gezeigt.

Der Sohn der Kolms, Walter Kolm-Veltée wurde übrigens Regisseur, Produzent und Drehbuchautor. Er gründete die Filmakademie an der Wiener Hochschule für Musik und darstellende Kunst. Seine Beethovenverfilmung »Eroica« mit Ewald Balser, Oskar Werner und Judith Holzmeister galt als einer der erfolgreichsten österreichischen Filme. Auch Walter Kolm war an einer neuen Entwicklung beteiligt, nämlich der des Fernsehens. □

Kaisertochter und Königsmacherin

Vor 950 Jahren wurde Agnes von Waiblingen geboren

von Annelie Pichler

Wer sie heiratete, dem war eine große Karriere gewiss. Ihre Nachkommen aus erster Ehe stiegen zu Kaisern des Heiligen Römischen Reiches auf. Auch für ihren zweiten Mann, den Babenberger Markgrafen Leopold III., erwies sich die Ehe mit der Kaisertochter Agnes als enormes berufliches Sprungbrett. Und doch verbinden die meisten mit ihr vor allem einen vom Winde verwehten Schleier, dessen mysteriöse Wiederauffindung Leopold III. zur Gründung von Stift Klosterneuburg bewegt haben soll. Eine Legende, die 1371 erstmals erwähnt wird – in jener Zeit, als sich die Habsburger, vorerst vergeblich, um die erst 1485 erfolgte Heiligsprechung Leopolds bemühten.

Agnes wurde 1072 geboren, das genaue Geburtsdatum kennen wir nicht. Sie war sieben Jahre alt, als ihr Vater, Kaiser Heinrich IV., sie im März 1079 mit Friedrich I. von Schwaben verlobte, den er gleichzeitig zum Herzog erhob. Heinrich IV. waren treue Mitstreiter viel wert, denn er war Zeit seines Lebens in Machtkämpfe verwickelt. Den härtesten Kampf focht er gegen den Papst, mit dem er sich im Investiturstreit um das Recht zankte, Bischöfe ernennen zu dürfen.

Agnes gebar Friedrich mindestens drei Kinder und wurde zur Stammutter der Staufer. Einer ihrer Söhne avancierte als König Konrad III. an die Spitze des Heiligen Römischen Reiches. Dessen Neffe und Enkel von Agnes war der legendäre Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der Österreich 1156 zum Herzogtum erhob.

Bei der Wahl zum Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches spielte die Abstammung der Kandidaten eine wichtige Rolle: Wer direkt mit einem Kaiser verwandt oder verschwägert war, hatte deutlich bessere Chancen auf den Wahlsieg. Und so war Kaisertochter Agnes auch in späteren Jahren noch eine begehrte Partie.

Als ihr erster Mann 1105 starb, versprach ihr Bruder, der sich im Investiturstreit gegen seinen Vater und damit auf die Seite des Papstes gestellt hatte, Markgraf Leopold III. Agnes' Hand, wenn sich dieser ihm anschliesse. Dies bewog Leopold dazu, Kaiser Heinrich IV. die Treue zu brechen. Im Herbst 1105 verließ Leopold in der Nacht vor einer entscheidenden Schlacht zwischen dem Kaiser und seinem Sohn Heinrich V. das kaiserliche Heer und überredete seinen Schwager Bořivoj II. von Böhmen, ebenfalls fahnenflüchtig zu werden. Heinrich IV. musste fliehen und starb ein Jahr später entmacht in Lüttich.

Agnes' zweite Ehe dauerte 30 Jahre und galt als sehr glücklich. Sie war 1106 bei der Hochzeit mit Leopold III. zwar bereits 33 Jahre alt, dennoch soll sie ihm noch 18 Kinder geboren haben. Bedenkt man, wie erschöpfend so viele Schwangerschaften sind und wie es damals um die Medizin stand, muss Agnes von schier unverwüstlicher Gesundheit gewesen sein. Sie erreichte das für damalige Zeiten biblische Alter von mehr als 70 Jahren!

Zwei bis heute bedeutende Klöster wurden von Agnes mitbegründet: Klosterneuburg und Heiligenkreuz. In beiden Klöstern finden sich auf Fenstern Bildnisse der Markgräfin, die aber erst lang nach ihrem Tod entstanden sind. Das älteste Bildnis ist aus dem Jahr 1285, eine Glasmalerei im Brunnenhaus von Heiligenkreuz: Es zeigt Agnes mit unverhüllten offenen Haaren, was sich eigentlich nur für unverheiratete junge Frauen ziemte. Sie trägt ein hellgrünes Kleid und einen knallroten Mantel. Dies entspricht der damaligen Mode: Leuchtende Farben waren der Oberschicht vorbehalten, andere durften nur dunkle Stoffe tragen. Als Leopold III. 1136 starb, soll Agnes starken Einfluss auf die Nachfolge genommen haben. So folgte nicht etwa sein ältester Sohn aus erster Ehe, Adalbert, oder sein erstgeborener Sohn aus der Ehe mit Agnes, Heinrich, dem Vater als Markgraf nach, sondern Heinrichs jüngerer Bruder Leopold. Dieser wurde bald danach durch Konrad III. zum Herzog von Bayern erhoben. Auch da dürfte Agnes als »Königsmacherin« agiert haben.



Die Darstellung von Agnes im Stift Heiligenkreuz, Glasfenster im Brunnenhaus

© Elisabeth Fürst/Stift Heiligenkreuz

»Zu rechter eelichen gemahel vertrawet«

Vor 600 Jahren heirateten Albrecht V. und Elisabeth von Luxemburg

von Carles Batlle i Enrich

Dynastische Verbindungen waren bereits lange vor Maximilian I. habsburgische Tradition und stets das Ergebnis von langwierigen Verhandlungen ohne jegliche matrimoniales Romantik. So auch bei Albrecht und Elisabeth.

Eigentlich sollte ab dem 7. Oktober 1411 alles geregelt sein, als der erst kurz davor für volljährig erklärte Herzog Albrecht V. von Österreich (1397–1439) und König Sigismund von Böhmen und Ungarn aus dem Hause Luxemburg die Heirat von Albrecht mit Sigismunds zweijähriger Tochter Elisabeth (1409–1442) vereinbarten. Die Verbindungen der Häuser Luxemburg und Habsburg waren stets sehr eng gewesen, Sigismund betrachtete Albrecht V. sogar als seinen eigenen Sohn, nachdem er ihm von dessen Vater Albrecht IV. am Sterbebett zur Obhut übergeben worden war. Zudem war Sigismund kurz davor zum König des Heiligen Römischen Reiches gewählt worden und benötigte Albrechts Unterstützung zur Festigung seiner neuen Position.

Wegen Elisabeths jugendlichen Alters kam die Eheschließung frühestens 1421 in Betracht, was Sigismund reichlich Gelegenheit gab, den Vertrag nochmals zu überdenken. Über die Jahre gewann er an Macht, andere Heiratskandidaten erschienen am Horizont – Umstände, die den König veranlassen, den Vertragsinhalt zu seinen Gunsten zu modifizieren. Nach längeren Verhandlungen wurde Albrecht am 28. September 1421 in Pressburg ein zu seinem Nachteil veränderter Ehe- und Bündnisvertrag vorgelegt. Der junge Herzog willigte dennoch ein, denn in der Zwischenzeit standen seine Chancen gut, dem künftigen Schwiegervater auf den Thron von Böhmen, Ungarn und des Heiligen Römischen Reiches zu folgen: Wegen Zwistigkeiten lebte Sigismund meist getrennt von seiner Gemahlin Barbara von Cilli, der Mutter Elisabeths, daher war die Wahrscheinlichkeit der Geburt von weiteren legitimen Erben, die Albrechts Nachfolgersanspruch streitig machen konnten, gegen null gesunken.

Die Hochzeit fand am zweiten Sonntag nach Ostern, dem 3. Mai 1422, im Wiener Stephansdom statt. Zeitgenössische Chroniken berichten kaum etwas über die Feierlichkeiten, nur in einem einzigen Dokument ist das richtige Datum erwähnt. Die Kleine Klosterneuburger Chronik vermerkt, dass »desselben jar [d.h. 1422] da legt sich herzog Albrecht zu des khunigs sigmunden tochter und hetten grosse freut zu wien«. In seiner *Chronica Austriae* erwähnt Thomas Ebendorfer die drei Teile der Hochzeit: die *traductio* (die Übergabe der Braut an den Bräutigam), die *consumatio* (die Konsumation der Ehe) und die *benedictio* (also die Segnung der Ehe, die wohlgemerkt erst nach dem ersten ehelichen Beischlaf erfolgte), weitere Details fehlen. Im Zuge dieser Hochzeit entstand wahrscheinlich Wiens erster Stadtplan, der Albertinische Plan, auf dem neben Wien auch Pressburg dargestellt ist.

Albrecht und Elisabeth, Lithografie von Josef Lanzedelly nach dem Original aus dem »Stammbaum des Hauses Österreich« von Maximilian I.

© Österreichische Nationalbibliothek

Erst zehn Jahre später fiel auf, dass wegen zu enger Verwandtschaft ein päpstlicher Dispens für die Eheschließung notwendig gewesen wäre. Dieser wurde 1431 gnädig nachgereicht.

Für Albrecht hatte sich seine Kompromissbereitschaft jedenfalls gelohnt: Wie Petr Elbel in einem 2014 publizierten Papier darlegt, gelang es dem Herzog in den folgenden Jahren, Teile des Ehevertrages zu seinen Gunsten zu revidieren. Nach dem Tod Sigismunds konnte er als erster Habsburger für kurze Zeit die Herrschaft von Böhmen, Ungarn und, als Albrecht II., über das Heilige Römische Reich auf sich vereinen. Er war der erste einer langen Reihe von Habsburgern, die von nun an, mit nur dreijähriger Unterbrechung, den Thron des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Ende 1806 innehaben sollten.

Literatur:

Petr Elbel, Stanislav Bárta, Wolfram Ziegler, Die Heirat zwischen Elisabeth von Luxemburg und Herzog Albrecht V. von Österreich. Rechtliche, finanzielle und machtpolitische Zusammenhänge (Prag 2014)



»Der Gerechtigkeit ihren Lauf . . .«

1522: Wiener Neustädter Blutgericht

von Herta Hawelka

Am 9. und 11. August 1522 wurden acht namhafte Wiener Bürger, unter ihnen Hans von Puchheim, Michael von Eyczing und der Bürgermeister Dr. Martin Siebenbürger auf dem Wiener Neustädter Hauptplatz enthauptet. Wir kennen dieses Ereignis als Wiener Neustädter Blutgericht. Doch wie kam es dazu?

Im Jänner 1519 starb Kaiser Maximilian I. Sein Enkel und Nachfolger Karl V. (1500–1558) wurde ein knappes halbes Jahr später zum römisch-deutschen König gewählt und damit Erbe eines weltumspannenden Riesenreiches, in dem »die Sonne nie unterging«. Zur besseren Verwaltung der weit entfernt liegenden Reichsteile setzte Karl vorzugsweise Familienmitglieder ein, darunter auch seinen in Spanien geborenen und dort aufgewachsenen Bruder Ferdinand (1503–1564). Diesem überließ er im Vertrag vom Worms am 28. April 1521 die Herrschaft über die österreichischen Lande sowie im Vertrag von Brüssel am 7. Februar 1522 die Vorlande, Tirol und die oberitalienischen Gebiete.



Zwischen dem Tod Maximilians und dem Regierungsantritt Ferdinands in Österreich waren indes über drei Jahre verstrichen, die sich widerständige Kreise zu Nutze zu machen wussten. Maximilian I. hatte nämlich den niederösterreichischen Ständen sukzessive ihre Machtbefugnisse entzogen und ein neues Regiment, also de facto eine neue Landesregierung aus Beamten der Verwaltungs- und Justizbehörden, eingesetzt. Die Abwesenheit des Herrschers nutzten also diese Unzufriedenen unter der Führung des Universitätsprofessors Dr. Martin Siebenbürger, um sich zu erheben und das vom verstorbenen Kaiser in Wien eingesetzte Regiment nach Wiener Neustadt zu vertreiben. Anschließend wurde ein neues Regiment im Amt angelobt. Um sich über die vertriebenen Ständevertreter zu beschweren und sich gleichzeitig für die neuen das Placet von Karl V. zu holen, reiste eine Delegation mit Siebenbürger an der Spitze 1519 nach Barcelona, wo sich der Kaiser gerade aufhielt. Doch die gewünschte Anerkennung blieb aus: Zwar unterstützte der Kaiser das alte Regiment nicht mehr, setzte aber stattdessen ein »oberstes Regiment« ein, dem bald der Großteil der österreichischen Stände Treue gelobte.

Als Erzherzog Ferdinand im Juni 1522 nach Österreich kam, ritt er ohne Wien zu besuchen mit seinem spanischen Gefolge in Wiener Neustadt ein. Die niederösterreichischen Stände, von Siebenbürger vertreten, forderten vehement eine Untersuchung der Verfehlungen des vertriebenen alten Regiments, der Ferdinand in Erfüllung seiner Devise »Fiat iustitia (aut) pereat mundus« (»Der Gerechtigkeit ihren Lauf, [und] sollte [auch] die Welt darüber zugrunde gehen«) nachkam. Er zitierte das alte und neue Regiment vor sein Gericht, dem niederländische und süddeutsche Höflinge angehörten. Ferdinand war der Landessprache nicht mächtig und daher von ausländischen Beratern umgeben, was den Widerstand der ständischen Kreise verstärkte. Jedes Regimentsmitglied musste der Einladung folgen, da sonst der Verlust von Besitz und Gütern drohte. Ferdinand forderte nun von allen Geladenen dieses öffentlich stattfindenden Schauprozesses, den wir heute »Wiener Neustädter Blutgericht« nennen, ihre politischen Positionen klarzustellen. Dabei wurde aber nicht auf die angeblichen Verfehlungen des alten Regiments eingegangen, sondern vielmehr das Verhalten des neuen Regiments als rechtswidriger Aufstand verurteilt und streng bestraft. Der Prozess dauerte vom 4. bis 23. Juli 1522 und endete mit den besagten acht Todesurteilen, die im darauffolgenden Monat vollstreckt wurden. Der Richtplatz wird heute noch durch einen in den Boden des Hauptplatzes eingelassenen Kreis aus Granitsteinen gekennzeichnet. 1526 reformierte Erzherzog Ferdinand die Wiener Stadtordnung und unterstellte sie den landesfürstlichen Behörden. Das war eine wesentliche Einschränkung der mittelalterlichen Selbstverwaltung Wiens.

**Kaiser Ferdinand I., Mitte des 16. Jh.
Gemälde von Johann Bocksberger d. Ä.**

Gemäldegalerie, Kunsthistorisches Museum Wien
© KHM-Museumsverband

Bewahrer der Dynastie und der Religion

Ferdinand II. heiratete vor 500 Jahren in zweiter Ehe Eleonore Gonzaga

von Rita Heinzle

Der junge Ferdinand (1578 – 1637) wurde vor allem von seiner Mutter, Maria von Bayern, äußerst streng zu übermäßiger Frömmigkeit und Keuschheit erzogen. Man beschrieb ihn bis ins jugendliche Alter als schüchtern, unselbstständig, verzagt und grüblerisch. Seine Ausbildung genoss er in Ingolstadt bei den Jesuiten, die Zeit seines Lebens großen Einfluss auf ihn ausüben sollten. Auch Ferdinands Verhältnis zu Frauen wurde sehr früh geprägt. Bereits als Jüngling soll er sich geäußert haben: »Ich hasse es, wenn meine Diener Sklaven der Unzucht sind.« Er selbst wurde das niemals, seine Interessen galten zeitlebens dem Gottesdienst, der Politik und der Jagd. Bei Damen achtete er genauestens auf die Etikette, niemals empfing er diese in Privataudienz.

Mit 22 Jahren wurde er mit seiner um vier Jahre älteren Cousine Maria Anna von Bayern verheiratet. Man befürchtete, dass sie aufgrund ihrer »Leibesblödigkeit« (Schwächlichkeit) keine gesunden Kinder gebären könnte. Jedoch war sie es, die den Fortbestand der Dynastie sicherte: Sieben Kinder gebar sie, drei davon starben sehr früh.

Politisch war Ferdinand der Garant für ein katholisches Reich. Im Bruderzwist des Hauses Habsburg zwischen Matthias und Rudolf II. hatte sich Ferdinand weitestgehend neutral verhalten und wurde als deren Nachfolger zum König von Böhmen und Ungarn, sowie nach dem Tod von Kaiser Matthias im September 1619 zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gekrönt. Ferdinand II. traf unter dem Einfluss seiner Berater und seiner sturen Religiosität manche Fehlentscheidungen, die mitverursachend für den Dreißigjährigen Krieg waren.

Nach fünfjähriger Wittwenschaft dachte der Kaiser wieder an Heiraten. Da sein ältester Sohn bereits verstorben war, wollte er die »Nachkommenschaft vermehren«, um Bistümer und Großmeisterämter im Reich zu besetzen und so die Bedeutung der Habsburger zu steigern. Seine Wahl fiel auf die 20 Jahre jüngere Eleonora von Gonzaga (1598 – 1655). Er dachte, eine junge Frau könnte ihn aufheitern – dass er die Ausgewählte nie zuvor gesehen hatte, war damals nicht außergewöhnlich. Eleonore war schön und gottesfürchtig und lebte zurückgezogen im Kloster. Ferdinand schickte seinen Berater, Fürst Eggenberg, nach Mantua, der an seiner Stelle um die Hand der Zukünftigen anhielt. Die Trauung wurde im Februar 1622 mit aller Pracht gefeiert, der Bräutigam in weißgoldenem Prunkgewand mit Diamanten, Eleonore mit goldbesticktem Kleid und Zobelpelz. Das Hochzeitsgeschenk an die Braut war ein Juwel aus Diamanten und Perlen im Wert

von 30.000 Dukaten. Die Festlichkeiten wurden auf Wunsch Ferdinands wegen der kriegsbedingt traurigen Zeiten möglichst einfach gestaltet. In Wien wurde das Brautpaar mit allen Ehren empfangen, und der folgende Besuch in Ungarn löste Begeisterung für die junge Kaiserin aus.

Eleonore war unterrichtet in Fremdsprachen, Geschichte, Musik und Malerei und liebte die Jagd. Ihre religiöse Erziehung zeigte sich in Frömmigkeit und Nächstenliebe, und wie Ferdinand war sie eine Verfechterin der Gegenreformation. Sie begleitete ihren Mann oft zu Treffen mit Kurfürsten und gekrönten Häuptern. Aus Mantua, damals ein Zentrum der Kultur, brachte Eleonore die Oper und das Ballett mit und machte Wien zu einem Zentrum der europäischen Barockmusik.

Die Ehe war glücklich, blieb jedoch kinderlos. Zu allen Stiefkindern baute Eleonore eine enge Beziehung auf und weckte in ihnen die Vorliebe für Musik, Kunst und Literatur. Sie war Wohltäterin für Kirchen und Klöster und veranlasste den Bau der Loretokapelle in der Augustinerkirche, die später zum Bestattungsort für die Herzen der Habsburger werden sollte. Nach Ferdinands Tod lebte Eleonore fromm und zurückgezogen im Kloster oder pflegte gesellschaftliches und kulturelles Leben in ihrem Witwensitz, dem Lustschloss in Schönbrunn.



links: Eleonore, Gemälde von Justus Sustermans, 1623/24 (Ausschnitt)

rechts: Ferdinand, anonymer Künstler, um 1614

beide: Gemäldegalerie, Kunsthistorisches Museum Wien

© KHM-Museumsverband

Der lange Weg zur Erzdiözese

Vor 400 Jahren: Wien wird Erzbistum

von Elisabeth Scherhak

Die beiden letzten Babenberger Herzöge Leopold VI. (1176 – 1230) und Friedrich II. (1211 – 1246) bemühten sich, ein eigenes Landesbistum Wien zu gründen. Auch Papst Innozenz III. war für eine Bistumsgründung, da die Passauer Diözese, zu der Wien gehörte, die größte des Heiligen Römischen Reiches war. Die Uneinigkeit unter den zuständigen kirchlichen Behörden vereitelte das Vorhaben, nach dem Tod Friedrichs II. wurde es nicht weiterverfolgt.

Der Habsburger Rudolf IV. »der Stifter« (1339 – 1365) nahm das Projekt wieder auf und versuchte zunächst, eine Verlegung des Passauer Bischofssitzes nach Wien zu erreichen, scheiterte aber. Daraufhin wandelte er sein Geburtzimmer in der Wiener Hofburg in eine Allerheiligenkapelle um; zwei Bullen von Papst Innozenz VI. bestätigten die Erhebung der neuen Kapelle zu einer Kollegiatskirche mit dazugehörigem Kapitel, einer priesterlichen Gemeinschaft von Kanonikern. Die Übertragung nach St. Stephan 1365 sollte gleichsam ein »bischöfliches Domkapitel« vorwegnehmen und wurde mit einem großen Fest vollzogen. Zusätzlich veranlasste Rudolf

den weiteren Ausbau der Stephanskirche, um ihr das Aussehen einer Kathedrale zu geben. Es war ein gelungener Schachzug Rudolfs, doch nach seinem frühen Tod ruhten die Pläne für eine Bistumsgründung für ein weiteres Jahrhundert.

Am 18. Jänner 1469 war es endlich soweit – die zweite Romreise Kaiser Friedrichs III. zu Papst Paul II. hatte sich gelohnt. Der Babenberger Leopold III. wurde heiliggesprochen und die Stephanskirche zum Bischofssitz erhöht. 1471 wurde Leo von Spaur zum Bischof bestellt, seiner kurzen Amtszeit folgte eine Reihe von Administratoren. Durch Spannungen zwischen dem kleinen Wiener Bistum (es umfasste lediglich den Wiener Raum bis Mödling) und dem Passauer Official, dem es schwerfiel, auf die seit Jahrhunderten ausgeübten Rechte zu verzichten, dauerte es noch 44 Jahre, bis Wien einen in der Stadt residierenden Bischof erhielt. Mittlerweile war Friedrich III. verstorben und sein Sohn, Kaiser Maximilian I., präsentierte im März 1513 den Humanisten und Hofkapellmeister Georg von Slatkonja (1456 – 1522) als Bischof von Wien. Er stammte aus Laibach und hatte in Ingolstadt und Wien studiert. In seine Amtszeit fiel 1515 die glanzvolle Doppelhochzeit der kaiserlichen Enkel Ferdinand und Maria mit den Jagiellonen Anna und Ludwig.

Der Siegeszug der Protestanten, die Bauernaufstände sowie die Osmanischen Kriege führten zu einer tristen finanziellen Lage des Bistums, die viele Jahrzehnte andauerte. Die Gegenreformation, besonders getragen durch zwei umtriebige Prediger, dem Jesuiten Petrus Canisius und dem ersten Kardinal auf dem Wiener Bischofssitz Melchior Khlesl, sowie die barocke Frömmigkeit führten zur Gründung vieler Klöster und Kirchen, wodurch sich das Aussehen wie auch das Leben in der Stadt stark veränderte.

Wien wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts als kaiserliche Residenzstadt immer bedeutender. Unter Kaiser Karl VI. und Fürstbischof Sigismund Graf Kollonitz betrieb man verstärkt die Erhebung zum Erzbistum (Wien gehörte immer noch – wie Passau – zur Erzdiözese Salzburg) und die Erweiterung des Diözesangebiets. Alle Versuche dagegen konnten nicht verhindern, dass die Mitglieder der Konsistorialkongregation in Rom am 6. März 1721 einstimmig die Erhebung Wiens zum Erzbistum beschlossen; zudem wurde die Diözese Wiener Neustadt als Suffraganbistum Wien unterstellt. Noch ein Jahr sollte vergehen, bis die Bullen ausgefertigt waren. Nach Bezahlung aller Steuern brachte der kaiserliche Theologe Reinesius im Februar 1723 die Erhebungsbulle, das erzbischöfliche Pallium (Amtsabzeichen) und die Palliumsbulle nach Wien. Unter Trompeten, Pauken und Glockengeläute erfolgte der feierliche Einzug in die nunmehrige Metropolitankirche von St. Stephan.



Der Epitaph von Georg von Slatkonja im Stephansdom

© Elisabeth Scherhak, mit freundlicher Genehmigung des Domarchivars Reinhard Gruber

Das Malefizspitzbubenhaus

Neubau des Kriminalgefängnisses in der Rauhensteingasse vor 300 Jahren

von Astrid Stangl

Das neue Kriminalgefängnis in der Rauhensteingasse entstand im Jahr 1722. Schon die Vorgängerbauten waren gefürchtete Strafanstalten. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lässt sich hier ein Amtshaus nachweisen, das sogenannte Diebschergenhaus, das ab dem 15. Jahrhundert auch als Gefängnis genutzt wurde. Man nannte es nach einem nahegelegenen Hauszeichen den »Rauchen Stein« bzw. »das rauhe Haus« oder einfach das Amtshaus. Im Volksmund war das Gebäude als das »Malefizspitzbubenhaus« (malefiz = lat. für Verbrechen, böse Tat) bekannt.

Quellen berichten von der Verhörstube, die sich im Amtshaus befand, und von den Gefängniszellen in dessen Keller geschoßen. Beschuldigte wurden in Ketten gelegt und gefoltert, um sie zu einem Geständnis zu bewegen, wobei von Daumenschrauben und von »spanischen Stiefeln« die Rede ist.

Im Jahr 1721 hielt man nach der »Schuhknechtrevolte« eine Vergrößerung des Gefängnisses für notwendig, um mehr Platz für Gefangene zu gewinnen. Schuhknechte, also Schustergesellen, hatten gegen Zunftvorschriften revoltiert, die die Rechte der Gesellen, ihre Arbeitsstätte und Unterkunft selbst wählen zu dürfen, stark einschränkten. Bereits in den Jahren 1712 und 1715 war es zu Streiks und Aufständen gekommen, die lediglich eine Verschärfung der für die Gesellen nachteiligen Bestimmungen nach sich zogen. 1721 gab es abermals Revolten, bei denen es zu Angriffen auf Meister und zu Plünderungen kam. Viele Schuhknechte wurden verhaftet.

Auf kaiserlichen Befehl wurde das alte Gemäuer in der Rauhensteingasse 1722 abgerissen und ein neues Amts- und Gerichtsgebäude errichtet. Dieses sollte abermals Platz für ein Kriminalgericht bieten sowie für eine ausreichende Anzahl an Zellen für Untersuchungsgefangene und Sträflinge. In den Quellen wird geschildert, dass damals Personen, die beruflich, auch im weitesten Sinne, mit Gefängnissen zu tun hatten, als »unehrlich« zu betrachten seien. Um den Hand-

werkern, die für den Bau benötigt wurden, ihre entsprechenden Vorbehalte zu nehmen, versicherte man ihnen bei einer feierlichen Ansprache im Rathaus, dass niemand aufgrund seiner Mitarbeit an dem Bau mit Vorwürfen zu rechnen haben sollte. Auch nach der Fertigstellung wurde ausdrücklich festgestellt, dass der Neubau zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht mit Verbrechern in Berührung gekommen sei, um etwaige moralische Bedenken der Arbeiter zu zerstreuen. Im Zuge des Neubaus wurde die Anzahl der unterirdischen Gefängniszellen wunschgemäß erhöht. Beschreibungen zufolge handelte es sich um Einzelzellen, es gab kein Licht und nur geringe Luftzufuhr.

Auch das Äußere des zweistöckigen Gebäudes bot mit vergitterten Fenstern und eisenbeschlagenen Türen gewiss einen abschreckenden und düsteren Anblick. An der Fassade machte sich die barocke Frömmigkeit bemerkbar: Auf einem Stich von Salomon Kleiner ist über dem Haupteingang die Skulptur von Christus am Kreuz zu erkennen, flankiert vom Apostel Johannes und Maria Magdalena, der Schutzpatronin der reuigen Sünderinnen. Rechts und links davon, an den Seitenteilen des Gebäudes, finden sich Darstellungen der beiden gekreuzigten Schächer. Wie im alten Amtsgebäude wurde auch hier eine Kapelle eingerichtet, die dem »Heiligen Kreuz« geweiht wurde.

Mit der Aufhebung der Folter unter Kaiser Joseph II. im Jahr 1776 verlor das Gebäude an Bedeutung. Schwerverbrecher kamen von nun an in die Schranne am Hohen Markt. Zudem wurde das aufgelassene Siebenbücherinnenkloster am Salzgries als Polizeihaus genutzt. Das Gefängnisgebäude in der Rauhensteingasse wurde verkauft und im Jahr 1786 abgebrochen. Eine Kreuzigungsgruppe, die sich ehemals beim Malefizspitzbubenhaus befunden hatte, ist heute an der Seite der Mariahilfer Kirche zu finden.

Radierung von Salomon Kleiner, 1724

© Wien Museum, CC0



Leopold Auenbruggers 300. Geburtstag

Internist, Psychiater, Autor: der heute kaum bekannte Leopold Auenbrugger

von Johann Szegő

Graz, Griesgasse 2: Hier befand sich einst das Gasthaus »Zum schwarzen Mohren« von Sebastian Auenbrugger. Sein Sohn Leopold wurde 1722 geboren. Als Wirtssohn wusste Leopold natürlich, wie man feststellt, ob ein Fass noch mit Wein gefüllt ist oder nicht: Man beklopft das Fass! Klingt's hohl, ist es leer, der gedämpfte Ton verrät den Wein.

Die Jahre vergingen. Leopold studierte Medizin, wurde 1752 promoviert, arbeitete in Wien im damaligen Spanischen Spital in der heutigen Boltzmanngasse. Seine Lehrer waren die beiden größten medizinischen Autoritäten Wiens: Gerard van Swieten und Anton de Haen.

Auenbrugger beschäftigte insbesondere eine Frage: Wie kann man feststellen, ob sich im Brustkorb Flüssigkeit befindet oder nicht? Und jetzt erwachte im jungen Arzt der ehemalige Wirtssohn: durch Abklopfen! Natürlich musste Auenbrugger viel experimentieren. Er öffnete sogar den Brustkorb von Leichen, goss Wasser hinein, klopfte rechts und links, oben und unten, vorne und hinten, um die optimalen Klopfstellen herauszufinden. Sein Buch über das Ergebnis jahrelanger Forschung und Arbeit hatte einen äußerst sperrigen Titel: »Inventum novum ex percussione thoracis humani ut signo abstrusos interni pectoris morbos detegendi« (Neue Erfindung, durch das Beklopfen des menschlichen Brust-

korbes verborgene Krankheiten zu entdecken). Auenbrugger schlug jene Untersuchungsmethode vor, die wir alle kennen: die Perkussion, das Abklopfen des Brustkorbes. Seine eigene Meinung war, dass diese Untersuchungsmethode nebst »Untersuchung des Pulses und des Atmens den ersten Rang verdient.«

Die Reaktion der medizinischen Fachwelt war allerdings desaströs. Das Buch wurde total ignoriert! Nicht einmal van Swieten und de Haen erkannten die Bedeutung der neuen Untersuchungsmethode. Das Buch muss trotzdem gelesen worden sein, sonst hätte es 1765 keine zweite Ausgabe gegeben, die allgemeine Anerkennung fehlte aber noch. Eine französische Übersetzung und eine positive Stimme in Leipzig brachten auch nicht die verdiente Resonanz. Der Welt Erfolg kam erst durch die nächste französische Übersetzung (1808). Jean-Nicolas Corvisart, Napoleons Leibarzt, hatte Auenbruggers Methode 20 Jahre lang geprüft und ihre immense Bedeutung erkannt. Auenbrugger erlebte noch den Erfolg, er starb 1809 (im Alter von 87 Jahren). Die erste deutsche Übersetzung erschien allerdings erst 1843.

Auenbrugger war aber sonst recht erfolgreich – und er war nicht einseitig! Bereits 1776 veröffentlichte er das Werk »Die Behandlung der männlichen Manie – Tollheit – mittels Kampf«. Er muss in der menschlichen Seele herumgestöbert haben, und das Ergebnis erschien 1783: »Von der stillen Wuth oder dem Triebe zum Selbstmorde als einer wirklichen Krankheit«. Im selben Jahr wurde er geadelt (»Edler von Auenbrugg«). Außerdem hatte er zwei schöne Titel: Primararzt und Hofarzt.

Seine Tochter Marianne (1759 – 1782) war eine hochbegabte Pianistin und Komponistin, Schülerin Haydns und Salieris. Auenbrugger selbst war Salieris Trauzeuge und schrieb sogar das Libretto für dessen 1781 uraufgeführte Oper »Der Rauchfangkehrer«.

An Auenbruggers Sterbehaus (Neuer Markt 9) finden wir eine Gedenktafel, im 3. Bezirk wurde 1891 eine recht kurze Gasse nach ihm benannt. Die höchste Ehrung, die die Medizinische Universität Graz vergibt, ist das Auenbrugger-Ehrenkreuz.

Und sein Bekanntheitsgrad im Allgemeinen?

Er ist bei Weitem nicht so berühmt wie einige seiner späteren Kollegen (zum Beispiel Theodor Billroth, Sigmund Freud, Julius Wagner-Jauregg etc.). Aber Billroth, Freud, Wagner-Jauregg hätten niemals ihre Studien der Medizin abschließen können, wenn sie Auenbruggers Methode nicht mit Erfolg erlernt hätten. Und diese Methode wird auch heute noch, im Zeitalter von Röntgen, EKG, CT, MR usw. angewendet!



Leopold Auenbrugger

© Österreichische Nationalbibliothek

Die temperamentvolle Italienerin bei Hofe

Zum 250. Geburtstag von Kaiserin Maria Theresia

von Cristina-Estera Klein

Residierte sie in der Hofburg, so hielt sich die Kaiserin am liebsten am Dach auf. Auf dem Augustinertrakt, in luftiger Höhe, geschützt vor den neugierigen Blicken der Wiener, genoss Maria Theresia, geborene Prinzessin von Neapel-Sizilien, ihr kleines, privates Paradies. Hier befanden sich Hochbeete mit farbenprächtigen Blumen und luxuriöse Topfpflanzen wie Kakteen. Exotische Tiere – Gürteltiere, Papageien und Affen – leisteten ihr Gesellschaft. Angelegt wurde der schmucke Garten von niemand Geringerem als ihrem Mann: Kaiser Franz war ein ausgesprochener Pflanzenliebhaber, betätigte sich selbst gerne als Gärtner und griff für die Gestaltung zahlreicher Gartenanlagen tief in die Privatschatulle.

Wie so oft bei den Habsburgern, wiesen die Eheleute enge verwandtschaftliche Beziehungen auf. Maria Theresia und Franz waren sowohl mütterlicherseits als auch väterlicherseits Cousine und Cousin: Maria Theresia, geboren am 6. Juni 1772, war die Tochter des Bourbonenkönigs Ferdinands III. von Sizilien (ab 1815 Ferdinand I. König beider Sizilien) und von Maria Karolina von Österreich, ein Opfer der frankophilen Heiratspolitik ihrer Mutter Maria Theresia. Die Eltern von Franz waren Maria Karolinas Bruder Leopold und Ferdinands Schwester Maria Ludovica.

Als Franz' erste Frau nach nur zwei Ehejahren verstarb, wurde nicht lange gezögert. Nur sieben Monate später wurden Franz und Maria Theresia im September 1790 in der Wiener Burgkapelle getraut. Bedenken wegen der engen Verwandtschaft gab es kaum, dynastische Interessen standen im Vordergrund. Dabei wurde die Politik des »Renversement des alliances« der übermächtigen Großmutter des Brautpaares weitergeführt, die nach jahrhundertelanger Erbfeindschaft mit Frankreich und den Bourbonen eine Annäherung forciert hatte. Leidtragender dieser Praktik in gesundheitlicher Hinsicht sollte Ferdinand werden, der Sohn von Franz und Maria Theresia und Nachfolger seines Vaters als Kaiser von Österreich, der zeitlebens mit zahlreichen Krankheiten kämpfte.

Die junge Prinzessin, die im Palazzo Reale in Neapel aufgewachsen war, sprach vorzugsweise Französisch oder Italienisch. Deutsch beherrschte sie nur schlecht. Dennoch wird berichtet, dass sich Maria Theresia am Wiener Hof schnell einlebte. Im Gegensatz zu ihrem Mann war sie temperamentvoll und fröhlich. Sie liebte Unterhaltungen, und trotz zahlreicher Schwangerschaften ließ sie es sich nicht nehmen, an den Hofbällen teilzunehmen. Was die Eheleute verband, war ihre Liebe zur Musik. Wie ihre Namensgeberin hatte Maria Theresia eine schöne Singstimme und trat sogar bei

Hofkonzerten auf. So sang sie beispielsweise die Sopransoli in Haydns Oratorien »Die Schöpfung« und »Die Vier Jahreszeiten«. Musiker waren bei ihr am Hof gerne gesehen, sie organisierte Konzerte und förderte Talente. Namhafte Komponisten widmeten ihr Werke, so soll Joseph Haydns Theresienmesse nach ihr benannt sein. Der junge Beethoven warb mit der Widmung seines Septetts in Es-Dur (op. 20) um das Wohlwollen der prominenten Gönnerin.

Trotz der bewegten Zeiten, die Maria Theresia durchlebte – Stichwort Französische Revolution und Napoleonische Kriege – interessierte sie sich kaum für Politik, war jedoch entschiedene Gegnerin Napoleons.

Die Verheiratung ihrer Tochter Marie Louise mit dem ehrgeizigen Franzosen erlebte sie nicht mehr. Am 13. April 1807 verstarb sie in Folge einer Fehlgeburt mit nur 34 Jahren. Von ihren zwölf Kindern überlebten sieben: Neben den bereits genannten finden sich unter den Nachkommen auch Franz Karl, der Vater Kaiser Franz Josephs, und Maria Leopoldine, die Kaiserin von Brasilien. Nach alter Tradition der Habsburger ruhen Maria Theresias sterbliche Überreste an drei Orten in Wien: das Herz in der Augustinerkirche, die Eingeweide im Stephansdom und ihre Gebeine in der Kapuzinergruft.



Maria Theresia, Kupferstich von Johann Hieronymus Löschenkohl, um 1792

© Wien Museum, CC0

Gerard van Swieten

Vor 250 Jahren: Tod des Leibmedicus Maria Theresias

von Christine Triebnig-Löffler

»Niemand kan und solle bessere zeignus geben als ich von seinen unermüdeten eyffer und arbeit, von seiner wahr- und kklarheit ohne scheu«, schrieb Maria Theresia über ihren Leibmedicus Gerard van Swieten (1700–1772), einen ihrer wichtigsten Berater und Vertrauten.

Von der Regentin 1745 nach Wien berufen, bewirkte der in Leiden ausgebildete Arzt in 27-jähriger Tätigkeit in mehreren hochrangigen Funktionen bedeutende bildungs- und gesundheitspolitische Fortschritte: So reformierte er seit 1749 als staatliches Aufsichtsorgan (Praeses facultatis) die noch an mittelalterlichen Privilegien und Methoden festhaltende medizinische Fakultät zu einem modernen Lehr- und Forschungsbetrieb. Im Mittelpunkt stand nun eine auf naturwissenschaftlicher Basis beruhende, praxisnahe Lehre nach dem Leitsatz »weg vom Lehrbuch, hin zum Patienten«. Erstmals wurde systematisch direkt am Krankenbett unterrichtet. Ärztliche Diagnosen berücksichtigten außer Symptomen auch die persönlichen Lebensumstände des Kranken. Im Medizinstudium mussten naturwissenschaftliche Fächer

fortan vor den medizinischen Fächern absolviert werden. Van Swieten baute einen Kreis an Medizinern, Chirurgen und Hebammen auf, deren Qualifikationen mittels einer straffen Prüfungsordnung sichergestellt wurden. Anstellungen als Spitalsarzt, Stadt- oder Kreisphysikus waren an eine Promotion im Inland oder an eine Nostrifizierung des im Ausland absolvierten Studiums gebunden; Wahl und Berufung der Professoren erfolgten durch die Monarchin und ihn selbst. Van Swieten etablierte somit eine neue medizinische Schule in Europa, »Erste Wiener Medizinische Schule« genannt.

In seiner Rolle als Protomedicus, als Erster Arzt am Hofe, hatte van Swieten die volle Autorität über einen Stab von rund 30 medizinischen Mitarbeitern: Hofmedici, Leibmedici, Hof-, Leib-, Zahn- und Jagdchirurgen sowie Hofapotheker durften ohne seine Zustimmung weder angestellt noch entlassen werden. Selbst die Verschreibung jedes einzelnen Heilmittels bedurfte seiner Kenntnisnahme, insbesondere bei erkrankten Kindern der Monarchin, an deren Betten van Swieten wohl viele Nächte zubrachte. Zu jener Zeit fanden zur großen Erleichterung Maria Theresias auch die höfisch inszenierten öffentlichen Entbindungen ein Ende und erfolgten allein unter Aufsicht van Swietens und einer Hebamme. Van Swieten wuchsen weitere Funktionen zu, so jene des Obersten Zivilen und Militärischen Sanitätschefs der Erblande, des Präfekten der Hofbibliothek und ab 1751 auch des Vorsitzenden der »Zensur- und Studienhofkommission«.

1752 erfolgte die Reformation der übrigen Fakultäten und damit einhergehend die Unterbindung der kirchlichen Autorität. Diese aufgeklärte Ausrichtung der gesamten Universität im Sinne des Theresianischen Staates fand 1755 ihren Ausdruck in der Errichtung der Aula der Alten Universität, dem heutigen Sitz der Akademie der Wissenschaften. 1754 wurde ein »Hortus Medicus«, ein Heilpflanzengarten, am Rennweg angelegt, heute Botanischer Garten der Universität Wien.

1755 wurde van Swieten nach Mähren gesandt, um Untersuchungen an exhumierten »Vampirleichen« zu machen, die dem aus der »Barbarei der Unwissenheit« entspringenden Vampirmythos ein Ende setzten. Mit der Einführung der Pockenimpfung 1768 setzte van Swieten gemeinsam mit seinem Kollegen Jan Ingen-Housz einen weiteren bedeutenden Meilenstein der Medizingeschichte.

Eine Medaille aus 1772, eine 50-Euro-Goldmünze aus 2007, das Grabmal in der Augustinerkirche, der Van Swieten Saal in der Medizinischen Universität, eine Gasse, eine Kaserne und eine Bezirksstelle des Roten Kreuzes erinnern heute in Wien an van Swieten. In Lebensgröße kann man diesem Pionier des österreichischen Gesundheitswesens als einem der vier Paladine zu Füßen Maria Theresias an ihrem Wiener Denkmal im 1. Bezirk begegnen.



Gerard van Swieten, 1755

© Österreichische Nationalbibliothek

Der Vater der Genetik

Zum 200. Geburtstag des Augustinerpaters Johann Gregor Mendel

von Regina Engelmann

Johann Gregor Mendel wurde am 22. Juli 1822 im böhmischen Heinzendorf (tsch. Hynčice) als Sohn eines Fronbauern geboren. Seine Eltern konnten sich den Schulbesuch des einzigen Sohnes am Gymnasium in Troppau nur unter größten Entbehrungen leisten. Wegen einer Krankheit des Vaters musste der Jugendliche schon bald für sich selbst aufkommen und litt dabei nicht selten an Hunger und Krankheiten. So trat er, der Not gehorchend, mit 23 Jahren ins Augustinerkloster St. Thomas in Alt-Brünn ein und studierte Theologie.

Für die Seelsorge nicht verwendbar, aber vorzügliche Geistesfähigkeiten und ausdauernder Fleiß für das Studium der Naturwissenschaften – so lautete das Urteil des Abtes, der seinen jungen Mitbruder für vier Semester zur Vorbereitung auf das Lehramt an die Universität Wien schickte. Mendel scheiterte jedoch zwei Mal an der Lehramtsprüfung. Der Beruf eines Gymnasialprofessors war ihm dadurch zwar verwehrt, er widmete sich allerdings 14 Jahre lang hingebungsvoll der Lehrtätigkeit an der Brünner Realschule.

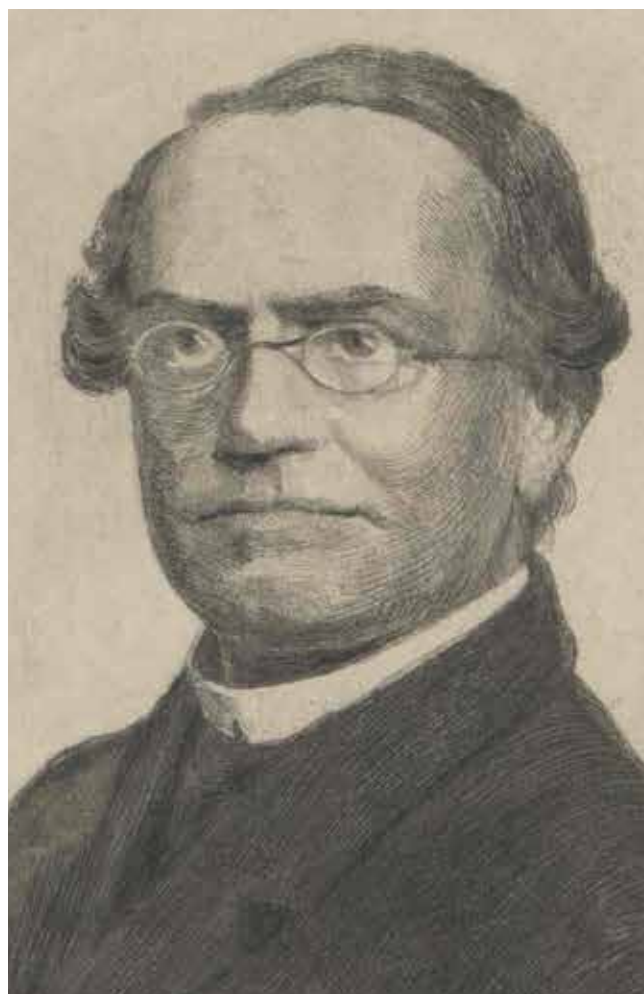
Jede freie Minute beschäftigte sich Pater Gregor mit naturkundlichen Forschungen. Von seinem Vater hatte er Grundkenntnisse über Obstbau und Bienenzucht erworben, die er durch den Besuch von Kursen in Landwirtschaft, Obst- und Weinbau während seiner Brünner Studienjahre vertiefte. Grundlage seiner Experimente waren die Evolutionslehre von Charles Darwin und Erkenntnisse über neue Zelltheorien, von denen er in Wien gehört hatte. Im Klostergarten legte er ein 250 Quadratmeter großes Versuchsbeet an, in dem er pro Jahr vier- bis fünftausend Erbsenpflanzen von 22 unterschiedlichen Arten aussetzte. Er bestäubte die Pflanzen per Hand und untersuchte bei den daraus gewonnenen Hybriden der ersten und der folgenden Generationen über einen Zeitraum von acht Jahren ausgewählte Einzelmerkmale, darunter die Farbe der Blüten und die Form und Größe der Samen. Auf diese Weise erkannte er erstmals, dass die Weitergabe spezifischer Merkmale an materielle Träger bzw. Elemente gebunden war. Erst 1909 prägte der Däne Wilhelm Johannsen für diese Elemente den Begriff Gene. Weiters arbeitete Mendel drei Gesetzmäßigkeiten der Vererbung heraus, die wir heute als Mendelsche Regeln kennen. Seine Erkenntnisse präsentierte er 1865 im Brünner Naturforschenden Verein und fasste sie in der Schrift »Versuche über Pflanzen-Hybriden« zusammen. Obwohl diese Publikation an die namhaftesten Universitäten und Naturforschervereine gesendet wurde, blieb sie weithin unbeachtet, wohl auch ungelesen und unverstanden. Es dauerte mehr als 30 Jahre, bis drei Botaniker unabhängig voneinander die Mendelschen Erkenntnisse durch eigene Forschungen belegten und so zu dessen posthumer Berühmtheit beitrugen.

Nach Beendigung dieser Studien versuchte Mendel, seine Erkenntnisse an anderen Pflanzen anzuwenden, widmete sich aber auch der Bienenkunde und der Meteorologie: Er leitete die Brünner Wetterbeobachtungen, die an die Zentralanstalt nach Wien übermittelt wurden und verfasste zahlreiche wetterkundliche Schriften.

1868 wählte ihn das Ordenskapitel zum Abt des Klosters. Mendel musste nicht nur seine Lehrtätigkeit aufgeben, 1873 vermerkte er in einem Brief: »Auch taugte ich nicht mehr recht für botanische Exkursionen, da mich der Himmel mit einem Übergewicht gesegnet hat, welches sich bei weiteren Fußpartien, namentlich aber Bergsteigen, infolge der allgemeinen Gravitation, sehr fühlbar macht.«

Er starb am 6. Jänner 1884 an einem Herzleiden. Der Komponist und ehemalige Zögling des Klosters, Leoš Janáček, dirigierte das Requiem, bevor Mendel seine letzte Ruhestätte in der Augustinergruft am Brünner Zentralfriedhof fand.

In Wien erinnert die 1955 von Mario Petrucci gestaltete Gregor-Mendel-Gedenkanlage am Friedrich-Engels-Platz an den »Entdecker der Erbgesetze«.



Gregor Mendel

© Österreichische Nationalbibliothek

Die Weihe des Hauses

1822 wurde das Theater in der Josefstadt in der heutigen Gestalt eröffnet

von Brigitte Klima

Schon 1788 wurde im Garten der Gastwirtschaft »Bey den Goldenen Straussen« in der Josefstadt ein Theater erbaut, für das der Wirtsohn und Schauspieler Karl Mayer das Privileg erworben hatte. Das ursprünglich freistehende Theatergebäude wurde später durch verschiedene Zubauten erweitert. Unter der Direktion von Karl Mayer ein erfolgreiches Theater, ging es unter seinem Nachfolger Josef Huber bergab. Man spielte zwischendurch sogar mit dem Gedanken, das Haus abzubauen und in ein Magazin für einen Getreidehändler umzubauen, was aber durch die Übernahme des Theaters durch Wolfgang und Therese Reischel vermieden wurde.

1822 kam es zu einem Neubau, die Pläne dafür stammten von Josef Kornhäusel, als Architekt fungierte Adam Hildwein. Am 26. September 1822 fand die Schlusssteinlegung statt. Anwesend waren der Theatergründer Karl Mayer, das Ehepaar Reischel, der neubestellte Direktor Karl Friedrich Hensler sowie Hildwein und Kornhäusel, als unter Pauken- und Trompetenschall die Weihe durch die Ortsgeistlichkeit vorgenommen wurde. Sogar Ludwig van Beethoven tat einen Hammerschlag.

Für die Wiedereröffnung am 3. Oktober 1822 wollte der neue Theaterdirektor Hensler die Bühne in eine neue Ära führen. Am »Vorabend des glorreichen Namensfestes Seiner Maj. des Kaisers« fand die glanzvolle Festvorstellung statt. Beet-

hoven erklärte sich bereit, die Ouvertüre »Die Weihe des Hauses« für diesen besonderen Anlass zu schreiben. Das feierliche Festspiel verlangte Fröhlichkeit, und Beethovens Ouvertüre op. 124, die den Abend einleiten sollte, entsprach durchaus diesem Wunsch. Dabei nahm er sich die Händel-schen Ouvertüren zum Vorbild: barockes Muster und fugen-artige Durchführung. Beethoven komponierte dazu auch die Theatermusik, diese fand jedoch keinen Eingang ins allge-meine Musikrepertoire.

Allerdings wurde das Werk erst in letzter Minute fertig. Das Orchester probte noch, als schon die ersten Gäste das Theater betraten. Auf dem Programmzettel stand: »Herr van Beetho-ven wird die Ehre haben, seine Musik selbst zu dirigieren«. Die Aufführung wurde vom Komponisten vom Klavier aus geleitet. Da Beethoven damals allerdings bereits stocktaub war, musste Kapellmeister Franz Joseph Gläser, neben ihm im Orchester sitzend, die Musik »tactieren«. Zudem unter-stützte Anton Schindler die beiden am Violinpult. Anton Schindler, Musikschriftsteller und Dirigent, hatte Beetho-ven während seines Studiums in Wien kennengelernt, war als Sekretär von ihm engagiert worden und begleitete ihn als »Faktotum« nahezu sein gesamtes weiteres Leben. Schindler veröffentliche auch die erste Biografie Ludwig van Beetho-vens, die zur Grundlage aller weiteren Beethoven-Biografien wurde. Der Abend war selbstverständlich ein Erfolg, »am Schlusse führte Herr Hensler noch einmahl den gefeyerten Genius der jubelnden Menge vor«.

Einen Monat nach der Eröffnung des Theaters wurde dem erfolgreichen Direktor Hensler zum Namenstag ein Gratula-tionsmenueett von Beethoven im Gasthaus »Beim Straußen« dargebracht. Die aus diesem Etablissement des Wolfgang Reischel hervorgegangenen, mehrfach umgestalteten und im Parterre mit dem Theater verbundenen »Sträußelsäle« die-nen heute noch als Foyer, außerdem finden hier Matineen und die »Josefstadtgespräche« statt.

Die Geschichte des Theaters sollte auch in den folgenden Jahrzehnten bedeutungsvoll bleiben. Zu den häufig wech-selnden Direktoren zählte von 1923 bis 1926 Max Reinhardt, dessen Ära als eine der erfolgreichsten des Hauses bezeich-net wird. Heute steht das Theater, zu dem auch die Kammer-spiele in der Rotenturmstraße gehören, unter der Leitung von Herbert Föttinger.



Literatur:

Helmut Kretschmer, Beethovens Spuren in Wien
(Wien 1998)

Robert Stalla, Theater in der Josefstadt 1788 – 2030
(München 2021)

Das Theater in der Josefstadt heute

© Theater in der Josefstadt

Soldat, Sammler, Ehemann

Zum 200. Todestag von Albert von Sachsen-Teschen

von Lisa Zeiler

Als Albert Kasimir am 11. Juli 1738 als 13. Kind von Friedrich August II. Kurfürst von Sachsen und der österreichischen Erzherzogin Maria Josepha auf die Welt kam, ahnte noch niemand, welche glückliche Entwicklung sein Lebensweg nehmen würde. Sein Vater war zwar auch König von Polen (August III.) und seine Mutter eine Tochter Kaiser Josephs I., doch hatte Albert als nachgeborener Sohn weder Geldeinkünfte noch Landbesitz.

Sein großes Lebensglück fand er in der Person der Erzherzogin Maria Christina, Lieblingstochter von Kaiserin Maria Theresia und – bei habsburgischen Heiraten wenig erstaunlich – seine Cousine zweiten Grades. Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten im April 1766 herrschte noch Hoftrauer, da Kaiser Franz I. Stephan im Vorjahr überraschend verstorben war. Maria Theresia machte Albert, der wie ihr verstorbener Ehemann Freimaurer war, umgehend zu ihrem Lieblingsschwiegersohn und versorgte ihn mit lukrativen Posten sowie der »Teschener Kammer«, wodurch Albert zu einem äußerst vermögenden Mann wurde. Nach diesen Latifundien in Österreichisch-Schlesien nannte Albert sich nunmehr »Herzog von Teschen« und machte die verkehrsmäßig günstig gelegenen Gebiete zu einer wirtschaftlichen Vorzeigeregion.

Albert fungierte zunächst als Statthalter von Ungarn (1765–1780). In diese Zeit fällt auch die Gründung der umfangreichen Kunstsammlung. 1780 avancierte er zum Generalgouverneur der Österreichischen Niederlande. In Brüssel ließ sich das Ehepaar von Architekt Louis Montoyer das Schloss Laeken erbauen, heute Residenz des belgischen Königshauses. 1792 riss die Glückssträhne: von Napoleon aus Brüssel vertrieben, waren sie zur Rückkehr nach Wien gezwungen, wobei eines der mit Kunstwerken und Ausstattungsgut voll beladenen Schiffe im Ärmelkanal sank. In Wien begann man umgehend mit dem Um- und Ausbau des Palais Tarouca zu einem standesgemäßen Wohnsitz. Dieses Palais sollte bis zum Ende der Monarchie 1918 Sitz der albertinischen Linie bleiben. Heute ist »die Albertina« als eine der weltweit bedeutendsten Sammlungen grafischer Kunst bekannt – in der Verschmelzung der Vornamen des Paares, Albert und Maria Christina, leben die Sammlungsgründer weiter. Heute würde man sie wohl als »Powercouple« bezeichnen.

Unter allen Kindern Maria Theresias war Maria Christina die einzige, die nicht nach politisch-dynastischen Maßgaben verheiratet wurde. Die Ehe mit Albert war sehr glücklich, blieb aber kinderlos, woraufhin das Paar einen jüngeren Sohn von Maria Christinas Bruder Leopold, dem späteren Kaiser Leopold II., adoptierte: Erzherzog Carl kam nicht nur in den Genuss von Alberts reichem Erbe, sondern wurde als »Sieger von Aspern« gegen Napoleon ein gefeierter Militärführer.

Seiner im Jahr 1798 früh verstorbenen Frau widmete Albert das berühmteste und schönste Grabdenkmal von Wien: In der Augustinerkirche schuf der klassizistische Bildhauer Antonio Canova eine berührende Figurengruppe mit Trauernden und einem schlafenden Löwen vor einer freimaurerisch anmutenden Pyramide.

Maria Christina war an einem Magenleiden verstorben, möglicherweise verursacht durch den Genuss von verseuchtem Wasser. Sie selbst hatte den Bau einer Leitung mit Frischwasser aus dem Wienerwald angeregt. Diese »Albertinische Wasserleitung« wurde von ihrem Mann finanziert und 1804 fertiggestellt. Die Brunnenstube in der Hüttelbergstraße 30 ist noch erhalten, ebenso ein letzter originaler Auslass der Wasserleitung, der Isisbrunnen auf dem Albertplatz.

Herzog Albert von Sachsen-Teschen starb am 10. Februar 1822 in Wien und wurde neben seiner Frau in der Kapuzinergruft bestattet.



**Besuchen Sie die Stammburg
der Fürsten von Liechtenstein**
Geschichte nicht nur erfahren, sondern
aktiv erleben das können Sie auf der
Burg der
Fürsten von Liechtenstein.



Burg Liechtenstein Betriebs GmbH
Am Hausberg 2
2344 Maria Enzersdorf
Tel: 0650 680 3901
Email: office@Burgliechtenstein.eu
www.Burgliechtenstein.eu

Die singende Tragödin

Zum 150. Geburtstag der Hofopernsängerin Anna von Bahr-Mildenburg

von Katharina Trost

In einem Nachruf heißt es über Anna von Bahr-Mildenburg, sie sei »eine der letzten großen Sängerinnen aus der Tradition des musikalischen Wien von gestern. Sie blieb mit der Stadt, mit ihrer Oper und ihrer Musikerziehung ein ganzes Leben lang unzertrennbar verbunden« (Neues Österreich, 28.1.1947). Tags zuvor war das Ehrenmitglied der Staatsoper im 75. Lebensjahr in seiner Wohnung in der Gumpendorfer Straße 25 sanft entschlafen. Bis zuletzt hatte Mildenburg ihr musikdramatisches Wissen an Studierende weitergegeben.

Anna Mildenburg selbst hatte einst bei der Sängerin Rosa Papier eine Ausbildung absolviert. Eine Bühnenkarriere wurde ihr eigentlich nicht in die Wiege gelegt, denn sie kam am 29. November 1872 in Wien als Tochter eines Offiziers

auf die Welt. Sie konnte aber ihren Willen durchsetzen. Ihre erste Anstellung erhielt die junge Frau 1895 am Hamburger Staatstheater, dort debütierte sie in einer der schwersten Wagner-Rollen: der »Brünnhilde«.

In von ihr 1921 veröffentlichten Erinnerungen blickte Mildenburg selbstkritisch auf ihre Anfänge zurück. Ihr Schauspiel war so unbeholfen, dass man ihr sogar den Wechsel ins Konzertfach riet. Die Begegnung mit Gustav Mahler, der in Hamburg Erster Kapellmeister war, änderte dies. »Mahler kam nämlich meinem Wunsche entgegen und versuchte es einmal mit völliger Bewegungslosigkeit [...] Alle Empfindung, die sich bisher in leeren, überflüssigen Bewegungen zersplittert und zerteilt hatte, belebte nun doppelt stark mein Gesicht, meine Augen, die Haltung meines Körpers, brach sich Bahn in ganz ungewollten, mir ganz unbewußten, aber sehr natürlich, sprechenden Gebärden, die zum erstenmale das wahr und klar auslösten und wiedergaben, was in mir vorging.« Ihre überzeugende Darstellung, gepaart mit ihrem hochdramatischen Sopran, sollte das Markenzeichen Anna von Mildenburgs werden. Mit Mahler hatte sie auch eine Affäre, die sich schließlich in eine lebenslange Freundschaft wandelte. Sie folgte ihrem Mentor 1898 an die Wiener Hofoper. Neben vielen Erfolgen wurde vor allem Mahlers Inszenierung von »Tristan und Isolde« (Bühnenbild: Alfred Roller) legendär. Auch nach ihrer Heirat mit dem Schriftsteller Hermann Bahr 1909 trat sie immer wieder als Gast im Haus am Ring auf, berühmt war ihre Darstellung der »Klytämnestra« in Richard Strauss' Oper »Elektra«, mit der sie 1931 ihren Bühnenabschied feierte.

Ihren Lebensmittelpunkt verlegte das Paar schon 1912 nach Salzburg. Während des Ersten Weltkriegs arbeitete die Sängerin dort als freiwillige Krankenschwester. Bei den Salzburger Festspielen wirkte sie unter Max Reinhardts Regie als Schauspielerin mit. Gleichzeitig begann Bahr-Mildenburg in München mit ihrer Lehrtätigkeit, hielt neben europaweiten Gastauftritten auch Vorträge und verfasste zahlreiche Feuilletons. Besonders interessant ist ihre Arbeit als Regisseurin. Die gefeierte Wagner-Interpreten – am Anfang ihrer Karriere hatte Mildenburg noch mit Cosima Wagner Rollen in Bayreuth einstudiert – inszenierte 1921 in München den kompletten »Ring«.

Als »Arierin« verbrachte Bahr-Mildenburg die Nazi-Zeit unversehrt, sie unterrichtete und inszenierte weiterhin. Bereits nach dem Tod ihres Mannes 1934 war sie zurück in ihre Geburtsstadt übersiedelt. Akribisch verwaltete sie Bahrs Nachlass und verfügte, dass dieser (wie auch ihrer) der Theaterammlung der Nationalbibliothek vermacht wird. Darunter befand sich Klimts Gemälde »Nuda Veritas«, das heute im Theatermuseum zu sehen ist.



Anna Bahr-Mildenburg als Isolde, um 1905

Theatermuseum, Kunsthistorisches Museum Wien
© KHM-Museumsverband

»Die fröhliche Schule«

Zum 150. Geburtstag von Eugenie Schwarzwald

von Alexandra Stolba

Dass »Kinder aller Völker, aller Klassen, verschiedener Lebensverhältnisse und beider Geschlechter« gemeinsam zur Schule gehen können, ist heute in Österreich nichts Außergewöhnliches. Zur Zeit von Eugenie Schwarzwald war es allerdings für viele noch undenkbar. Sie leistete Pionierarbeit für eine moderne Schule mit neuen Konzepten.

Eugenie wurde am 4. Juli 1872 in Galizien als Eugenie Nusswald in eine jüdische Familie geboren. Während ihres Schulbesuchs in Czernowitz und Wien vertrieb sich das aufgeweckte und kritische Mädchen bald seine Langeweile im Unterricht durch das Lesen von Büchern. Genia, wie sie genannt wurde, kritisierte früh den Umgang mit Kindern: das Auswendiglernen, Eingliedern in die Hierarchie, Gehorchen ohne Widerrede. Man würde mit dieser seelenlosen Erziehung die echten Qualitäten der Kinder vergeuden. Sie hatte klare Vorstellungen von einer Schule, in der sich Kinder gewaltfrei und mit Freude entfalten können.

Nachdem in Österreich damals der Zugang zur Universität für Frauen verschlossen war, ging sie nach Zürich. Sie studierte Anglistik, Germanistik, Pädagogik und Philosophie und promovierte 1900 als erste Österreicherin in Germanistik. Kurz darauf heiratete die humor- und temperamentvolle Genia den ebenso aus Czernowitz stammenden Juristen Hermann Schwarzwald. Mit anfänglichen Schwierigkeiten übernahm sie 1901 als Wiens jüngste Schulleiterin das Mädchenlyzeum auf dem Franziskanerplatz und eröffnete 1905 die erste koedukative Volksschule. Als sie auch ein koedukatives Gymnasium plante, legte man ihr Steine in den Weg: Von 25 Mädchen in einer Klasse wurde ihr ein Prozent Knaben genehmigt. »Da ich mich nicht entschließen konnte, einen Knaben zu vierteilen, musste die Koedukation vertagt werden«, bemerkte sie spöttisch.

1913 wurde ihre Schule in die Wallnerstraße verlegt und vom Architekten Adolf Loos ausgestattet. Namhafte Lehrer wie der Begründer der österreichischen Verfassung, Hans Kelsen, der Komponist Arnold Schönberg oder der Maler Oskar Kokoschka unterrichteten die Mädchen. Genia revolutionierte die Mädchenbildung in den 1920er-Jahren grundlegend. Sie erkannte Talente von Menschen schnell und förderte sie. Sie war überzeugt, dass man nur mit Freude wirklich lernen kann und bestärkte die Kinder, sich besser auszudrücken und ihre Meinung zu verteidigen. Schule war für sie kein abgeschlossener Raum, sondern ein andauernder Prozess. Unter ihren Absolventinnen befanden sich so bedeutende Frauenpersönlichkeiten wie Hilde Spiel, Vicky Baum oder Anna Freud.

Sie baute ein Sozialwerk mit Volksküchen in Wien auf, in denen man günstig und vegetarisch essen konnte und organisierte Erholungsheime für Kinder auf dem Land. Sie hatte ein großes, offenes Herz und bekam enorm viele positive

Rückmeldungen von ihren Schützlingen, deren Leben sie nachhaltig prägte. Ihr Netzwerk und ihr Erfolg führten aber auch zu Neid und Missgunst, besonders bei ihren männlichen Gegenspielern. Sie durfte nicht einmal ihre eigene Schule selbst leiten, sondern man setzte ihr einen Direktor vor, den sie selbst bezahlen musste.

Das freiheitsliebende Energiebündel und Organisationstalent Genia war keine »Dame« im damaligen Sinn: Sie trug Reformkleider ohne Korsett, hatte kurze Haare und setzte durch ihr sozialpolitisches Handeln, ihren Sinn für Gerechtigkeit und die Gleichstellung der Frauen neue Maßstäbe. In ihren Salons in Wien und am Grundlsee empfing sie nationale und internationale Gäste. Die für viele wichtige Ratgeberin Genia setzte ihre Wortwahl präzise auch in Feuilletons ein.

Im März 1938 war Genia auf einer Vortragsreise in Dänemark. Als Jüdin konnte sie nach Hitlers Einmarsch nicht mehr zurück nach Wien und ging in die Schweiz, wo die »Jeanne d'Arc des Schulwesens« nach einer Brustkrebsoperation am 7. August 1940 in Zürich starb.



Eugenie Schwarzwald

© Österreichische Nationalbibliothek

Ihm verdanken wir die rot-weiß-rote Fahne!

1872 geboren: Bundespräsident Wilhelm Miklas

von Johann Szegő

Wilhelm Miklas, Sohn eines Postbeamten, studierte Geschichte und Geografie, wurde Mittelschullehrer und im Alter von 33 Jahren Schuldirektor in Horn (und war angeblich der jüngste Schuldirektor in Österreich-Ungarn). Nebst Schulleitung und Familie (er hatte zwölf Kinder) war Miklas politisch aktiv, er engagierte sich bei den Christlichsozialen. 1907 wurde er ins Abgeordnetenhaus gewählt. Er trat für das Frauenwahlrecht ein, eine Scheidung katholischer Ehen war für ihn allerdings ein freimaurerisch-jüdisch-sozialdemokratisches Übel.

Im Oktober 1918 wurde Miklas Mitglied der Provisorischen Nationalversammlung und des Staatsrates. Dass der Staatsrat Rot-Weiß-Rot als Farben der künftigen österreichischen Fahne beschloss, ging auf seine Initiative zurück.

Am 11. November 1918 stimmte er im Staatsrat als Einziger gegen das Gesetz über die Gründung der Republik und über den Anschluss an Deutschland, am nächsten Tag in der Nationalversammlung votierte er dafür, um die Einstimmigkeit nicht zu gefährden.



1923 wurde Miklas Präsident des Nationalrates, 1928 kandidierte er für die Christlichsozialen bei der Bundespräsidentenwahl gegen Karl Renner und Johannes Schober. Vor der Verfassungsreform 1929 wurde der Bundespräsident nicht vom Volk, sondern von der Bundesversammlung (Nationalrat und Bundesrat) gewählt. In den ersten zwei Wahlgängen hatte kein Kandidat die absolute Mehrheit, im dritten stimmten die Sozialdemokraten ungültig und ermöglichten Miklas dadurch den Sieg über Schober. Er hatte »als Präsident des Nationalrates das Vertrauen auch der sozialdemokratischen Abgeordneten« erworben, erklärte die Arbeiter-Zeitung am 6. Dezember 1928 auf der ersten Seite.

1929 wurde die Verfassung reformiert. Der Bundespräsident bekam mehr Rechte, und er sollte künftig vom Volk gewählt werden. Miklas nützte diese Rechte weidlich aus: Er löste 1930 den Nationalrat auf, mit seinen Ministerernennungen waren seine früheren Parteifreunde nicht immer glücklich. 1931 wurde er erneut gewählt, und zwar wieder von der Bundesversammlung (die Verfassung war in einem Blitzverfahren geändert worden, die Wahl lief wieder nach dem 1928er-Muster ab).

Unerklärlich ist sein Verhalten in den Krisenjahren. Die Ausschaltung des Nationalrates und des Verfassungsgerichtshofes 1933, den Bürgerkrieg und die neue ständestaatliche Verfassung 1934 nahm er kommentarlos zur Kenntnis, er blieb auch nach dem Ablauf seiner Amtsperiode auf seinem Posten. Seine privaten Briefe und Aufzeichnungen zeigen ihn als Demokraten, als Anhänger des parlamentarischen Systems. Der Vaterländischen Front stand er ablehnend gegenüber, der Begriff »Austrofaschismus« ist seine Wortschöpfung – aber er blieb passiv. Hatte er Angst, inhaftiert zu werden?

Im März 1938 leistete er jedoch Widerstand gegen den »Anschluss«! Bundeskanzler Schuschnigg trat zurück, aber Miklas weigerte sich stundenlang, die Kanzlerschaft an Hitlers Mann, Arthur Seyß-Inquart, zu übertragen. Als Miklas dem Druck doch nachgab, vereidigte er Seyß-Inquart auf die österreichische Verfassung! Miklas war aber nicht bereit, das »Anschlussgesetz« zu unterschreiben. Letzten Endes trat er als Bundespräsident zurück, Seyß-Inquart übernahm seine Kompetenzen und unterschrieb. Damit hörte Österreich zu existieren auf. Weil der falsche Eindruck einer legalen Machtübernahme entstanden war, wurde Miklas von den Nazis nie behelligt. Er behielt sowohl seine Dienstwohnung als auch sein Dienstauto und wurde mit 3.000 Reichsmark monatlich pensioniert (ca. 17.500 €)! Für die »Volksabstimmung« über den »Anschluss« machte er keine Werbung, erklärte aber, im Sinne der Empfehlung der Bischöfe mit »Ja« zu stimmen.

Er zog sich ins Privatleben zurück, erschien aber am 15. Mai 1955 beim Te Deum im Stephansdom nach der Unterzeichnung des Staatsvertrages. Er starb 1956.

Wilhelm Miklas

© Österreichische Nationalbibliothek

Hugo Bettauer und »Die Stadt ohne Juden«

Zum 150. Geburtstag Hugo Bettauers

von Alexander Groh

Das Jahr 2022 bringt in Zusammenhang mit Hugo Bettauer gleich zwei Jubiläen: seinen 150. Geburtstag und den 100. Jahrestag der Erscheinung seines Romans »Die Stadt ohne Juden«.

Hugo Bettauer wurde am 18. August 1872 als Sohn des jüdischen Börsenmaklers Arnold Bettauer in Baden geboren. Nach dem Besuch des Franz-Joseph-Gymnasiums auf der Stubenbastei in Wien beschloss er zu konvertieren und nahm mit seiner Taufe in der evangelischen Kirche H. B. Innere Stadt Wien am 20. Juli 1890 den Namen Maximilian Hugo Bettauer an, verwendete aber als Schriftsteller und Journalist nur seinen zweiten Vornamen.

Noch im selben Jahr meldete er sich einjährig-freiwillig zu den Kaiserjägern nach Tirol, schied jedoch nach fünf Monaten aus dem Militärdienst aus und emigrierte zunächst nach Zürich, von hier aus trat er mit 24 Jahren das beachtliche väterliche Erbe an. Kurz danach wanderte er in die USA aus und büßte durch eine Fehlinvestition das gesamte Vermögen ein. In New York erlangte er rasch die amerikanische Staatsbürgerschaft, übersiedelte aber wegen Arbeitslosigkeit bereits 1899 nach Berlin, wo er als Aufdeckungsjournalist arbeitete. Er musste Preußen 1901 nach dem ihm angelasteten Selbstmord eines mutmaßlich korrupten Theaterdirektors verlassen und ging mit einer Zwischenstation in München im Herbst 1901 nach Hamburg. 1904 erfolgte ein Neustart in den USA, wo er 1907 den Durchbruch mit Fortsetzungsromanen schaffte. 1908 kehrte Bettauer nach Österreich zurück, 1910 nach Wien. Von 1914 bis 1918 war er bei der Neuen Freien Presse tätig, nach dem Ersten Weltkrieg als Korrespondent für amerikanische Zeitungen.

In dieser Phase seines journalistischen Berufswegs griff er das damalige Tabuthema Erotik auf und gründete 1924 gemeinsam mit Rudolf Olsen die Zeitschrift »Er und Sie. Wochenschrift für Lebenskultur und Erotik«, die jedoch wegen Thematiken wie Scheidungsrecht, Schwangerschaftsabbruch und Straffreiheit für Homosexualität bereits nach der Nummer 5 eingestellt werden musste. Infolge mehrerer Beschlagnahmen der Zeitschrift wurden alle Vorwürfe im sogenannten Pornografie-Prozess verhandelt, in dem man Bettauer allerdings im September 1924 freisprach. Danach gab er »Bettauers Wochenschrift. Probleme des Lebens« heraus.

Bettauer hatte auch als Schriftsteller in der Nachkriegszeit Erfolge gefeiert und wurde durch seine sozialkritische Haltung zum Feindbild vor allem rechtsradikaler Kreise. In seinen Werken »Die Stadt ohne Juden. Ein Roman von übermorgen« (1922), »Der Kampf um Wien« (1923), »Die freudlose Gasse« (1924) und »Das entfesselte Wien« (1924) griff er offen heikle Themen wie Antisemitismus, Armut und Prostitution auf. Dadurch nahmen die schon rund um seine

Zeitschriften entstandenen Anfeindungen zu und erreichten rasch hetzerische Ausmaße.

Nach seinem Freispruch im Prozess folgten eine national-antisemitisch orientierte Hetzkampagne und schließlich unverhohlene Aufrufe zu seiner Ermordung. Am 10. März 1925 verübte der Nationalsozialist Otto Rothstock mit fünf Schüssen in der Redaktion der Zeitung ein Revolverattentat auf Bettauer, dessen Verletzungen er am 26. März 1925 erlag. Im als einseitig gewerteten Gerichtsverfahren wurde der Täter für unzurechnungsfähig erklärt und schon nach zwei Jahren wieder aus der Psychiatrie entlassen.

Im dystopischen Roman »Die Stadt ohne Juden« schildert Bettauer ein Szenario, wie es in Wien (und eigentlich ganz Österreich) aussehen könnte, wenn man die Juden des Landes verwies. Der grotesk anmutende Roman beschreibt die fatalen Folgen eines blinden Rassismus und wirkt damit für seine Zeit prophetisch. Allerdings begnügt man sich mit der bloßen Ausweisung, die Gräueltaten der Nationalsozialisten hätte Bettauer nie für möglich gehalten.



Hugo Bettauer

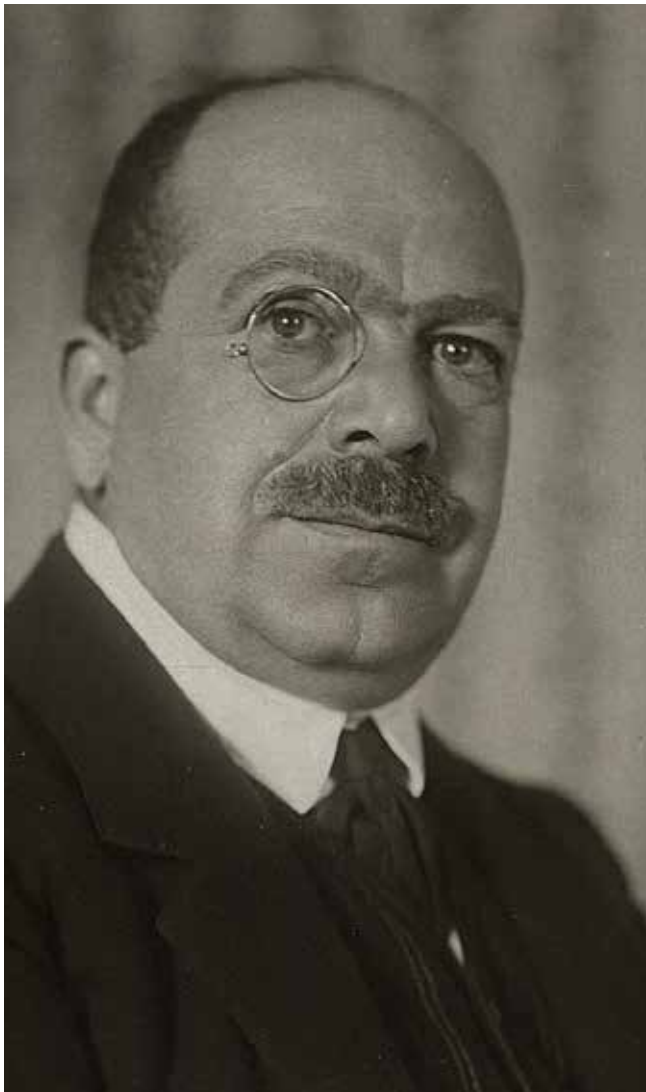
© Österreichische Nationalbibliothek

Kakanier mit Monokel und roter Weste

Zum 150. Geburtstag von Alexander Friedrich Ladislaus Roda Roda

von Marko Iljić

Mit dem »Roda Roda Roman«, der 1925 erschien, veröffentlichte er im Alter von 53 Jahren seine Autobiografie als einer seiner größten Bucherfolge. Der Humorist Roda Roda hatte großen Spaß daran, seinen Lesern und Zuhörern literarische Konstrukte aus der untergegangenen k. u. k. Monarchie aufzutischen, die zwischen Dichtung und Wahrheit kaum unterschieden. Biografische Angaben zu seiner Person waren inbegriffen, berühmt ist die Beschreibung seiner Geburt auf einem Gutshof des Grafen Ladislaus Pejačević bei Zdenci in der kroatischen Region Slawonien, tatsächlich kam er am 13. April 1872 in Drnowitz (Drnovice) in Mähren auf die Welt. Seine Schullaufbahn führte ihn nach Esseg (Osijek), Kromsauer (Kroměříž) und Ungarisch Hradisch (Uherské Hradiště), 1890 begann Roda Roda sein Jura-Studium an der Universität Wien. Als Studienabbrecher startete er zwei Jahre später in Agram (Zagreb) seine Militärlaufbahn. 1902 verließ Roda Roda das Militär. Als Kriegsberichterstatte sollte er den Ersten Weltkrieg bis zu dessen bitteren Ende für die Monarchie journalistisch begleiten.



Wie kam er zu seinem ungewöhnlichen Familiennamen? 1899 ließ sein Vater Leopold den Familiennamen »Rosenfeld« amtlich auf »Roda« (kroatisch »Storch«) ändern, nach seinem Spitznamen im Dorf. Ab 1906 führte Alexander den offiziellen Familiennamen »Roda Roda«, aus Verbundenheit zu seiner schriftstellerisch ebenfalls talentierten Schwester Maria im Doppelpack. In den folgenden Jahren intensivierte er seine Vortragstätigkeit, seine Markenzeichen wurden eine rote Weste und ein Monokel im rechten Auge. In Wien trat er im »Cabaret Nachtlicht«, in der »Fledermaus«, im »Pavillon« und im »Simpl« auf. Erstmals tauchte Roda Roda 1903 in den Wiener Künstlerkreisen auf und gehörte zu den Stammgästen der Cafés Museum, Heinrichshof und Imperial.

Die berühmte Komödie »Der Feldherrnhügel« verfasste Roda Roda gemeinsam mit Carl Rößler, Premiere war 1909 an der »Neuen Wiener Bühne« am Alsergrund. Bereits nach wenigen Aufführungen schritt die staatliche Zensur ein und verbannte das Stück von österreichischen und ungarischen Bühnen. Die Karikierung k. u. k. Heeresangehöriger als in ihrem Standesdünkel, ihrer Schlamperei und im blinden Gehorsam sich suhlende privilegierte Uniformträger gefiel den Machthabern nicht. In den späteren Verfilmungen des Theaterstücks, 1926 als Stummfilm (in der Hofburg und am Heldenplatz gedreht) und 1932 als Tonfilm, spielte Roda Roda einen Korpskommandanten.

Keine Anekdote, sondern ein reeller Vorfall ereignete sich bei seiner Audienz bei Kaiser Franz Joseph am 24. 10. 1901 in Budapest. Beim Zurücktreten aus dem Audienzraum bohrte sich eine Stiefelspore in die Holztüre hinein, so dass Diener des Kaisers Roda Roda vom Türblatt befreien mussten. Anlass des Besuchs war Roda Rodas Verlobung mit der berühmten Schauspielerin Adele Sandrock, zu welcher der Kaiser seinen Segen geben sollte. Sandrock entschied sich kurz nach der Verlobung gegen die Heirat, da sie sich ausschließlich der Schauspielkunst widmen wollte. In seinem Frühwerk »Dana Petrowitsch« arbeitet er die amouröse Affäre auf, seine Tochter wird später den Namen Dana tragen.

Die Veröffentlichung des Buches »Die Panduren« 1935 markierte Roda Rodas letzten Erfolg als Schriftsteller. Die letzten beiden Jahre davor verbrachte er in Graz, ab 1937 weilte er im nahen Ausland. Vor dem »Anschluss« Österreichs 1938 reiste er in die Schweiz, wo er als Emigrant praktisch ein Arbeitsverbot hatte. 1941 betrat Roda Roda in New York zum zweiten Mal in seinem Leben amerikanischen Boden. Am 20. 8. 1945 starb er im Beth David Hospital an Leukämie. Seit 1948 befindet sich seine Urne am Wiener Zentralfriedhof, den Grabstein schuf Fritz Wotruba, den Roda Roda im Schweizer Exil kennengelernt hatte.

Roda Roda

© Österreichische Nationalbibliothek

Universität für Bodenkultur

Zum 150-Jahr-Jubiläum der Alma Mater Viridis, der grünen Universität

von Regina Engelmann

Es war im Jahr 1872, als die »k. k. Hochschule für Bodencultur« nach einem langwierigen Gründungsprozess endlich eröffnet wurde. Als Standort mietete man das Palais Schönborn in der Laudongasse (8. Bezirk), doch die Räume waren völlig unzureichend. »Keiner der Besucher hat die Hochschule verlassen, ohne seinem Erstaunen Ausdruck zu verleihen über die wenig entsprechende Art, in welcher die einzige agronomische Hochschule des Reiches untergebracht ist«, so lautete ein beschämender Kommentar (zitiert nach Manfred Welan, Die Universität für Bodenkultur Wien. Von der Gründung in die Zukunft 1872–1997, Wien 1997, S. 38f.). 1896 fand die Raumnot mit der Eröffnung eines neuen Gebäudes auf der Türkenschanze ein vorläufiges Ende. Zwar war das Gebiet erst wenige Jahre davor Teil von Wien geworden und verkehrstechnisch kaum erschlossen, aber der angrenzende Park eignete sich gut als Lehrgelände.

Seitdem 1875 die Anstalt mit der Forstakademie Mariabrunn fusioniert worden war, konnte man neben dem Studium der Landwirtschaft auch das der Forstwirtschaft inskribieren. 1883 folgte die Kulturtechnik, 1945 die Gärungstechnik. Die Bezeichnungen der Studienfächer haben sich mittlerweile ebenso geändert wie – mit der schrittweisen Umsetzung des Bologna-Prozesses – deren Organisation: Heute bietet die Anstalt, die 1975 zur Universität wurde, acht Bachelorstudiengänge, darunter Agrarwissenschaften, Umweltingenieurwissenschaften oder Lebensmittel- und Biotechnologie sowie 15 Masterstudiengänge an.

Politische Umstände prägten die Geschichte der Hochschule: 1914 bis 1916 Militärlazarett, schlitterte sie in den 1920er- und 30er-Jahren in eine schwere Krise. Die BOKU galt als Hochburg deutschnationaler Studenten. Auseinandersetzungen mit anderen studentischen Gruppierungen und jüdischen Kommilitonen standen auf der Tagesordnung, immer wieder musste der Unterrichtsbetrieb daher ausgesetzt werden. Engelbert Dollfuß erwog sogar ihre vollständige Schließung, veranlasste aber schließlich »nur« das Ende ihrer

Autonomie und die Verwaltung durch einen ernannten Bundeskommissär.

Nach dem Zweiten Weltkrieg brachen bessere Zeiten an: Die Zahl der Studierenden stieg (heute sind es rund 12 000), und auch räumlich kam es zu Erweiterungen. Gebäude in der Umgebung wurden der Hochschule zur Nutzung übergeben, 1975 eröffnete man das neue architektonisch aufsehenerregende Franz-Schwackhöfer-Haus in der Peter-Jordan-Straße. In den 1990er- und 2000er-Jahren wurden als zusätzliche Standorte die Gebäude Muthgasse I bis III und im Jahr 2020 das Seminarzentrum Türkenschanze errichtet, letzteres vorwiegend aus recyclebarem Material. Derzeit ist das neue Wasserbaulabor am Brigittenufer in Bau: Es befindet sich oberhalb eines Forschungsgerinnes, an dem seit 2015 im Rahmen von vier EU-Projekten vor allem Sedimentationsforschung betrieben wird. Außerdem ist die BOKU auch am interuniversitären Forschungsinstitut für Agrarbiotechnologie in Tulln sowie am außeruniversitären wissenschaftlichen Forschungszentrum WasserCluster Lunz beteiligt und betreibt Versuchszentren, Lehranstalten und Lehrforste in Wien, Niederösterreich und im Burgenland.

Ab 1919 waren Frauen zum Studium zugelassen, wobei der damalige Rektor an ihren Fähigkeiten zweifelte und meinte: »Die Gründe für die mindere Eignung sind biologischer Natur, also unabänderlich.« (Welan, S. 84). 1923/24 dissertierte dennoch die erste Frau an der BOKU: Ilse Wallentin; 1981 wurde Ingeborg Dirmhirn als erste Professorin an diese Anstalt berufen. Mit Eva Schulev-Steindl wird im Februar 2022 die nach Ingela Bruner nunmehr zweite Rektorin die Universität leiten.

Die Assets der BOKU heute sind gelebte Nachhaltigkeit sowie interdisziplinäre und interuniversitäre Forschung, ihre Studienfächer sind in Zeiten wie diesen zukunftsträchtiger denn je.

Gregor Mendel-Haus 13, Universität für Bodenkultur

© Christoph Gruber/BOKU Medienstelle, CC BY-SA 3.0



Zum »doppelten Zweck«

Vor 150 Jahren übersiedelte die ZAMG auf die Hohe Warte

von Carles Batlle i Enrich

Seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab es in Wien regelmäßige nichtinstrumentelle Wetterbeobachtungen, ab 1775 wurden an der Universität Wien instrumentelle Aufzeichnungen durchgeführt.

Einen enormen Vorsprung erhielt die Wetterforschung aber erst durch die Gründung der Akademie der Wissenschaften im Mai 1847, denn Andreas Freiherr von Baumgartner, der Präsident der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie, wünschte »die an den Eisenbahnlinien bestehenden telegrafischen Stationen zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen benützt zu sehen«. Noch im selben Monat forderte Karl Kreil, Direktor der Prager Sternwarte, die Einrichtung eines »meteorologischen Beobachtungssystems«. Unterstützt wurde das Projekt durch einen Aufruf an die Bevölkerung, sich an den Beobachtungen zu beteiligen – mit Erfolg, es trafen unzählige Rückmeldungen ein. Allerdings sah sich die Akademie außerstande, die vielen Freiwilligen mit den benötigten Instrumenten zu versorgen.

Dies änderte sich, als Kaiser Franz Joseph I. vom Minister für Cultus und Unterricht, Leo Graf von Thun, überzeugt werden konnte, eine meteorologische Zentral-Anstalt einzurichten. Am 23. Juli 1851 wurde die Gründung der »Centralans-

talt für meteorologische und magnetische Beobachtungen« (1904 umbenannt in ZAMG – Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik) durch ein kaiserliches Handschreiben bewilligt und Karl Kreil zum ersten Direktor bestimmt. Die ZAMG ist damit der älteste Wetterdienst der Welt.

Anfangs war die Institution in der Akademie der Wissenschaften untergebracht, 1852 erfolgte die Übersiedlung in das Haus Favoritenstraße 303, das zuvor technisch adaptiert worden war, um den wissenschaftlichen Anforderungen zu entsprechen. Gemäß dem Wunsch von Kreil sollte es einem »doppelten Zweck« dienen: Neben der »Beobachtung aller Elemente der Meteorologie und des Erdmagnetismus« auch der Forschung.

Bereits 1860 gab es 117 Messstationen, und damals wie heute trugen zahlreiche ehrenamtliche Mitarbeiter zum Erfolg der ZAMG bei. Kreil, der in regelmäßiger Verbindung mit Carl Friedrich Gauß stand, initiierte außerdem die geomagnetische Landvermessung. Unter Kreils Nachfolger Carl Jelinek kam es zur Gründung der Österreichischen Gesellschaft für Meteorologie, die ab 1866 eine eigene Zeitschrift für dieses Fachgebiet herausgab.

Da sich auch der Standort in der Favoritenstraße zunehmend als unzureichend erwies, genehmigte Kaiser Franz Joseph im März 1870 eine Summe von 25.000 Gulden für den Kauf eines Grundstücks auf der Hohen Warte sowie für einen Neubau. Den Auftrag erhielt der renommierte Architekt Heinrich von Ferstel, der sich bereits durch einige Bauten an der Ringstraße hervorgetan hatte, darunter die Votivkirche, die Börse auf der Freyung (das heutige Palais Ferstel) oder die Palais Wertheim und Erzherzog Ludwig Viktor am Schwarzenbergplatz. Ferstel stellte das Gebäude in nur zwei Jahren fertig, ab dem 2. April 1872 erfolgte der Umzug, und kurz darauf nahm die ZAMG an ihrem neuen Standort den Dienst auf. Zur Anlage gehörte ein Observatorium mit den modernsten technischen Geräten der damaligen Zeit, darunter ein »Kreilbarograph« zur Aufzeichnung von Luftdruckänderungen. Im Garten wurde ein Pavillon für magnetische Beobachtungen gebaut, gänzlich eisenfrei, um Störungen bei den Messungen zu vermeiden. 1873 fand auf der Hohen Warte der erste »Internationale Meteorologen-Congress« statt, bei dem die »Internationale Meteorologische Organisation« gegründet wurde, der Vorgänger der »Weltmeteorologischen Organisation« (WMO).

Zu den Aufgabengebieten der ZAMG gehört heute viel mehr als nur Wettervorhersagen, täglich werden Unmengen an Daten erhoben und damit wissenschaftliche Grundlagen geliefert, die in Zeiten des Klimawandels wichtiger denn je sind.



Zentrale der ZAMG, Wien Hohe Warte

© ZAMG/Baumgartner

Das Zweite Haus am Platz

Vor 150 Jahren wurde das Palais Ephrussi fertiggestellt

von Patrizia Grabmayr

Charles Joachim Ephrussi gilt als Stammvater dieser Dynastie, die um 1900 zu den reichsten Familien Wiens zählte. Er wurde 1792 in Odessa geboren, gründete ein Bankhaus und handelte mit Getreide und Öl. Den Grundstein für sein Vermögen legte er mit Krieganleihen im Krimkrieg und mit der Versorgung der französischen Armee mit Weizen. Seine Söhne Leon und Ignaz kamen 1826 und 1829 zur Welt. Leon ging nach Paris und wurde Oberhaupt des französischen Familienzweigs, Ignaz ließ sich 1855 in Wien nieder.

Welchen Status die Familie Ephrussi zu diesem Zeitpunkt genoss, zeigt seine Eheschließung noch im selben Jahr mit Emilie Porges, einer Tochter von Anna Todesco, deren Familie zu den reichsten Wiens zählte. 1856 gründete Ignaz in Wien das Bankhaus Ephrussi & Comp. mit Niederlassungen in London und Paris. Er unterhielt engste Geschäftsbeziehungen mit den Bankhäusern Todesco, Eskeles und Rothschild, und die Bank, deren Hauptsitz in der Wasagasse 2 nahe dem Schottentor lag, galt als erstes Haus für Geschäfte mit dem Süden Russlands.

Im Jahr 1871 wurde Ignaz Ephrussi durch eine »Allerhöchste Entschließung« in den erblichen Ritterstand erhoben. Diese Anerkennung für einen russischen Staatsbürger jüdischen Glaubens ist ein weiterer Hinweis auf die gesellschaftliche Position der Ephrussis in Wien und hing auch damit zusammen, dass Ephrussi eine wesentliche Rolle bei der Finanzierung des Ausbaus des Donaukanals einnahm.

Im Jahr 1869 schloss Ephrussi einen Vertrag mit Theophil Hansen zur Errichtung des Palais Ephrussi am Franzensring 24 (später Dr. Karl-Lueger-Ring, dann Universitätsring). Der Bauplatz war ein stark frequentierter Zugang zur Inneren Stadt, beispielsweise fuhr von hier seit 1865 die erste Straßenbahn Wiens nach Hernalts. Das Palais war auf maximale Außenwirkung konzipiert. Die Fassade wurde einheitlich auch über das benachbarte Haus der Familie Lieben gezogen, um monumentaler zu wirken. Im Inneren sind die beiden Gebäude aber vollständig voneinander getrennt. Tatsächlich war das Palais Ephrussi ein »Zinspalais«, das abgesehen von der repräsentativen Wohnung der Eigentümer Geschäftslokale und Wohnungen zur Vermietung beherbergte. Hansen entwarf das Palais im Stil der Neo-Renaissance und verwendete Elemente, die er auch beim Bau des Heinrichshofs, des Palais Epstein und des Palais Hansen

einsetzte, wie etwa Risalite, Ecktürme, Balustraden, kaschierte Schornsteine und Eckquaderung. Das Palais am prominenten Bauplatz vermittelt durch seine äußere Erscheinung das fürstliche Selbstverständnis der »Zweiten Gesellschaft Wiens«, des jüdischen Bürgertums, das durch Handel und Bankgeschäfte nicht nur selbst wohlhabend, sondern auch unverzichtbar für die wirtschaftliche Entwicklung der Monarchie wurde. Die Ephrussis galten nach den Rothschilds als die zweitvermögendste Dynastie dieser »Zweiten Gesellschaft«.

Im Inneren war die von den Ephrussis bewohnte Beletage durch ein prachtvolles Stiegenhaus zu erreichen, die anderen Wohnungen hingegen durch eine separate Treppe. Die Räume der Ephrussis waren um einen Tanzsaal angeordnet. Besondere Beachtung verdienen die Motive der Deckenmalerei, die von Christian Griepenkerl im Jahr 1872 gefertigt wurden. In den meisten Räumen wurden allegorische Darstellungen gewählt, im Tanzsaal jedoch fand ein für Wien einmaliges Bekenntnis von Ignaz Ephrussi zu seiner jüdischen Identität statt: Mit den Darstellungen der Krönung Esters und der Verurteilung Hamans wurden Motive gewählt, die von den Todescos noch einige Jahre zuvor mit Rücksicht auf andersgläubige Gäste abgelehnt wurden.

Der Besitz der Ephrussis wurde 1938 arisiert. Heute befindet sich das Gebäude im Eigentum einer Stiftung und dient der B&C Gruppe als Sitz.

Palais Ephrussi um 1880

© Wien Museum, CC0



Bildschöne Zeitreise

Zum 150. Todestag von Jakob Alt

von Magdalena Vit

Am 27. September 1789 wurde dem in Frankfurt am Main lebenden Ehepaar Johann Leonhart Alt und seiner Gattin Barbara ein Sohn geboren: Jakob. Sein künstlerisches Talent fand bereits früh die nötige Förderung. Die Miniaturmaler Johann Friedrich und Johann Peter Beer unterrichteten ihn in Porträtmalerei, Landschaftszeichnung und Radierung sowie in der Deckfarbentechnik, die zu seiner Spezialität wurde.

Nach dem Tod der Eltern plante Jakob, nach Rom zu gehen, um sich dort in Malerei ausbilden zu lassen. Doch diese Reise endete 1810 bereits in Wien, wo sich sein privates Schicksal im Haus »Zum Tiger« (Alsergrund 136) entschied: Er heiratete seine Unterkunftgeberin, die 20-jährige Witwe Maria Anna Schaller. Die zeitgleich einsetzende Inflation wie auch der stetige Zuwachs in der Familie – zwischen 1812 und 1833 kamen die Kinder Rudolf Franz, Karl Friedrich, Lidwina, Anna, Franz Seraphim, Karoline und Aloisia zur Welt – waren anfangs finanziell gesehen eine Herausforderung. Doch das Interesse des Bürgertums an Stadtveduten war erwacht, das Geschäft damit boomte. Auch Sammler stellten sich ein; einer der ersten war Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der

Gatte von Maria Theresias früh verstorbener Lieblingstochter Maria Christina.

Bald darauf engagierte der Musik-, Landkarten- und Kunstverlag Artaria in Wien Jakob Alt für eine eigene Serie über »Mahlerische und merkwürdige Ansichten d. verschiedenen Provinzen der österreichischen Monarchie und der benachbarten Länder«, die zwischen 1813 und 1820 entstand. Für das Sammelwerk über »die schönsten Alpengegenden des österreichischen Kaiserstaates« lieferte er neben Johann Christoph Erhard, Jakob Gauermann und Johann Adam Klein kolorierte Umrissradierungen.

Zu seiner vollen Entfaltung gelangte Jakob Alt jedoch in der damals neuartigen Technik der Lithografie (Steindruck). Diese wandte er im ab 1822 von Adolph Friedrich Kunike herausgegebenen Sammelwerk über Donau-Ansichten vom Ursprung bis zum Schwarzen Meer bei allen 264 vor Ort gesammelten Vorlagen an. Beim Steindruck wird eine Zeichnung auf eine präparierte Steinplatte mit fetthaltiger Kreide oder lithografischer Tusche seitenverkehrt angefertigt und mittels Flachdruckverfahren vervielfältigt.

Um dieselbe Zeit begann er, seinen ältesten Sohn Rudolf bei seinen Aufträgen zur Unterstützung miteinzubeziehen, was später exakte Zuschreibungen bestimmter Werke erschweren sollte. Sein jüngster Sohn Franz trat ebenso in das Künstlerhandwerk ein, doch anders als Rudolf, der im Atelier eingebunden war, fand seine Ausbildung in Richtung Porträtmalerei statt.

Ab den 1830er-Jahren war Jakob hauptsächlich als Aquarellist tätig, unter anderem für die Guckkastenbilder für Kaiser Ferdinand I., von denen er bis Ausbruch der Revolution 1848 gemeinsam mit Rudolf mehr als die Hälfte schuf. Der Schriftsteller und Journalist Ludwig Hevesi behauptete von dem Vater-Sohn-Gespann, dass sie »hinter Vollmonden und Regenbogen her« seien. Beide malten die am 8. Juli 1842 stattfindende Sonnenfinsternis über Wien – Jakob ein Ölbild, Rudolf bevorzugte Aquarell.

Während der bürgerlichen Revolution schuf sich Jakob im Anlegen eines Herbariums ein neues Betätigungsfeld. Er sammelte Pflanzen nicht nur in den Voralpen bei Gresten, dem Herkunftsort seiner Frau, sondern auch in und um Wien. Die mehr als 400 Stück umfassende Sammlung befindet sich heute im Niederösterreichischen Landesmuseum in St. Pölten.

Jakob Alt starb am 30. September 1872 in Wien und fand in einem Ehrengrab am Zentralfriedhof seine letzte Ruhestätte. Am Haus Skodagasse 11 in der Josefstadt erinnert eine Gedenktafel an die Malerfamilie Alt, die mit ihren detailgetreuen Darstellungen von Landschaften und Stadtansichten nicht nur bis heute begeistert, sondern auch faszinierende Blicke in die Vergangenheit ermöglicht.



Jakob Alt, Selbstporträt, 1810

© Wien Museum CC-BY 4.0

Es ist ein gutes Land

Zum 150. Todestag von Franz Grillparzer

von Christine Colella

»Meinen eigenen Arbeiten merkt man an, daß ich in der Kindheit mich an Geister- und Feen-Märchen des Leopoldstädter Theaters erfreut habe«, schreibt Franz Grillparzer 1846 in sein Tagebuch. Kindheitseindrücke aus Stücken der Wiener Volksbühne und aus Mozarts Zauberflöte sind die frühesten Einflüsse, die in einigen seiner Werke weiterwirkten. Das kommt vor allem in seinem Werk »Der Traum ein Leben« zum Ausdruck. Dass der Dichter mit seinen historischen Dramen immer wieder sein Bekenntnis zu Österreich durchblicken lässt, erkennen wir in seinem Loblied »Es ist ein gutes Land, wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde«.

Franz Grillparzer (geb. 1791) war der Sohn eines aufklärerisch eingestellten Advokaten. Seine Mutter war eine geborene Sonnleithner, Tochter eines Dekans der juristischen Fakultät. Nach guter schulischer Ausbildung widmete sich Franz dem Studium der Philosophie und der Rechtswissenschaften. Ab 1813 war er im Staatsdienst, später viele Jahre Direktor des Hofkammerarchivs und 1847 Gründungsmitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Die Bekanntschaft mit dem Burgtheater-Dramaturgen Joseph Schreyvogel, der Grillparzer sehr förderte, inspirierte ihn zum Drama »Die Ahnfrau«. Mit diesem Werk wurde er zu einem der größten Dichter seiner Zeit. Das Werk wurde 1817 im Theater an der Wien uraufgeführt und kontrovers aufgenommen. Als spätromantisches Schauerstück rief es einen »Rausch des Beifalls und des Entsetzens« hervor.

Nach einigen Rückschlägen, hervorgerufen durch den Selbstmord seiner Mutter und durch Unannehmlichkeiten mit der Zensur, war »Medea« sein nächster durchschlagender Erfolg. Seiner großen Leidenschaft und »ewigen Braut«, Kathi Fröhlich, setzte er in seinem historischen Drama »König Ottokars Glück und Ende« ein Denkmal. Von 1849 bis zu seinem Tod lebte Grillparzer in der Wohnung der Schwestern Fröhlich in der Spiegelgasse 21 (1. Bezirk).

Im Zuge einer Reise nach Deutschland (1826) traf Grillparzer mit Goethe zusammen. Unter dem Eindruck dieser Begegnung erschienen »Ein treuer Diener seines Herrn«, »Des Meeres und der Liebe Wellen« und »Der Traum ein Leben«. Weniger erfolgreich war er mit dem Lustspiel »Weh dem, der lügt«, das 1838 zu Problemen mit der österreichischen Zensur führte. Erst nach seinem Tod kamen die Dramen »Ein Bruderzwist in Habsburg«, »Die Jüdin von Toledo« und »Libussa« zur Aufführung.

Im Laufe seines Lebens traf Grillparzer mehrfach mit Ludwig van Beethoven zusammen. Seine Erinnerungen gehören zu den wichtigen Quellen der Beethoven-Biographik. Schon als Jüngling hatte Franz Grillparzer eine interessante Begegnung mit dem großen Musiker. Mit seiner Mutter lebte Grillparzer 1808 im Haus Grinzinger Straße 6, wo auch

Beethoven eine Wohnung hatte. Eine Tafel am Haus erinnert an diese Begegnung. Die hochmusikalische Mutter des Dichters lauschte dem Klavierspiel des Meisters, was diesem gar nicht gefiel. Grillparzer schreibt später: »Er und wir lebten damals in demselben Haus in Heiligenstadt. Als Beethoven wahrnahm, daß er von seinen Nachbarn belauscht wurde, stürzte er aus dem Haus und spielte den ganzen Sommer nicht mehr«. Im März 1827 verfasste Grillparzer die Trauerrede für Beethoven.

Franz Grillparzer starb am 21. Jänner 1872 und wurde am Hietzinger Friedhof begraben. Sein Denkmal (ein Werk Carl Kundmanns) finden wir im Wiener Volksgarten; Gedenktafeln wurden sowohl an seinem Geburts- als auch Sterbehaus angebracht, ebenso wie am Hofkammerarchiv in der Johannesgasse 6. Dort befindet sich heute das Literaturmuseum mit dem original erhaltenen Arbeitszimmer. Die Straße zwischen Rathaus und Universität ist ebenfalls nach dem großen Österreicher benannt.



Franz Grillparzer, Gemälde von Heinrich Hollpein, 1836

© Wien Museum, CC BY 4.0, Foto: Birgit und Peter Kainz

Schön, intelligent, ehrgeizig

Zum 150. Todestag von Erzherzogin Sophie

von Christa Bauer

Am 1. November 1824 hielt eine außergewöhnliche junge Frau Einzug in Wien: die bayrische Prinzessin Sophie (geb. 1805), die drei Tage später Erzherzog Franz Karl heiratete, den zweitältesten Sohn von Kaiser Franz I.

Die Braut und ihr Ehemann gaben ein ungleiches Paar ab: Sophie war hochgewachsen, bildhübsch und intelligent. Franz Karl war weder groß noch attraktiv, er konnte auch keine besonderen Geistesgaben vorweisen. Politik interessierte ihn nicht im Geringsten, ganz im Gegensatz zu der ehrgeizigen Sophie. Warum die Tochter des bayrischen Königspaares Maximilian I. Joseph und Karoline den zweitgeborenen Sohn des Kaisers heiratete? Franz Karls älterer Bruder Ferdinand galt als regierungsunfähig – die Chancen, einmal Kaiserin zu werden, standen für Sophie daher ziemlich gut.

Die Ehe war glücklich, Sophie konnte sich Franz Karls liebevollem Charme nicht entziehen, wie sie ihrer Mutter schrieb: »Man kann nicht besser sein als mein Ehemann, und er liebt mich zärtlich.« Franz Karls Familie nahm Sophie herzlich auf, vor allem Kaiser Franz I. setzte große Hoffnungen in seine Schwiegertochter: Sie sollte einen Thronfolger gebä-

ren. Sophie erlitt jedoch drei Fehlgeburten, bevor sie 1830 den späteren Kaiser Franz Joseph I. zur Welt brachte. Weitere Kinder und Fehlgeburten folgten: Sophie war elfmal schwanger, neben Franz Joseph erreichten nur drei Söhne das Erwachsenenalter: Maximilian, Karl Ludwig und Ludwig Viktor.

1830 wurde Ferdinand trotz aller Vorbehalte zum offiziellen Thronfolger erklärt und heiratete – ein herber Rückschlag für Sophie! Die Ehe blieb aber kinderlos, so blieb zumindest der Thron für Franz Karl bzw. Franz Joseph gesichert.

Im Gegensatz zu ihrem Mann kümmerte sich Sophie um Politik. Sie las in Österreich verbotene Schriften und sprach mit Staatskanzler Metternich über Reformen. Durchsetzen konnte sie sich nicht, ihre liberalen Ansichten waren bei Hofe eher suspekt.

Als es im März 1848 zur Revolution kam, wurde die Situation für die kaiserliche Familie in Wien ziemlich brenzlig. Sophie bewahrte kühlen Kopf und ordnete die Flucht nach Innsbruck an. Im August erfolgte die Rückkehr, allerdings machten die Umstände im Oktober eine neuerliche und dank Sophie gut organisierte Abreise nach Olmütz erforderlich. Hier kam es zu einer Entscheidung, die beweist, dass Sophie die Interessen des Staates weit vor ihre eigenen stellte: Sie überredete Ferdinand I. zur Abdankung sowie Franz Karl, die nun ihm zustehende Kaiserwürde zugunsten von Franz Joseph abzulehnen. Damit verzichtete Sophie auf ihr Lebensziel, selbst Kaiserin von Österreich zu werden.

Sophie behielt weiterhin die Fäden in der Hand, doch nun mit einer anderen politischen Haltung: Sie hatte während der Revolution ihre liberale Gesinnung verloren und konnte den Menschen nicht verzeihen, dass das Leben ihrer Familie gefährdet worden war. Sie begrüßte die harten Bestrafungen der Revolutionsführer und entwickelte eine tiefe Abneigung gegen die Ungarn – ganz im Gegensatz zu ihrer späteren Schwiegertochter Elisabeth. Das Verhältnis der beiden Frauen war, gelinde gesagt, gespannt. Sophie äußerte sich niemals negativ über ihre Schwiegertochter, die Feindseligkeit dürfte hauptsächlich von Elisabeth ausgegangen sein, was aber leicht nachvollziehbar ist: Auf der einen Seite stand die streng disziplinierte und pflichtbewusste Sophie, die ihr ganzes Leben der Familie und der Staatsräson unterordnete; auf der anderen Seite die stolze, freiheitsliebende und kapriziöse Elisabeth, die den Wiener Hof und die Pflichten einer Kaiserin zutiefst hasste.

Aus der Politik zog sich Sophie mit zunehmendem Alter zurück und widmete sich ihrer Familie und karitativen Stiftungen. Am 28. Mai 1872 starb sie an einer Lungenentzündung, vier Tage später wurde sie feierlich in der Kaisergruft beigesetzt.



Sophie, Gemälde von Josef Karl Stieler, 1832

Gerhard Bronner gegen Georg Kreisler

Oder: Warum der g'schupfte Ferdl keine Tauben im Park vergiftet

von Katharina Trost

Zwei Größen des österreichischen Nachkriegskabarets hätten heuer ihren 100. Geburtstag: Gerhard Bronner und Georg Kreisler. Doch zusammen feiern würden die beiden trotz Parallelen in ihren Biografien und Begegnungen in ihrem Berufsleben als Musikhumoristen, Komponisten und Autoren eher nicht. Die Zwei waren keine Freunde und hätten wohl nicht gemeinsam Tauben im Park vergiftet ...

Gerhard Bronner wurde am 23. Oktober 1922 in eine jüdische Proletarierfamilie in Favoriten hinein geboren, Georg Kreisler kam bereits am 18. Juli als einziges Kind eines jüdischen Rechtsanwalts auf die Welt. Beide erhielten wegen ihres auffallenden Talents schon früh Klavierunterricht. Der »Anschluss« beendete 1938 mit einem Schlag ihre Jugend – sie mussten ihre Heimat verlassen. Kreisler emigrierte mit seiner Familie nach Hollywood, wo er als Double des klavierspielenden Charlie Chaplin agierte. 1943 bekam er die amerikanische Staatsbürgerschaft und unterhielt als Soldat zusammen mit Marcel Prawy die Truppen. Nach dem Krieg zog Kreisler zunächst nach New York, um dort als Entertainer in Nachtclubs Geld zu verdienen.

Bronners sozialdemokratische Familie wurde früh Opfer der Faschisten, er flüchtete allein über Brünn nach Palästina. 1948 kehrte er wider Willen nach Wien zurück und begann zunächst für den Sender »Rot-Weiß-Rot« zu arbeiten.

Gemeinsam mit Helmut Qualtinger, Carl Merz und Michael Kehlmann entstand ab 1952 die erfolgreiche Kabarettrevue »Brettl vor'm Kopf«, die mit »Blattl vor'm Mund« (1956), »Brettl vor'm Klavier« und »Glasl vor'm Aug« (1957) etc. ihre Fortsetzung fand. Ab 1955 gehörte auch der aus den USA zurückgekehrte Georg Kreisler zur namenlosen Truppe, die entweder im Intimen Theater in der Liliengasse oder in Mariettas Bar, dem späteren neuen Cabaret Fledermaus in der Spiegelgasse, auftrat. Aber bereits 1958 zog es Kreisler mit seiner damaligen Ehefrau Topsy Küppers nach München. Kreisler und Bronner sollten nie wieder zusammenarbeiten, im Gegenteil: Sie wurden erbitterte Feinde und warfen sich unter anderem in ihren Autobiografien zahlreiche Beleidigungen und (Plagiats-) Vorwürfe an den Kopf. Aber dies soll die Erinnerung an die beiden nicht trüben, viele Nummern sind dank TV-

Aufzeichnungen noch heute Klassiker, ebenso wie ihre Lieder. Zu den bekanntesten Hits aus Bronners Feder gehören »Der g'schupfte Ferdl« (von dem Kreisler 1958 die englische Version »Dirty Ferdy« schrieb), »Der Wilde mit seiner Maschine«, »Der Bundesbahnblues« und »Der Papa wird's schon richten«. Außerdem schrieb er den Text für das Lied »Wia a Glock'n«, mit dem Marianne Mendt 1970 den Austropop einläutete. Kreisler, der die Bezeichnung Kabarettist ablehnte, wurde vor allem für seine schwarzen Chansons berühmt: »Tauben vergiften«, »Der Tod, das muss ein Wiener sein« und »Wien ohne Wiener«. Nebenbei schrieb der Sprachmeister mit dem bissigen Humor Theaterstücke wie das Musical »Heute Abend: Lola Blau«, aber auch Romane.

Ab den 1980er-Jahren lebte Bronner eine Zeit lang in Florida und kehrte 1993 zurück in seine Geburtsstadt, wo er am 19. Jänner 2007 an den Folgen eines Schlaganfalls verstarb. Er ruht in einem Ehrengrab am Alten Israelitischen Friedhof auf dem Zentralfriedhof. Nach vielen verschiedenen Stationen verbrachte Kreisler die letzten Jahre mit seiner langjährigen Ehefrau Barbara Peters, dem – wie er einmal meinte – einzigen Menschen, auf den Verlass sei, in Salzburg, wo er am 22. November 2011 verschied und auch begrabt ist.



links: Georg Kreisler, 1956

rechts: Gerhard Bronner, 1971

© Österreichische Nationalbibliothek

Ein Leben für Theater und Familie

Zum 100. Geburtstag von Walther Reyer

von Christine Stabel

Geboren wurde Walther Thomas Reyer am 4. September 1922 in Hall in Tirol. Mit Vater Anton, Mutter Maria sowie zwei älteren Schwestern verlebte er eine glückliche, geborgene Kindheit. Vom Vater, einem Südtiroler, erbt er die tiefe Liebe zu den Tiroler Bergen. Walther Reyer sagte von sich, er sei mehrmals geboren: Als Kind stürzte er von einem Balkon sechs Meter in die Tiefe, in Wien überlebte er den spektakulären Flugzeugabsturz in Schwechat am Heiligen Abend 1958, und schließlich hat er auch seinen Sturz auf einer Treppe während einer Theaterprobe in Perchtoldsdorf im Sommer 1999 überlebt (leider nur wenige Wochen).

Erst auf Umwegen ergriff er seinen Beruf, den er selbst stets als »Berufung« bezeichnete. Dem Wunsch der Eltern folgend nahm er nach dem Krieg ein Medizinstudium auf, brach dieses jedoch bald ab, denn er bekam bei Radio Innsbruck einen



Sprecherposten. Der erste Schritt auf dem Weg zur Theaterkarriere war gegangen. Wie viele spätere Stars begann auch Walther Reyer seine Laufbahn auf verschiedenen kleinen Bühnen, zunächst in Vorarlberg, dann in Innsbruck. Ein geplantes Engagement in Salzburg platzte – vorläufig. In Bregenz kam 1949 sein erstes Kind, Sohn Wolfgang, zur Welt. Mit dessen Mutter, der Schauspielerin Käthe Lentsch, war er nicht verheiratet. Schon ein Jahr später, inzwischen verheiratet mit Schauspielerin Erika Remberg, wurde er wieder Vater – Tochter Veronika wurde 1950 geboren.

In klassischen Rollen brillierte Walther Reyer in Graz ab 1952, und abgesehen vom künstlerischen Erfolg zeigte sich dort seine große Anziehung auf die weiblichen Fans, es kamen »Wäschekörbe voll mit Fanpost«. Er war ein Schauspieler, der alle Rollen interpretieren konnte, so ging es von Graz nach Wien, zuerst ins Theater in der Josefstadt, danach wurde er zu dessen Wiedereröffnung nach dem Zweiten Weltkrieg ans Burgtheater engagiert. Nach einer zwischenzeitlichen Rückkehr an das Josefstädter Theater war es schließlich doch das Burgtheater, an dem der Schauspieler in Stücken aller großen Dichter wie Shakespeare, Schiller oder Grillparzer brillierte.

Im Sommer 1956 startete Walther Reyers große Karriere bei den Salzburger Festspielen. Im »Jedermann« von Hugo von Hofmannsthal spielte er zunächst den »Guten Gesellen« und von 1960 bis 1968 sogar die Hauptrolle. Abseits der Bühne war er gefragt für Literaturverfilmungen, Fernsehspiele und Kinofilme wie »Kronprinz Rudolf«, den Sissi-Filmen (er spielte den Graf Andrassy) und »Der Tiger von Eschnapur«. Auch seine Engagements bei TV-Produktionen müssen erwähnt werden: »Tatort«, »Der Kommissar«, »Derrick« und in den 1990er-Jahren seine Auftritte im »Bergdoktor« in seinen so geliebten Tiroler Bergen. Dass bei diesem dichten Schauspielerleben noch Zeit für Privates blieb, verwundert fast. Doch Walther Reyer war ein Familienmensch, mit seiner dritten Frau Claudia Feldmann hatte er vier Kinder: Claudia-Maria, Cordula (berühmt geworden als internationales Model), Cristina und Clemens. In den letzten Lebensjahren fand er ein neues großes Glück mit seiner vierten Frau Angela. Am 5. September 1999, einen Tag nach seinem 77. Geburtstag, starb der so lebensfrohe und vielfach ausgezeichnete Kammerschauspieler Walther Reyer in Innsbruck. Bestattet ist er am Ehrenhain des Wiener Zentralfriedhofs in einem ehrenhalber gewidmeten Grab der Stadt Wien. In seinem Lebensrückblick schrieb er: »Mein Ziel war es nie, ein bequemes Leben zu führen, sondern ein aufregendes, anstrengendes.«

Walther Reyer

Theatermuseum, Kunsthistorisches Museum Wien
© KHM-Museumsverband

Schauspieler, Regisseur und Humanist

Zum 100. Geburtstag von Otto Tausig

von Marius Pasetti

Bereits als Teenager fasste der am 13. Februar 1922 in Wien geborene Otto Tausig den festen Entschluss, Schauspieler zu werden und stellte sich einer Kommission, die zwar sein komödiantisches Talent erkannte, ihm jedoch empfahl, noch drei Jahre abzuwarten, um ans Werk zu gehen. Die Frist erwies sich als zu lange. Im Jahre 1938 musste die jüdische Familie Tausig das Land verlassen. Den Eltern gelang die Flucht nach Shanghai, den Vater bekam Otto niemals wieder zu sehen.

Otto ging nach England, wo er sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser hielt. Als »Enemy Alien« (Ausländer aus einem feindlichen Land) musste er im Laufe des Zweiten Weltkrieges in drei Internierungslager, machte dort Bekanntschaft mit den Schriften von Marx und Lenin und nahm an kulturellen Aktivitäten inhaftierter Kommunisten teil.

Nach seiner Entlassung ließ er sich einige Zeit in London nieder, spielte und inszenierte in der Theatergruppe des »Free Austrian Movement«, einer österreichischen Exilorganisation. Nach dem Weltkrieg kehrte Tausig nach Österreich zurück. Er sprach bei seinen beiden späteren künstlerischen und politischen Weggenossen vor, den kommunistischen Schauspielern und Regisseuren Karl Paryla und Wolfgang Heinz. Paryla lobte ihn mit Überschwang, behauptete, der junge Kollege sei das »Begabteste, das ihm je untergekommen wäre«. Heinz zeigte sich distanziert, meinte, es wäre noch ein wenig Arbeit angebracht. Vom Reinhardt-Seminar rieten ihm beide Mentoren ab. Man würde dort nur alles verlernen, und Heinz meinte: »Was weiß denn ich, was dort für Trottel unterrichten?«

Tausig gab sich in die Obhut der »Trottel« und studierte Schauspiel an der Theaterschule Nummer eins. Danach wurde er Ensemblemitglied am »Neuen Theater in der Scala«, das sich im Eigentum der Sowjets befand. Man spielte linkes Theater, aber ebenso klassisches Repertoire. Auch Brecht gastierte an der »Scala« mit der Aufführung seines Stückes »Die Mutter«.

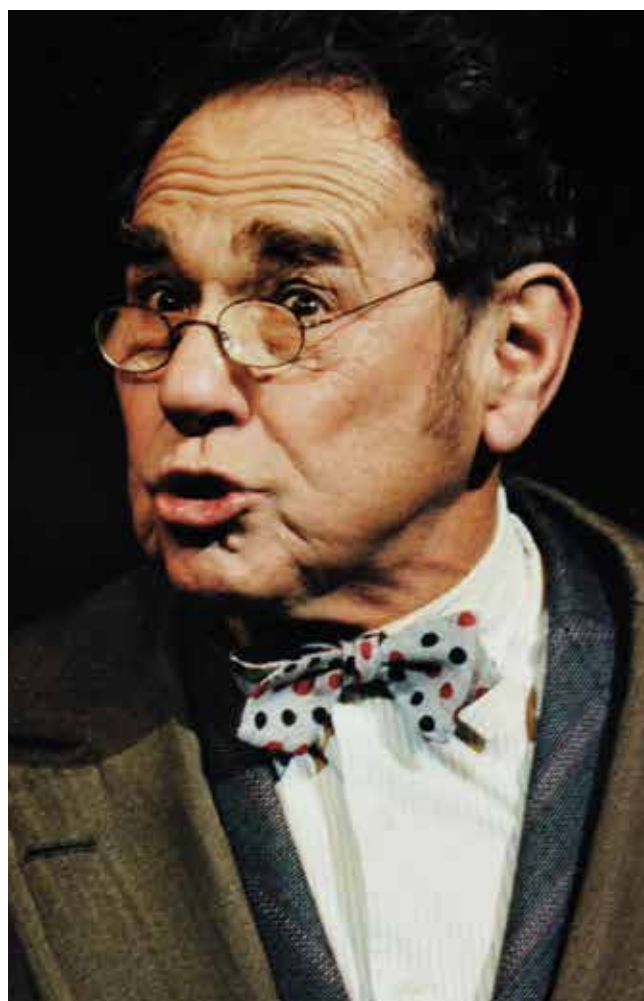
Als sich im Wien der Kalte Krieg verdichtete, nahm die anti-kommunistische Stimmung zu. Letztendlich musste das Theater schließen. Tausig, der als unbequemer bis gefährlicher Revolutionär galt, wollte man im durchwegs neokonservativen und antikommunistischen Österreich nicht beschäftigen. Er emigrierte abermals, diesmal in die DDR.

Am Deutschen Theater in Ostberlin hofierte man ihn, bot ihm einen großzügig bezahlten Vertrag an. Doch Tausig lehnte diesen wie auch andere Privilegien ab. Auch im sozialistischen Deutschland wollte er sich den alles andere als perfekten Verhältnissen nicht fügen und verweigerte sich platten Propagandastücken. Aus privaten Gründen kehrte er nach Wien zurück. Das kulturpolitische Klima in der

hochgelobten Musenstadt wurde ab den 1970er-Jahren etwas milder, und so berief ihn der für damalige Verhältnisse fortschrittliche Direktor Gerhard Klingenberg ans Burgtheater. Tausig überzeugte nun in den großen komödiantischen Rollen eines Nestroy oder Shakespeare und hätte als wohlhabender Kunstbeamter zufrieden und leise seinen Erfolg genießen können. Doch das lag ihm nicht, er war nicht im Geringssten bereit, seine humanistische Neigung und seinen Widerpruchsgeist links liegen zu lassen.

Seine sozialen und politischen Aktivitäten waren mannigfaltig. Er gründete eine Amnesty International Gruppe, die politisch verfolgten Künstlern half. Den Großteil seiner nun ansehnlichen Gage investierte er in den »Entwicklungshilfclub«, einer karitativen Organisation, die sich für umfangreiche Unterstützung von Menschen in den sogenannten Entwicklungsländern nach wie vor einsetzt.

Am 10. Oktober 2011 starb Otto Tausig nach langer schwerer Krankheit. Sein klares Motto: »Nicht jammern, sondern etwas tun« bringt das Vermächtnis dieses einzigartigen Mimens, Regisseurs, Drehbuchautors und großen Humanisten wohl überaus treffend auf den Punkt.



Otto Tausig als »Schnoferl« in »Das Mädln aus der Vorstadt« im Volkstheater, 1998

Theatermuseum, Kunsthistorisches Museum Wien
© KHM-Museumsverband

Mehr als nur Stimme

Zum 100. Geburtstag von Oskar Werner

von Klaus-Dieter Schmidt

Oskar Josef Bschleißmayer wurde am 13. November 1922 in Gumpendorf (einem Teil des 6. Bezirks) geboren. Schon in seiner Schulzeit verspürte er eine große Neigung zum Theater, spielte bei Schüleraufführungen und nahm kleine Komparsenrollen in Filmen an. Die Realschule beendete er ohne Abschluss, nahm aber bereits Schauspielunterricht bei Helmut Krauss.

Mit 19 Jahren erhielt Oskar einen Vertrag am Wiener Burgtheater, der jedoch immer wieder durch Einberufungen zur Wehrmacht unterbrochen wurde. 1945 entzog sich der erklärte Pazifist dem Wehrdienst durch Desertion nach Baden. Bereits 1944 hatte er die Schauspielerin Elisabeth Kallina geheiratet, aus der Ehe ging die Tochter Eleonore hervor.

Nach Kriegsende nahm Oskar Werner – seinen bürgerlichen Namen hatte er 1946 amtlich in seinen schon früher verwendeten Künstlernamen geändert – seine Tätigkeit am Burgtheater wieder auf, dem er mit Unterbrechungen bis 1960 angehörte. Bei der Wiedereröffnung des Hauses 1955 wurde er als »Jahrhundert-Don Carlos« an der Seite von Werner Krauß als Philipp II. stürmisch gefeiert. Dem Burgtheater blieb er auch während seiner Karriere beim Film treu, im Ge-



bäude am Ring beeindruckten unter anderem seine Darstellungen des Hamlet, des Torquato Tasso und des Heinrich V. ganz besonders.

Ein wichtiger Schritt in seiner Karriere war der Film »Der Engel mit der Posaune«, eine österreichisch-britische Koproduktion im Jahr 1948. Dieser folgte eine mehrjährige Zusammenarbeit mit renommierten Hollywood-Produzenten. Zahlreiche Filme wie »Entscheidung vor dem Morgengrauen« (1951) machten ihn bald zu einem international bekannten Filmschauspieler. Einen besonderen Erfolg erzielte er mit François Truffauts Kultfilm »Jules et Jim«. Für »Das Narrenschiff« erhielt Oskar Werner seine einzige Oscar-Nominierung, einen Golden Globe bekam er für die beste Rolle als Nebendarsteller in »Der Spion, der aus der Kälte kam« mit Richard Burton. Insgesamt verlief seine Filmkarriere ungleichmäßig; in seinen weit mehr als 20 Filmen wirkte er als Hauptdarsteller in »Das Zwischenspiel«, »In den Schuhen des Fischers« und »Clockwork Orange« mit. Oskar Werner fühlte sich bei der Auswahl der Rollen seinen künstlerischen Kriterien verpflichtet, weswegen er etwa die Mitwirkung in Stanley Kubricks Film »Barry London« ablehnte. Seine letzte Filmrolle spielte er 1976 in Stuart Rosenbergs »Reise der Verdammten«.

Oskar Werners Privatleben war vielschichtig. Nach der Scheidung von Elisabeth Kallina heiratete er 1954 Anne Power, eine Adoptivtochter von Tyrone Power. 1966 war Werner mit Diane Anderson liiert und wurde Vater seines Sohnes Felix Florian. Es folgte eine mehrjährige Beziehung mit der Schauspielerin Antje Weisgerber. Konrad Lorenz, dessen Ideen er schätzte und dem er Gedichte widmete, war er freundschaftlich verbunden. 1952 hatte Werner ein Haus in Triesen in Liechtenstein gebaut, ab den 1980ern lebte er in Wien und in Thallern bei Krems.

In seinen späteren Lebensjahren galt er als schwierig, exzentrisch und selbstzerstörerisch, was sicher auf seine Depressionen und fortschreitende Alkoholkrankheit zurückzuführen war. Er hielt vorwiegend Lesungen und Rezitationsabende, 1983 organisierte und finanzierte er die erste österreichische Gedenkfeier im ehemaligen KZ Mauthausen. Andere Projekte wie etwa der »Faust« mit dem ORF oder ein Wachau-Festival kamen hingegen nicht mehr zustande.

Oskar Werner starb 1984 mit fast 62 Jahren an einem Herzinfarkt bei einer Rezitationstournee in Marburg an der Lahn. Er fand seine letzte Ruhestätte am Friedhof von Triesen, wo seine Urne beigesetzt ist und eine Gedenktafel an der Friedhofsmauer an ihn erinnert.

Seine klangvolle, modulierende Stimme mit ihrem sanften Timbre und leichtem Wiener Akzent bleibt unvergessen.

Oskar Werner als »Thomas Becket« in »Becket oder die Ehre Gottes«, Burgtheater, 1960

Theatermuseum, Kunsthistorisches Museum Wien
© KHM-Museumsverband

Oben-Ohne-Look als Statement

Zum 100. Geburtstag von Modeschöpfer Rudi Gernreich

von Katharina Trost

Time Magazine kürte ihn unter die 100 einflussreichsten Designer der Welt, in Österreich ist er fast vergessen: der Modeschöpfer Rudi Gernreich. Mit seinen visionären Entwürfen und knalligen Mustern war er seiner Zeit weit voraus. Bereits in den 1960er-Jahren setzte er Trends, die bis in die Gegenwart Bestand haben.

Geboren wurde Rudi Gernreich am 8. August 1922 in Wien. Sein jüdischer Vater, ein Wirkwarenfabrikant, verübte 1930 Selbstmord, die Mutter flüchtete mit ihrem Sohn 1938 vor den Nazis in die USA. Zunächst studierte er an der Los Angeles Art Center School und arbeitete nebenbei einige Jahre als Tänzer. Ende der 40er-Jahre begann er als Modedesigner zu arbeiten und entwickelte sich schnell zum »Revolutzzer«. Sein Motto: »Kleider dürfen nicht nur hübsche kleine Dinge sein. Sie müssen kühn und mutig sein.«

Typisch für Gernreich wurden »psychedelische« Farbkombinationen, noch lange bevor die Popkultur sich der leuchtenden Farben und Muster bediente. Seine Kleidung – ein Gegenpol zur Haute Couture – provozierte und schockierte. Gleichzeitig war er gern gesehener Gast in Talk Shows, die berühmtesten Modefotografen machten von seinen Modellen Bilder für Illustrierte. Fallweise arbeitete er auch für Film und TV: Für die Science-Fiction-Fernsehserie »Mondbasis Alpha 1« (1975 – 77) schuf Gernreich die Kostüme der Mondbesatzung.

In seiner Mode ging es Gernreich immer um die Freiheit des Einzelnen, unabhängig von Hautfarbe, Religion, Geschlecht und sexueller Orientierung. Eines seiner bekanntesten Werke ist zweifelsohne der Monokini, ein Oben-Ohne-Badeanzug aus dem Jahr 1964 für beiderlei Geschlecht. Für Frauen entwarf der Avantgardist den »No-Bra-Bra«, einen bequemen bügellosen BH aus transparentem Nylon. Der Tanga entstand als Reaktion auf ein Nacktbadeverbot in Venice Beach. Und wer weiß, vielleicht kannte der Wiener aus seiner Jugend noch das berühmte »Lobau-Fetzerl« und nahm es sich als Vorbild? Der Jugendstil und die Wiener Werkstätte beeinflussten den Designer auf jeden Fall nachhaltig, schon als Kind besuchte er die Klasse des legendären Professors Franz Čížek an der Kunstgewerbeschule. Gernreichs Hang zur reinen Farbe, aber auch die vielen Schwarz-Weiß-Entwürfe im Schachbrettmuster gehen wohl auf diese Zeit zurück.

Am liebsten wollte Gernreich die Grenzen der Geschlechter aufheben: Mit Kaftanen propagierte er den Uni-Sex-Look im Life Magazine. Er gilt auch als Erfinder des Total Looks: Zu seinen Kollektionen gab es immer die dazu passenden Accessoires – von der Unterwäsche bis zum Parfum – was heute aus keinem Modehaus wegzudenken ist.

Selbst schwul, engagierte sich Gernreich als einer der ersten nach dem Zweiten Weltkrieg für die Rechte der Homosexuellen in den USA.

Er starb am 21. April 1985 an einer Krebserkrankung. In seinem Geburtsland widmete man dem Modekünstler im Jahr 2000 während des steirischen herbsts eine Retrospektive in Graz. Im Katalog schrieb Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek: »Rudi Gernreichs Kleider sind ein Phänomen, das nie Alltag wurde, das man aber auch nicht überspringen kann, weil die Ergebnisse seines Schöpfertums uns eben Einsichten geben in den Menschen selbst, indem Gernreich ihn einerseits teilweise abträgt, andererseits wo andershin ausbaut, bis er, vielleicht aus lauter Schreck, vor sich selbst verschwindet, weil er plötzlich seine eigene Verfaßtheit geworden ist, und das wollte er nicht, ungeachtet all des Stoffs (manchmal genügt schon eine Handvoll davon), in den er da gefaßt worden ist.«



Rudi Gernreich

© Everett Collection/picturedesk.com

Die Genfer Protokolle

Nach dem Ersten Weltkrieg litt Österreich unter einer Hyperinflation

von Johann Szegő

Kostete irgendeine Ware im Juli 1914 eine Krone, zahlte man für sie im Jänner 1921 bereits 80,57 Kronen und im September 1922 irre 12.308! Sparbücher und Krieganleihen hatten nur mehr Makulaturwert, die Verarmung, die Verelendung, die Verbitterung der Menschen war katastrophal.

»Wie kann man die Staatsfinanzen sanieren?«, so lautete die Frage.

Die sozialdemokratische Oppositionspartei wollte die einheimischen Banken zur Kassa bitten, der christlichsoziale Bundeskanzler, der charismatische Prälat Dr. Ignaz Seipel, erhoffte jedoch Kredite aus dem Ausland.

Aber wer sollte Österreich aus der Krise helfen? Die einheimischen Banken winkten ab. Das Ausland zierte sich ebenfalls. Geld für Österreich sei verlorenes Geld, meinte Regierungschef Lloyd George in London. Ähnlich reagierte das offizielle Frankreich, einerseits weil es zu wenig von den energischen Maßnahmen der Selbsthilfe wusste, andererseits wegen der Anschlussbewegung.

Im Sommer 1922 tauchten in der Schweizer Boulevardpresse die ärgsten Latrinengerüchte, die unglaublichsten Falschmeldungen auf: Österreich sollte auf die Nachbarländer aufgeteilt werden! Kein einziges Nachbarland war daran interessiert, alle waren gegen den Machtzuwachs eines Konkurrenten, so-

gar die beiden Westmächte fürchteten ein Erstarken Italiens und einen Teil-Anschluss Österreichs an Deutschland.

Seipel erkannte die Chance! Er dementierte nichts, im Gegenteil: Er fuhr nach Prag, nach Berlin und nach Verona, um den Eindruck zu erwecken, bereits über diese Aufteilung des Staates zu verhandeln.

In Paris und London läuteten die Alarmglocken: Man muss Österreich doch helfen, um diese Wahnsinnsidee zu verhindern!

Bald danach wurde Seipel zu einer Sitzung des Völkerbundes nach Genf eingeladen. Er hielt eine Rede (die erste deutschsprachige Rede im Völkerbund), bat um Hilfe und betonte die Existenzfähigkeit Österreichs (sie war damals im In- und Ausland stark angezweifelt).

Endlich, am 4. Oktober 1922, unterzeichneten Frankreich, Großbritannien, Italien, die Tschechoslowakei und Österreich die Genfer Protokolle. Das hieß: Kredit in der Höhe von 650 Millionen Goldkronen für die verarmte Alpenrepublik!

Die Zinsen waren enorm hoch: zehn Prozent pro Jahr! Als Sicherheit wurden die Einnahmen aus dem österreichischen Tabakmonopol sowie die Zolleinnahmen verpfändet. Außerdem erneuerte man das bereits 1919 beschlossene Anschlussverbot und verschärfte es sogar: Eine wirtschaftliche Union mit Deutschland wurde ebenfalls untersagt.

Natürlich wurde ein rigoroses Sparprogramm vorgeschrieben sowie eine Fast-Entmachtung des Nationalrates vorgesehen: freie Hand für die Regierung in finanziellen Angelegenheiten in den nächsten zwei Jahren. Das bedeutete aber eine Verfassungsänderung, die ohne Zustimmung der Sozialdemokraten unmöglich gewesen wäre. Eine geschickte Abwandlung des parlamentarischen Verfahrens machte alles möglich: Am 27. November 1922 wurden die Genfer Protokolle in Wien ratifiziert.

Es begann die Sanierung des Staatshaushaltes. Bereits 1922 wurde die Einführung einer Umsatzsteuer beschlossen. Der Völkerbund entsandte einen Kommissar nach Wien, um dieses strenge Sparprogramm durchzuführen: Alfred Zimmermann, der ehemalige Bürgermeister von Rotterdam, war beinhart. Er entließ über 23 000 Beamte und über 70 000 Beschäftigte der staatlichen Betriebe.

Der harte Kurs war wirksam. Im Jänner 1925, als die Krone auf ein Fünfzehntausendstel ihres ursprünglichen Wertes sank, wurde sie vom guten neuen Schilling abgelöst. Der »Alpendollar« war eine sichere, stabile Währung. Diese Stabilität wurde allerdings durch eine katastrophal hohe Arbeitslosigkeit erkaufte.

Die 650 Millionen wurden selbstverständlich zurückgezahlt. Die letzte Rate im Jahre 1980.



Seipel mit dem österreichischen Gesandten in Bern Di Pauli nach den Verhandlungen im Genfer Völkerbundpalast

© Österreichische Nationalbibliothek

Eröffnung des Krematoriums

Ein Drittel der Wiener lassen sich kremieren – Tendenz steigend

von Gina-Maria Husa

Nach jahrhundertelangen Streitigkeiten um die Feuerbestattung wurde am 17. Dezember 1922 das Krematorium in Simmering als erstes Krematorium Österreichs eingeweiht. Es stellt ein architektonisches Meisterwerk von Clemens Holzmeister dar.

Einen Tag vor der Eröffnung hatte der damalige (christlich-soziale) Sozialminister die Feuerbestattung in ganz Österreich verboten. Dennoch fand am 17. Jänner 1923 die erste Einäscherung im Beisein des Sozialdemokraten Jakob Reumann statt, der dafür unter Anklage gestellt wurde. Die Angelegenheit landete beim Verfassungsgerichtshof – und 1924 wurde zur Verwunderung aller im Sinne der Stadt Wien entschieden: Als Grund der Entscheidung führten die obersten Richter an, dass das Bestattungswesen Gemeindegange sei. Dem Beispiel von Wien folgten bald andere Städte mit sozialdemokratischer Mehrheit, wie Steyr, Linz und Salzburg. Stark wachsende Bevölkerungszahlen, ökonomische Gründe, aber auch Hygieneprobleme und Platzmangel in den Städten sowie gesellschaftlicher Wandel machten interkonfessionelle Friedhöfe (der erste in Wien war der Zentralfriedhof) und die Feuerbestattung notwendig. Die Einäscherung wurde von der katholischen Kirche als »heidnischer Brauch« strikt abgelehnt, erlaubt sind Feuerbestattungen offiziell erst seit 1963. Im jüdischen, orthodoxen und im muslimischen Glauben ist die Kremation nicht erlaubt.

Die Feuerhalle in Simmering wurde vom Architekten Clemens Holzmeister (1886–1983) ausgeführt. Holzmeister hat Sakral- und Profanbauten in Österreich, Deutschland, Italien, Brasilien und der Türkei gestaltet. Zu seinen bekanntesten Projekten zählt der Um- bzw. Neubau des Kleinen und Großen Festspielhauses in Salzburg. Er gilt als der Schöpfer eines einfachen, aber stark expressiven Monumentalbaus unter Einbeziehung lokaler Bautraditionen. Beim Krematorium integrierte Holzmeister Türme und Zinnen, die als Schmuckelemente des angrenzenden Renaissanceschlusses Neugebäude dienen.

Das Krematorium in Simmering ist das einzige in Wien und muss über 6700 Einäscherungen pro Jahr bewältigen. Die Zahl der Feuerbestattungen ist ständig im Steigen begriffen, in Wien werden circa 30 Prozent der Verstorbenen eingeäschert, in den westlichen Bundesländern fast 70 Prozent, in Deutschland bereits bis zu 90 Prozent. Um diesem Trend folgen zu können, begann man ab 2008 mit Umrüstungen auf moderne, umweltfreundliche Technologien: Es wurden drei elektrisch betriebene Einäscherungsöfen eingebaut, ebenso wie eine Filteranlage zur Abgasreinigung, deren Abwärme zu Heizungszwecken verwendet wird. Anfang Juni 2021 erfolgte der Spatenstich zu einem Erweiterungsbau: Ab 2022 wird es einen zusätzlichen Verabschiedungsraum geben, ferner einen Kühlraum für 140 Särge sowie einen neuen mit Gas betriebenen Kremationsofen.

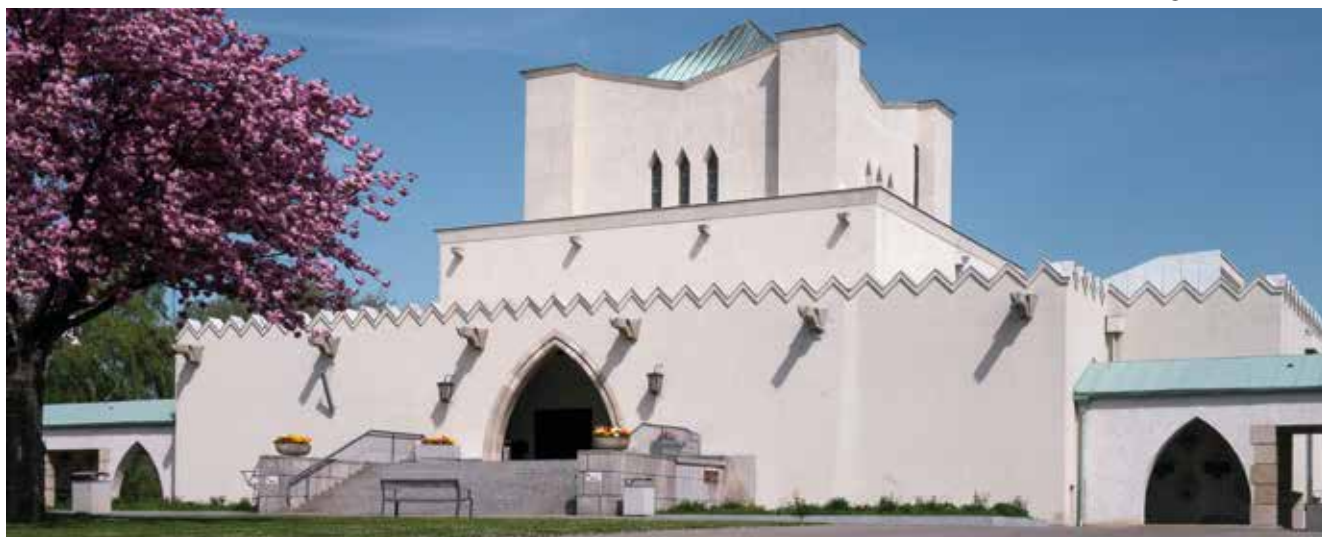
Die Einäscherungsöfen befinden sich unter der Feuerhalle und sind 14 Stunden am Tag in Betrieb. Die Einäscherung eines Leichnams erfolgt bei circa 850 bis 1200 Grad Celsius und dauert jeweils rund 70 Minuten.

Die Zahl der Urnengräber steigt allerdings nicht so rasch wie die der Einäscherungen – demnach werden Urnen noch oft in Erdgräbern beigesetzt. Den fast drei Millionen Bestatteten am Zentralfriedhof stehen zirka 240 000 Urnen in 50 000 Grabstellen im Urnenhain gegenüber. Zu den prominentesten im Urnenhain Bestatteten gehören berühmte Sozialdemokraten der ersten Stunde wie Jakob Reumann, Ferdinand Hanusch, Julius Tandler, aber auch Schriftsteller (H.C. Artmann, Alexander Roda Roda) und Künstler, unter ihnen die bekannte Schauspielerin Helene Thimig.

Die Verfasserin dankt Herrn Dr. Peter Janovsky (Leiter des Krematoriums) für die Unterstützung.

Die Feuerhalle in Simmering

© Thomas Ledl, creativecommons.org, CC BY-SA 3.0



Wenn als Wiener du geboren, hast du . . .

. . . Glück in der Tat. Zum 100. Todestag von Carl Michael Ziehrer

von Valerie Strassberg

Hätten wir Fremdenführer eine Hymne, so müsste sie »O Wien, mein liebes Wien« heißen.

Dieses Lied war der bekannteste Schlager aus der Operette »Der Fremdenführer« von Carl Michael Ziehrer (geb. 1843 in Wien) nach dem Libretto von Leopold Krenn und Carl Lindau. Nach der Uraufführung 1902 am Theater an der Wien, mit dem Publikumsliebbling Alexander Girardi in der Rolle des Korporal Ratz, avancierte die Nummer zur heimlichen Hymne der Stadt.

Die Operette besingt das alte Wien und die Wiener Gemütlichkeit, so wie wir Fremdenführer dies auch oft tun. Bereits 1873 unterschied man in Wien zwischen professionellen Fremdenführern und jenen Personen, die auf Bahnhöfen und an anderen Orten ihre Dienste anboten. Erst 1975 schlossen sich die Wiener Fremdenführer, die bis dahin ohne feste Organisation arbeiteten, zu einem Verein zusammen. In den 1970er-Jahren wurde auch die verlorengegangene Originalpartitur von »Der Fremdenführer« wiedergefunden und zur Grundlage einer Neuinszenierung.

Wir kennen und schätzen Carl Michael Ziehrer als Komponisten. Als solcher schuf er rund 600 Märsche, Walzer und

Tänze und insgesamt 29 Bühnenwerke, die meisten davon Operetten. Doch der einstige Hutmacher Ziehrer war ein Arbeitstier und mehr als nur Komponist. Insgesamt dreimal war er Kapellmeister eines k. k. Infanterieregiments. Seine Glanzzeit waren die Jahre 1885 bis 1893 beim prestigeträchtigen Infanterieregiment Hoch- und Deutschmeister. In Kürze hob er die Militärmusik auf ein bis dahin unerreichtes Niveau und zog eine riesige Zuhörerschaft an. Seine Leistung als Militärkapellmeister war so außerordentlich erfolgreich, dass in England, Spanien und Amerika Militärmusikkapellen nach seinem Vorbild eingerichtet wurden. Der Höhepunkt seiner militärischen Karriere war die Teilnahme an der Weltausstellung in Chicago und die anschließende Amerikatournee im Jahr 1893. Bei seiner Heimkehr erwartete ihn jedoch eine böse Überraschung. Er, eines der beliebtesten Aushängeschilder der Donaumonarchie, fand nämlich folgendes Schreiben vor: Entlassung aus dem Militärdienst wegen Übertretung der Urlaubszeit! Daraufhin verlegte er sich aufs Komponieren und stellte ein eigenes Orchester zusammen, mit dem er Konzertreisen unternahm.

Absenzen waren für Ziehrer öfter ein schwieriges Kapitel. Bereits 1879, als er eine Einladung als Gastdirigent in Bukarest angenommen hatte und sogar zum königlich rumänischen Hofkapellmeister ernannt wurde, musste er nach der Rückkehr erkennen, dass sein Stellvertreter inzwischen sein Orchester übernommen hatte. Gastdirigate waren aber einträglich und im Falle Ziehrers sogar privat zuträglich: In Berlin lernte er beispielsweise seine Frau, die Sängerin Marianne Edelman, kennen und schrieb für sie eine Reihe von Liedern.

Ziehrer gründete die »Deutsche Musik-Zeitung« für musikwissenschaftliche und musikhistorische Beiträge. Er veranstaltete »Concertakademien« im Etablissement Ronacher und war Wegbereiter und Mitbegründer der Gesellschaft der Autoren, Komponisten und Musikverleger AKM, deren Ehrenmitglied er später wurde. Die Aufklärungsarbeit bei den Veranstaltern musikalischer Darbietungen war nicht einfach. Man errichtete im ganzen Land ein dezentrales Kontrollsystem, das bis heute Garant für die Erfassung aller öffentlichen Aufführungen geblieben ist. 1901 waren bereits sämtliche berühmte Komponisten und Musiktextdichter der damaligen Zeit Mitglieder geworden.

Zudem wurde Ziehrer nach Johann Strauss Vater, Johann Strauss Sohn und Eduard Strauss vierter und letzter Hofballmusikdirektor Kaiser Franz Josephs. Seine letzte Komposition hieß »Mein Herz lass' ich in Wien zurück« und erklang erstmals anlässlich der Premiere des Films »Carl Michael Ziehrer, der letzte Walzerkönig« am 24. Oktober 1922. Drei Wochen später verstarb Ziehrer im Alter von 79 Jahren.



Carl Michael Ziehrer, 1918

Theatermuseum, Kunsthistorisches Museum Wien
© KHM-Museumsverband

Der letzte Kaiser

Zum 100. Todestag von Kaiser Karl I.

von Christa Bauer

Am 19. November 1921 traf der englische Kreuzer »Cardiff« auf der portugiesischen Insel Madeira ein. An Bord waren Karl I. (geb. 1887), der letzte Kaiser Österreichs, sowie seine Gemahlin Zita. In Madeira endete eine lange Reise für das ehemalige Kaiserpaar, das in der Bucht der Hauptstadt Funchal an Land ging. Von hier konnten Karl und Zita die Türme der oberhalb Funchals liegenden Kirche Nossa Senhora do Monte sehen. Niemand ahnte, dass Karl nur wenige Monate später dort begraben werden sollte.

Am 11. November 1918 hatte Karl in Schloss Schönbrunn auf die »Ausübung der Regierungsgeschäfte« in der Habsburgermonarchie verzichtet. Karl, der einzige Monarch, der die Schauplätze des Ersten Weltkriegs persönlich besucht hatte, war mit allen Versuchen, das sinnlose Sterben an der Front zu beenden, gescheitert. Geheime Friedensverhandlungen mit dem Kriegsgegner wurden öffentlich gemacht und später als »Sixtus-Affäre« bekannt, auch sein »Völkermanifest« vom 16. Oktober 1918, in dem er den Völkern der Monarchie weitreichende Autonomie anbot, kam viel zu spät.

Von Schönbrunn ging Karl mit seiner Familie zuerst nach Eckartsau in Niederösterreich, wo es an allem mangelte. Dazu kam die nicht ganz unbegründete Sorge, so zu enden wie die Zarenfamilie nur wenige Monate zuvor. Auf Betreiben der britischen Regierung wurde die Abreise in die Schweiz vorbereitet, die sich bereit erklärte, den ehemaligen Kaiser aufzunehmen. Das Kaiserpaar und seine Kinder bezogen Quartier in Schloss Wartegg nahe der österreichischen Grenze, hier konnten sie sich von den dramatischen Ereignissen der letzten Monate erholen.

Allerdings plante Karl, die Macht zumindest in Ungarn zurückzugewinnen. Zwei Restaurationsversuche misslangen, dabei verlor Karl sein gesamtes Vermögen und das Aufenthaltsrecht in der Schweiz, die nun mit dem Exkaiser nichts mehr zu tun haben wollte. Die Mächte der Entente verfrachteten Karl und Zita daher an einen vom europäischen Festland möglichst weit entfernten Ort, eben nach Madeira, wohin ihnen die sieben vorerst in der Schweiz verbliebenen Kinder rund drei Monate später folgten.

Anfangs war die Familie in der Villa Victoria, einer Dependence des noblen Hotel Reid's, untergebracht, konnte sich diese exklusive Unterkunft jedoch bald nicht mehr leisten. Der wohlhabende Bankier Luíz da Rocha Machado stellte Karl daher ein Herrenhaus, die »Villa Quinta do Monte« oberhalb Funchals, kostenlos zur Verfügung. Madeira, zwar als Blumeninsel mit sehr günstigem Klima bekannt, kann im Winter in gewissen Höhen sehr kühl und vor allem neblig und damit feucht sein – mit entsprechenden Auswirkungen auf das Haus, das keineswegs winterfest eingerichtet war. Das mussten auch Karl und seine Familie erfahren, denn im ganzen Haus wuchs der Schimmel, die Räume waren kalt und

zugig, wie dem Bericht einer Kammerfrau zu entnehmen ist: »Das Haus ist so feucht, es riecht nach Moder, und bei jedem sieht man den Hauch.«

Karl, der an einer angeborenen Herzschwäche litt, erkrankte Mitte März 1922. Was mit Husten und Schüttelfrost begann, mündete in eine Lungenentzündung. Der letzte Kaiser Österreichs starb am 1. April, tief betrauert von seiner hochschwangeren Witwe und den Kindern.

Karls Herz wurde entnommen, am 5. April erfolgte die Beisetzung des Leichnams in einer schlichten Zeremonie in einer Seitenkapelle der Kirche Nossa Senhora do Monte. Zita sollte ihren Mann beinahe 67 Jahre überleben. Sie, die niemals wieder geheiratet und nach dem Tod Karls nur Witwenkleidung trug, starb 1989 und fand ihre letzte Ruhestätte am 1. April in der Wiener Kaisergruft. Zu einer Überstellung der sterblichen Überreste ihres Mannes kam es nicht, nur die Herzen der beiden ruhen gemeinsam im Kloster Muri in der Schweiz.



Kaiser Karl I.

© Österreichische Nationalbibliothek

Mein Herr Nachbar liebt mich nicht!

Vor 100 Jahren starb Johann Graf Wilczek, der »allerletzte Ritter«

von Walpurga Santi-Pfann

Der Herr Nachbar war niemand geringerer als Kaiser Franz Joseph. Den erwähnten Ausspruch machte Hans Wilczek im Palais seiner Familie in der Herrengasse mit Blick auf die Hofburg. Ein befreundeter Redakteur hatte ihn gefragt, ob und wie der Wiener Hof sein spontanes Engagement für die Opfer des Erdbebens 1908 in Messina gewürdigt habe. Die Antwort war ernüchternd: »Als bekannt wurde, dass ich mit einem Rettungszug nach Sizilien gehe, hat man dort nur gefragt: Was geht denn das schon wieder den Wilczek an?«

Johann Nepomuk Graf Wilczek entstammte einer der ältesten und reichsten Familien der Monarchie. 1837 in Wien geboren, heiratete er 21-jährig eine Hofdame von Erzherzogin Sophie, Gräfin Emma Emo-Capodilista. Das Paar hatte vier Kinder. Damit endete aber bereits sein standesgemäßer Lebenslauf.

Anstand, Würde, Höflichkeit, Freigiebigkeit, Tapferkeit und Sportlichkeit trugen ihm schon bald den Beinamen »der allerletzte Ritter« ein. Im Kriegsjahr 1866 schlug er eine ihm aufgrund seines Ranges zustehende Offiziersstelle aus und bat, sich diese als einfacher Soldat erst verdienen zu dürfen! Hans Wilczek hatte als vielseitiger Autodidakt tatsächlich

seine Hände in zahllosen humanitären, künstlerischen und wissenschaftlichen Vorhaben. Zu den berühmtesten zählten die Finanzierung und Ausstattung der Nordpolexpedition 1872 bis 1874 unter Julius Payer und Carl Weyprecht sowie der Wiederaufbau der Ruine Kreuzenstein, dem er 32 Jahre seines Lebens widmete.

Es wäre jedoch falsch, ihn auf diese beiden Unternehmungen zu reduzieren. Wilczek war ein überaus großzügiger Mäzen der Wissenschaften und Künste und hatte stets ein offenes Ohr für soziale Anliegen. Er gründete ein Studentenkonvikt für mittellose Studenten und die Mensa der Wiener Universität, finanzierte auf Anregung von Theodor Billroth das Rudolfinerhaus als erste Ausbildungsanstalt für Pflegerinnen. Nur einen Tag nach dem Ringtheaterbrand 1881 schuf er gemeinsam mit Jaromír von Mundy die »Wiener Freiwillige Rettungsgesellschaft«. Ihr erstes Quartier befand sich im Palais Wilczek.

Graf Wilczek war mit den bekanntesten Künstlern seiner Zeit befreundet, arrangierte mit Hans Makart den Festzug anlässlich der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares und half seinem Freund, dem Maler Hans Canon, immer wieder aus finanziellen Schwierigkeiten. 1900 gründete Wilczek die Gesellschaft der Wiener Kunstfreunde, 1910 beteiligte er sich an der Gestaltung der »Wiener Jagdtausstellung«, bis 1918 war er Kurator des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien.

Auch auf technischem Gebiet war Wilczek für Pioniertaten zu haben. 1902 gelangen ihm die Errichtung der ersten radiotelegrafischen Station Österreichs und die Herstellung einer drahtlosen Verbindung zwischen Kreuzenstein und dem acht Kilometer entfernten Seebarn.

Zu dem angespannten Verhältnis zum Kaiser kam es, als Franz Joseph der Nebenbuhler Wilczeks um die Gunst der Burgschauspielerin Katharina Schratt wurde. Briefe zeigen, dass Wilczek der Schauspielerin viele Jahre lang leidenschaftlich verbunden war, weder er noch Franz Joseph konnten ihre Eifersucht verbergen.

Auch Wilczeks enge Beziehung zu Kronprinz Rudolf gefiel dem Kaiser nicht. Rudolf fand in dem Grafen einen Freund und Vertrauten. Wilczek wieder schätzte den Prinzen als einen der begabtesten Männer seiner Zeit. Obwohl Mitglied des Herrenhauses, lehnte Wilczek zweimal ein Ministeramt ab, seine Unabhängigkeit wollte er keinesfalls aufgeben. 1882 wurde er Mitglied des St. Georgs-Ordens, 1883 Ehrenbürger Wiens. Der Orden vom Goldenen Vlies wurde ihm allerdings erst nach Franz Josephs Tod verliehen.

Graf Wilczek starb am 27. Jänner 1922 in Wien. Seine letzte Ruhestätte fand er in der Familiengruft der Burg Kreuzenstein. Einer seiner Ururenkel ist übrigens Hans-Adam II., der derzeitige Fürst von und zu Liechtenstein.



Hans Graf Wilczek, um 1870

© Wien Museum, CC0

Franz West

»Es ist nicht wichtig, wie die Kunst ist, sondern wie sie benutzt wird.«

von Martina Autengruber

In diesem Zitat bezieht sich Franz West auf die Bedeutung des Betrachters, am Kunstwerk zu partizipieren. Er sollte mit dem Kunstwerk in einen Dialog treten und es benutzen.

Franz West wurde 1947 in Wien geboren und entdeckte schon in seinen jungen Jahren die Liebe zur Kunst. Er pflegte Kontakte zur intellektuellen Szene in Wien und las philosophische Schriften. Von 1977 bis 1982 studierte er an der Bildhauerschule der Akademie unter Bruno Gironcoli. Doch schon zuvor, ab 1970 produzierte er autodidaktisch eigene Kunst. Es entstanden kleinformatige Papierarbeiten und die ersten »Passstücke«. Das sind Objekte, die aus einem Drahtgerüst bestehen und mit Gips, Kunststoff, Papiermaché oder Verbandsmaterial überzogen wurden. Ihre Formen erinnern an Griffe, Henkel, Halterungen, Stiele oder Krücken. Dazu verfasste Franz West Handlungsanweisungen oder produzierte Videofilme, die als sprachliche Erweiterung des plastischen Werkes fungierten. Mit ihrer Hilfe erhielt der Betrachter Inspirationen, die Passstücke zu benutzen. Franz West verstand diese Objekte als plastische Erweiterungen des menschlichen Körpers, wodurch der Betrachter ein elementarer Bestandteil des Kunstwerks wurde. Anders als beim autonom gedachten Kunstwerk sollten hier keine endgültigen Antworten formuliert werden. Der Kunsthistoriker Ralf Melcher meint, dass »der Zeitpunkt des Kunstwerkes letztlich bedeutungsvoll ist, er existiert offenbar nur im Augenblick der körperlichen Benutzung«. In seinem Kunstschaffen spielt die Partizipation des Betrachters aber auch die Kollaboration mit anderen Künstlern eine bedeutende Rolle.

West entwickelte neben den Passstücken »Möbelskulpturen«, die er mit seinen Assistenten ab 1987 aus Fertigteilen und Industrieschrott mit Sitzflächen aus Teppichen zusammenbaute. Auch die Sitzmöbel basieren auf dem Grundsatz der Partizipation. Der Besucher, der auf der Möbelskulptur Platz nimmt, wird »zum Teil der Skulptur« und begibt sich auf einen imaginären Sockel. Der Kunstwissenschaftler Peter Gorsen nannte Wests Objekte »Kommunikationsskulpturen«, ihre Bestimmung sei ein »zeitliches Ereignis und Erfahrungsinstrumentarium«.

Ein weiterer Werkblock im Oeuvre von Franz West sind die den Wienern gut bekannten »Lemurenköpfe«. Diese Skulpturen entstanden ab 1992 und wurden erstmals auf der Documenta IX als »Animismusstudien« ausgestellt. Anfänglich waren diese Objekte noch sehr fragil, aus Gips und Gaze gefertigt und mit weißer Dispersion überzogen. Spätere Versionen wurden aus Aluminium geformt und weiß bemalt, wie etwa jene drei Meter hohen Lemurenköpfe, die in der Zeit von 2001 bis 2021 die Stubenbrücke über dem Wienfluss schmückten.

West hatte einen offenen Werkbegriff, der mit den Passstücken begann und konsequent in der Relativierung der

Autorenschaft weitergeführt wurde. Sein Prinzip der Zusammenarbeit mit anderen Künstlern und die Teilhabe des Betrachters machen ihn zu einer Ausnahmeerscheinung in der Österreichischen Kunstlandschaft. Am internationalen Kunstmarkt erzielten seine Werke fünf- bis sechsstellige Verkaufsergebnisse.

In den Jahren 1992 bis 1994 unterrichtete Franz West an der Frankfurter Städelschule. 1993 wurde er mit dem Skulpturenpreis der EA-Generali Foundation ausgezeichnet. 1998 bekam er den Wolfgang-Hahn-Preis der Gesellschaft für Moderne Kunst am Museum Ludwig in Köln. 2011 erhielt er auf der Biennale in Venedig den Ehrenlöwen für sein Lebenswerk. Im gleichen Jahr wurde ihm das Österreichische Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Franz West zählt zu den bedeutendsten zeitgenössischen Künstlern Österreichs. Er starb 2012 und erhielt ein Ehrengrab der Stadt Wien am Zentralfriedhof. Sein Nachlass wird von der Franz West Privatstiftung verwaltet. 2022 wäre er 75 Jahre alt geworden.



Einer der »Lemurenköpfe«

© Julia Strobl

Die Evolution der Entnazifizierung

Vor 75 Jahren wurde mit einer Novellierung das Verbotsgesetz geschaffen

von Cristina-Estera Klein

Der 8. Mai 1945 markierte das Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa und gleichzeitig den Auftakt zur Entnazifizierung in Österreich: Die Provisorische Regierung beschloss an diesem Tag das Verfassungsgesetz über das Verbot der NSDAP sowie ihrer Wehrverbände und Organisationen. Gemeinsam mit dem Kriegsverbrechergesetz stellt dieses Gesetz die zentrale Grundlage für die Ahndung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen und die Bekämpfung des Nationalsozialismus in Österreich dar. Die Verbände wurden aufgelöst, ihre Neubildung ebenfalls unter Strafe gestellt. Deren Vermögen fiel, dem Gesetz entsprechend, der jungen Zweiten Republik zu, die am 27. April 1945 ihre Unabhängigkeit erklärt hatte. Personen, die sich seit dem Parteiverbot 1933 »in einem formalen Naheverhältnis zur NSDAP befunden hatten, mussten sich auf ihrem zuständigen Gemeindeamt registrieren lassen« (Oliver Rathkolb, Fiktion »Opfer« – Österreich und die langen Schatten des Nationalsozialismus und der Dollfuß-Diktatur, S.103) und wurden teilweise mit Berufsverbot belegt.

Seit der umfassenden Novellierung, die am 17. Februar 1947 in Kraft trat, wird es unter »Verbotsgesetz« geführt. Zentrale Änderungen betrafen den Personenkreis, für den das Gesetz gültig sein sollte. Dabei wurde nun zwischen »Belasteten« und »Minderbelasteten«, die man als Mitläufer einstufte, unterschieden. Ausschlaggebend für die Beurteilung war nicht mehr die Frage nach der »Illegalität«, das heißt dem Eintritt in die NSDAP vor dem »Anschluss« am 13. März 1938, sondern das Ausmaß der Involviertheit und Aktivität. Die rechtlichen Konsequenzen waren »zeitweiliger Entzug der staatsbürgerlichen Rechte, temporäres Berufsverbot, Einweisungen, Vermögensverfall oder finanzielle Sühneabgaben« (ebd.). Zuvor waren registrierte Personen von der Nationalratswahl im November 1945 ausgeschlossen worden. Die Entnazifizierung war nicht so umfassend und durchschlagskräftig, wie die Alliierten gehofft hatten. Bereits 1948 kam das Gesetz mit einer Amnestie für minderbelastete Per-

sonen nicht mehr zum Tragen, die somit wieder gesellschaftlich integriert wurden. Seit der Amnestie von 1957 wird nur mehr der Artikel 1 des Verbotsgesetzes exekutiert. Zentral dabei ist bis heute Paragraph 3, der die »Betätigung im nationalsozialistischen Sinn« (umgangssprachlich auch »Wiederbetätigung« genannt) untersagt. Mit 1992 bekam das Gesetz einen weiteren wichtigen Zusatz: Geahndet wird nun auch, wenn jemand medial oder öffentlich »den nationalsozialistischen Völkermord oder andere nationalsozialistische Verbrechen gegen die Menschlichkeit leugnet, gröblich verharmlost, gutheißt oder zu rechtfertigen sucht« (VG 1992 Art.1 §3h).

Dabei stellt das Verbotsgesetz einen Eingriff in das Recht auf freie Meinungsäußerung dar, die sowohl Teil der Österreichischen Verfassung als auch im Artikel 10 der Europäischen Menschenrechtskonvention festgelegt ist. Historiker, Soziologen und Journalisten haben daher wieder einen Diskurs über seine Abschaffung angeregt. Bis jetzt wurde allerdings noch jede Beschwerde vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte abgewiesen, der in der Aufrechterhaltung des Verbotsgesetzes eine unabdingbare Voraussetzung zur Aufrechterhaltung einer demokratischen Gesellschaft und der nationalen Sicherheit sieht.

Das Verbotsgesetz beschäftigt die Gerichte auch heute noch: So berichtete Der Standard im März 2019 von einem Anstieg der Verfahren in den letzten Jahren: 2018 gab es 1 328 Verfahren und 138 Verurteilungen, zu 113 Verurteilungen kam es 2017. Dieser beunruhigende Blick auf die Zahlen der Verfahren und Verurteilungen bezüglich »Wiederbetätigung« zeigt, dass nationalsozialistisches Gedankengut immer noch präsent ist und wir von einer Historisierung weit entfernt sind.

Volksgerichtsprozess im Wiener Landesgericht gegen ehemalige NSDAP-Mitglieder

© Österreichische Nationalbibliothek



»Viel geliebtes Österreich ...«

Die Entstehung der neuen Bundeshymne vor 75 Jahren

von Christine Triebnig-Löffler

»Land der Berge, Land am Strome, Land der Äcker, Land der Dome ...!« Wie kaum andere sind es diese Worte aus der ersten Strophe unserer Bundeshymne, die oft schon seit Kindheitstagen bekannt sind und, getragen von der feierlichen Melodie in F-Dur, zum Innehalten und Gedenken bewegen. Seit Beginn des Jahres 2012 ist die Österreichische Bundeshymne mit Wortlaut und Melodie als Bundesgesetz festgeschrieben und gilt, ebenso wie die Flagge und das Staatswappen, als Hoheitszeichen Österreichs.

Die Entstehung dieses staatlichen Symbols geht schon in das Jahr 1946 zurück, in die unmittelbare Zeit des Wiederaufbaus nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine schwierige Zeit, in der sich der eindringliche Appell »Glaubt an dieses Österreich!« des Bundeskanzlers Leopold Figl an die vom Kriegsgeschehen gezeichneten Menschen in ein Credo zur Wiederrichtung Österreichs wandelte, einhergehend mit dem Wachsen eines neuen nationalen Gefühls für diese Zweite Republik. Dieses galt es, unter anderem, mit der Schaffung einer neuen Bundeshymne zu wecken und zu festigen und den staatlichen Neubeginn zu dokumentieren.

Die von Joseph Haydn Ende des 18. Jahrhunderts komponierte »Kaiser-Hymne« konnte keinesfalls mehr dienen, zu belastet war diese durch ihre Verwendung für das Deutsche Reich zur Zeit des Nationalsozialismus. So musste anlässlich der feierlichen Übergabe des Parlamentsgebäudes an die neue Regierung am 29. April 1945 aus Ermangelung einer adäquaten Hymne der Donauwalzer gespielt werden, wozu tausende Menschen auf der Ringstraße das Tanzbein schwingen.

Ein Jahr später schrieb die Bundesregierung schließlich einen Wettbewerb für den Text der neuen Hymne aus: Man suchte ein Lied »hymnischen Charakters, das den neuen Österreichischen Bundesstaat und seine Menschen im In- und Ausland sowohl textlich als auch musikalisch würdig zu repräsentieren vermag«. Der erste Preis war mit der beachtlichen Summe von 10.000 Schilling dotiert.

Der Textsuche voran ging der Ministerratsbeschluss vom 22. Oktober 1946, der festlegte, dass die Melodie vom »Bundeslied« (»Kettenlied«, KV 623a), dem letzten von Wolfgang Amadeus Mozart vollendeten Werk, gebildet werde. Mittlerweile gilt jedoch Mozarts Zeitgenosse, Johann Baptist Holzer, als der wahrscheinlichere Komponist des »Bundesliedes«.

Am Wettbewerb teilnehmen konnte jeder zur Nationalratswahl 1945 berechnigte Bürger (ehemalige NSDAP-Mitglieder waren also ausgeschlossen). Es wurden mehr als 1800 Texte eingereicht. Eingeladen waren auch österreichische Schriftsteller wie Paula Grogger, Franz Theodor Csokor und Paula von Preradović, die aber erst auf Bitte des Unterrichtsministers Felix Hurdes zusagte. Die 29 Texte, die es in die Shortlist geschafft hatten, wurden vom beliebten Schauspieler Oskar

Werner vor der Jury, bestehend aus Politikern, Literaten und Musikern, rezitiert.

Als Siegerin ging Paula von Preradović mit ihrem aus drei Strophen bestehenden Gedicht »Land der Berge« hervor. Nach ein paar Textänderungen in Absprache mit der Autorin wurde das Gedicht per Ministerratsbeschluss am 25. Februar 1947 zur neuen Nationalhymne proklamiert; sie ertönte zum ersten Mal im Radio am 7. März 1947 mit der damaligen Bezeichnung »Volkshymne«. 2010 wurde die Bundeshymne bei der Angelobung Bundespräsident Heinz Fischers erstmals in Gebärdensprache übersetzt.

Die aktuelle Fassung unserer österreichischen Bundeshymne stammt aus dem Jahre 2011, als die Textpassagen in der zweiten und dritten Strophe (»Heimat bist du großer Söhne« und »Einig laß in Brüderchören«), die im Laufe der Zeit mehrfach kritisiert worden waren, schließlich unter Bundesministerin Claudia Schmied geschlechterkorrekt auf »Heimat großer Töchter und Söhne« und »Einig lass in Jubelchören« geändert wurden.



Paula von Preradović

© Österreichische Nationalbibliothek

Des Kaisers schönste Tiere

Im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek heißt es nun »Manege frei!«: Die neue Sonderausstellung zeigt von 24. März bis 26. Juni 2022 beeindruckend detailreiche Tierdarstellungen. Der reiche Bestand an tierischen Abbildungen stammt aus den ehemaligen kaiserlichen Sammlungen und ist im Laufe von vier Jahrhunderten entstanden.

Sie stammen aus fernen Erdteilen und gelangten im Zuge von Expeditionen oder als Attraktionen von Wandermenagerien in die Residenzstadt Wien: Elefanten, Großkatzen, fremde Vögel und andere Tierarten, die bis dahin nur aus illustrierten Büchern bekannt waren. Die Exoten fristeten ihr Dasein fortan nicht bloß als lebende Schauobjekte der kaiserlichen Tiergärten oder ausgestopft in den Naturaliensammlungen. Seltene Vögel wurden auch als Haustiere hoher Persönlichkeiten des Hofes wie etwa der Familie Metternich gehalten, kleine Äffchen bewohnten jahrzehntelang den kaiserlichen Garten auf der Burgterrasse.



Rosakakadu, Leopold Brunner d. Ä., Aquarell und Deckfarben, o.J.
© Österreichische Nationalbibliothek

Die Österreichische Nationalbibliothek verwahrt einen reichen Schatz an bildlichen Darstellungen und schriftlichen Quellen aus mehr als vier Jahrhunderten, die den privaten Tierbesitz der Habsburger dokumentieren. Je nach Auftrag standen Tierliebe, Repräsentationsbedürfnis oder naturwissenschaftliches Interesse hinter diesen Werken. Die Ausstellung »Des Kaisers schönste Tiere« präsentiert im Prunksaal Ansichten längst vergessener Tiergärten wie jenem in Schloss Neugebäude oder der barocken Menagerie des Prinzen Eugen im Belvedere. Sie vermitteln einen Eindruck davon, welch hohen Stellenwert Tiersammlungen im Kontext der fürstlichen Repräsentation einnahmen. Für ein breiteres Publikum zogen Wandermenagerien durch die Städte. Sie waren oft die einzige Möglichkeit, Wissen über exotische Tiere zu vermitteln. Wilde Tiere konnte man im 18. Jahrhundert in blutigen Schaukämpfen im Wiener Hetztheater beobachten.

Das Interesse der Habsburger an der Erforschung der unbekannteren Fauna und der sich daraus ergebenden Vermehrung der eigenen Tierbestände hatte schon unter Kaiser Franz I. Stephan zu einer regelrechten Übersee-Begeisterung geführt. Die bis dahin größte vom Kaiserhaus finanzierte Expedition brach im April 1817 nach Brasilien auf: Die Brautfahrt der Kaisertochter Leopoldine anlässlich ihrer Vermählung mit dem portugiesischen Kronprinzen Dom Pedro wurde von namhaften Naturforschern und Präparatoren auf mehreren Schiffen nach Rio de Janeiro begleitet. Über einen Zeitraum von 18 Jahren beförderte die österreichische Brasilien-



Jaguar von der Brasilienexpedition, Leopold Stoll, Aquarell, 1820
© Österreichische Nationalbibliothek

expedition zehntausende an lebenden Tieren, Tierbälgen und Präparaten nach Wien. Die wenigen lebend gefangenen Tiere, die die beschwerlichen Überfahrten überlebt hatten, wurden meist in der privaten Menagerie des Kaisers Franz II./I. im heutigen Burggarten untergebracht. Größere Tiere, wie etwa ein Jaguar-Pärchen, gelangten in den Tiergarten Schönbrunn. In prachtvollen Aquarellen ließ Kaiser Franz die Exoten für die Nachwelt dokumentieren. Begleitet werden diese Exponate durch eine Auswahl von handschriftlichen und gedruckten Originalquellen wie kaiserlichen Instruktionen, Plänen oder Reiseberichten. Zusätzlich werden Leihgaben aus dem Tiergarten Schönbrunn und dem Naturhistorischen Museum Wien zu sehen sein.

Den privaten Leibreitpferden, Äffchen oder Papageien des Kaisers und den exotischen Wildtieren aus seiner Menagerie werden naturwissenschaftliche Abbildungen aus dem Hof-Naturalienkabinett gegenübergestellt. Die dort angestellten Tiermaler hatten den Auftrag, präzise und naturgetreue Abbildungen der ausgestellten Säugetiere, Vögel oder Reptilien für das Kaiserhaus anzufertigen. Der Direktor des Naturalienkabinetts, Carl von Schreibers, war zugleich Lehrer für Naturkunde des Kronprinzen und späteren Kaisers Ferdinand I. und übergab seinem Schüler regelmäßig eine Auswahl an Tierzeichnungen, die eigens für den Unterricht im Naturalienkabinett angefertigt wurden. Als Ferdinand 1835 den Thron bestieg, standen bereits sechs Maler in seinen Diensten, die sich auf das Tierfach spezialisiert hatten. Nach seiner Abdankung wurde er weiterhin mit zoologischen Aquarellen beliefert, bis die Sammlung zu seinem Tod auf knapp 10.000 Blätter angewachsen war. Die naturalistischen Darstellungen der heute weitgehend unbekanntem Maler zählen unbestritten zu den Höhepunkten dieser Gattung. Vollständig und in unverminderter farblicher Strahlkraft hat sich die Sammlung in der ehemaligen Familien-Fideikommissbibliothek (die ehemalige private Familien-Bibliothek der Habsburger) der Österreichischen Nationalbibliothek erhalten. Nun wird sie erstmals umfassend einer breiten Öffentlichkeit präsentiert.

Des Kaisers schönste Tiere

Bilder aus den habsburgischen Sammlungen
Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen
Nationalbibliothek, kuratiert von
Mag. Monika Kiegler-Griensteidl und Dr. Patrick Poch
Josefsplatz 1, 1010 Wien

Öffnungszeiten

24. März – 26. Juni 2022

Di – So 10 – 18 Uhr, Do 10 – 21 Uhr

Im Juni zusätzlich Mo 10 – 18 Uhr

Eintritt: € 8,- / Ermäßigungen

Freier Eintritt für alle unter 19 Jahren

Führung: € 4,-

Ausstellungskatalog: € 29,90

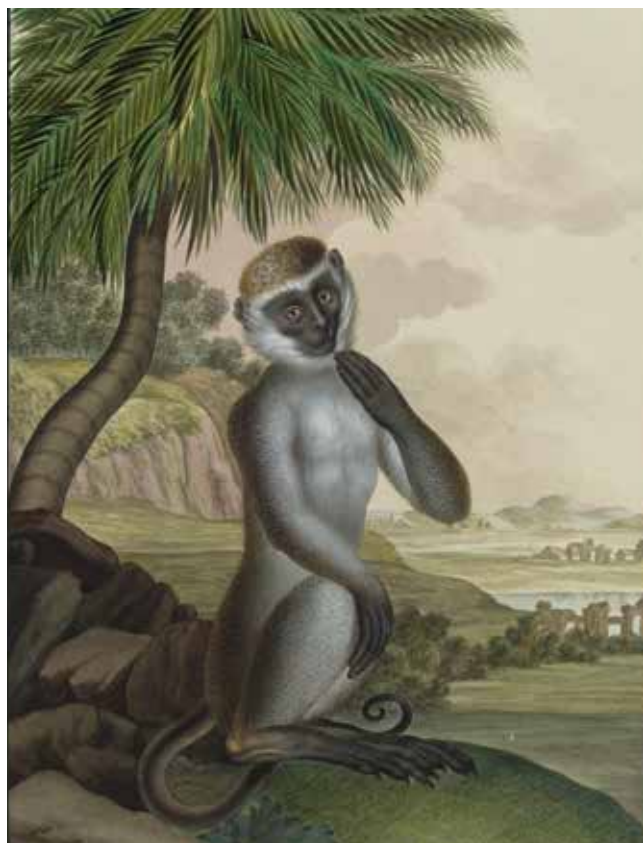
Alle weiteren Infos, auch zu Sonderöffnungszeiten und Führungen für Kinder, finden Sie auf www.onb.ac.at

oben: Meerkatze aus der privaten Menagerie Kaiser Franz' I.

Mathias Schmutzer, Gouache, ca. 1797

Mitte: Weißer Pfau, Eduard Gurk, Aquarell, Gouache, 1830

unten: Rote Fleckbrasse, Joseph Zehner, Aquarell, Deckfarben
alle: © Österreichische Nationalbibliothek



Zum Ersten, zum Zweiten . . .

Dorotheum: Eines der ältesten Auktionshäuser der Welt lädt zum Kunstgenuss

Imperiales Erbe

Als bekannte Wiener Institution verkörpert das Dorotheum ein Stück österreichischer Geschichte. 1707 erfolgte die Gründung durch Kaiser Joseph I. Unter Joseph II. erfolgte 80 Jahre danach die Übersiedlung in das ehemalige Dorotheerkloster. Das »Dorotheum« erhielt damit seinen heutigen Namen. Das prunkvolle Palais in der Dorotheergasse an der Stelle des alten Klosters wurde 1901 fertiggestellt. Den Neubau plante der bekannte Ringstraßenarchitekt Emil Ritter von Förster. Kaiser Franz Joseph selbst nahm die feierliche Eröffnung vor.

Heute ist das Dorotheum eines der größten Auktionshäuser der Welt, führend in Mitteleuropa, und steht mit seinen Kunstauktionen im Zentrum des Interesses, mit Repräsentationen u. a. in München, Düsseldorf, Mailand, Rom, London, Prag und Brüssel.



Maria Lassnig »Wilde Tiere sind gefährdet«, 1980, Weltrekordpreis € 1.367.800

Kunstvoll

Die Schauräume im ersten Stock des Palais Dorotheum laden zum Verweilen, zum Kunstgenuss ein. Etwa eine Woche vor dem Auktionstermin sind die angebotenen Objekte ausgestellt. So manches spätere Millionenbild war hier schon zu sehen, so manche Rarität gilt es hier zu entdecken. Die Auswahl ist nahezu unerschöpflich: moderne und zeitgenössische Kunst, Alte Meister, Gemälde des 19. Jahrhunderts, Juwelen, Sammelobjekte, wie antike Münzen, Handschriften prominenter Persönlichkeiten sowie Jugendstil oder Design.

Erfolgsgeschichte Digitalisierung

Bestens bewährt hat sich die schon im Vorjahr groß angelegte Digitalstrategie des Dorotheum. Die großen Auktionswochen wurden dank Live Bidding zu internationalen Ereignissen. Mit diesem Tool werden Interessenten von einem Endgerät in den Auktionssaal zugeschaltet und können live ihre Gebote abgeben. Bieter aus 90 Ländern haben an den ca. 700 Auktionen teilgenommen und insgesamt an die 100.000 Objekte ersteigert.



Kaiserin Elisabeth von Österreich: Persönliche Jacke Nadelspitze auf Seidentüll, um 1860., erzielter Preis € 17.800

Fotos: Dorotheum

Rekordjahr 2021

Das Dorotheum konnte 2021 das beste Jahresergebnis in seiner Geschichte erzielen. Die Moderne-Sparte verzeichnete 2021 das beste Jahr in seiner Geschichte: mit Weltrekordpreisen für Albin Egger-Lienz (Totentanz 1809 € 1.031.930) oder Alfons Walde (Aufstieg der Schifahrer € 965.300).

Für Maria Lassnigs Großformat »Wilde Tiere sind gefährdet« gab es bei € 1.367.800 einen Dreifachrekord: Höchstes internationales Auktionsergebnis für österreichische zeitgenössische Kunst, höchstes Auktionsergebnis im Dorotheum 2021 und höchster Preis für die Künstlerin.

Die Sparte Gemälde des 19. Jahrhunderts hält den Weltrekord für Luigi Querenas monumentale Venedig-Ansicht für € 528.000. Bei den Alten Meistern setzte Giovanni Francesco Guerrieris »Lot und seine Töchter« mit € 475.064 einen Weltrekordpreis.

Ein Makart-Gemälde fürs Leopold Museum

Zahlreiche Kunstwerke wechselten in Museen und Stiftungen. Die Käuferin des Top-Loses der Frühjahrs-Auktion, ein für € 325.956 zugeschlagenes frühes Triptychon von Hans Makart, spendete das Prachtwerk an das Leopold Museum Wien.

Edle Zeitmesser, exklusive Juwelen

€ 321.750 war der Spitzenpreis der vielbeachteten Armbanduhren-Auktion im Dezember und galt einer A. Lange & Söhne Glashütte Tourbillon Pour le Mérite aus 1995. Juwelen aus aristokratischem Besitz und hochkarätiger Diamantschmuck standen auch in diesem Jahr hoch in der Gunst der Käufer.

Sisi und Franz Joseph

Eine Besonderheit des Dorotheum sind die jährlich stattfindenden Kaiserhaus-Auktionen. 2021 stand ein Kleidungsstück von Kaiserin Elisabeth im Mittelpunkt: Ihre Jacke aus der Zeit um 1860 aus Spitze mit Seidentüll wurde auf € 17.800 gesteigert. € 14.050 war einem Interessenten das persönliche Schreibzeug von Kaiser Franz Joseph wert.

Einkaufsvergnügen zum fixen Preis

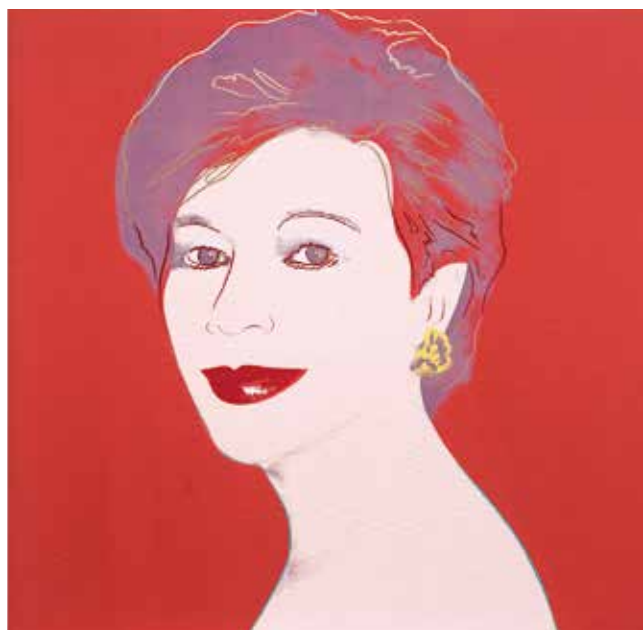
»Dorotheum Juwelier« ist das führende Haus für Schmuck und Uhren in Österreich mit einer einzigartigen Vielfalt. *sh!ne* ist die jüngste hauseigene Kollektion. Verantwortungsvolle Produktion – der 585 Goldschmuck wird zu über 90 % aus Recyclinggold gefertigt – und junges Design zeichnen diese Schmucklinie aus. Freunde schöner Dinge werden bei »Dorotheum Galerie« fündig. Im Glashof im Erdgeschoß sowie im 2. Stock finden sich Möbel und Designerstücke, Art-decò-Objekte, frühe und aktuelle Klassiker.

Palais Dorotheum, Dorotheergasse 17, 1010 Wien
www.dorotheum.com

oben: Josef Hoffmann, Tisch- bzw. Kaminuhr, Wiener Werkstätte, 1903
 erzielter Preis € 137.500

Mitte: Andy Warhol (1928–1987), Portrait of a Lady, 1983
 erzielter Preis € 450.213

unten: Alfons Walde (1891–1958), Der Aufstieg der Schifahrer, um 1927
 Weltrekordpreis € 965.300



Sigmund Freud Museum 2022

Passend zum Thema dieses Magazins war das Sigmund Freud Museum nun mehrere Jahre im Wandel: 2019 begann die Renovierung und Erweiterung mit gleichzeitigem Ersatzbetrieb, im Sommer 2020 wurde das Museum neueröffnet und musste lockdownbedingt bald wieder schließen. Daher werden die neu präsentierten Lebens- und Arbeitsräume Freuds auch 2022 noch für viele Gäste eine Neuheit darstellen.

Neben den drei neu konzipierten Dauerausstellungen zu Leben und Werk der Freuds, der Geschichte des Hauses und der Konzeptkunstsammlung wird auch das Sonderausstellungsprogramm fortgeführt, 2022 erwarten Sie drei neue Präsentationen.

Organisierte Flucht – Weiterleben im Exil

Die 2021 eröffnete Schau »Organisierte Flucht – Weiterleben im Exil. Wiener Psychoanalyse 1938 und danach« wird noch bis Ende April die 1938 durch internationale Zusammenarbeit ermöglichte Flucht der – vorwiegend jüdischen – Wiener Psychoanalytiker nachzeichnen. Der Großteil der Mitglieder und Kandidaten der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (WPV) konnte mithilfe der Bemühungen der internationalen psychoanalytischen Community flüchten. Eine Besonderheit dieser Flucht ist der Umstand, dass diese Emigration im Kollektiv organisiert wurde und bis auf wenige Ausnahmen gelang. In enger Rücksprache mit Anna Freud orchestrierte insbesondere der britische Psychoanalytiker Ernest Jones von London aus beherzt und hartnäckig die systematisch angelegte Rettungsaktion. Tatsächlich war es bis zum Frühjahr 1939 allen bedrohten Wiener Psychoanalytikern gelungen, aus Wien zu fliehen. Sigmund Freud hatte die Stadt mitsamt seiner Familie am 4. Juni 1938 per Zug verlassen und ließ sich in London nieder, wo er im September 1939 verstarb. Die Ausstellung macht die Fluchtrouten nachvollziehbar und zeigt die bürokratischen und organisatorischen Bemühungen mittels ausgewählter Biografien, Briefwechsel, historischer Dokumente und Landkarten. Das wichtigste Zeugnis dieser organisierten Fluchtbewegung ist

eine 1938 von Ernest Jones angelegte Liste mit Namen und Anmerkungen. Audio- und Video-Interviews sowie persönliche Gegenstände ermöglichen persönliche Einblicke und vergegenwärtigen die Erinnerungen der Protagonisten.

Surrealismus und zeitgenössische Psychoanalyse

Das viel diskutierte Verhältnis zwischen der Kunstform des Surrealismus und der Psychoanalyse steht im Mittelpunkt der darauf folgenden Präsentation in der Berggasse 19, die auch für viele Surrealisten einen zentralen Bezugsort darstellte. Die Ausstellung »SURREAL! Vorstellung neuer Wirklichkeiten« wird im Mai 2022 eröffnen. Sie ist den Parallelwelten von Surrealismus und Psychoanalyse zu Beginn des vorigen Jahrhunderts bis in die frühen 1960er-Jahre gewidmet und wird diese Beziehungen anhand einer breiten Auswahl surrealistischer Kunstwerke und Literatur beleuchten.

Im Anschluss an diese Präsentation wird ab Herbst wieder die 2020 erstmals präsentierte und mehrmals von Lockdowns betroffene Schau »Die unendliche Analyse. Psychoanalytische Schulen nach Freud« gezeigt. Video-Interviews und Lektüre vermitteln den Besuchern Einblicke in die aktuelle Fortschreibung von Freuds Schaffen.

Sigmund Freud Museum

Berggasse 19, 1090 Wien

Öffnungszeiten, Tickets und Buchungen:

www.freud-museum.at

Voranmeldung für Gruppen:

fuehrungen@freud-museum.at



Ausstellungsansicht Organisierte Flucht – Weiterleben im Exil.
© Oliver Ottenschläger



Wartezimmer von Freuds Praxis
© Hertha Hurnaus/Sigmund Freud Privatstiftung

400 Jahre österreichische Geschichte

Das Heeresgeschichtliche Museum

Im Rahmen der Erbauung des Arsens in der Mitte des 19. Jahrhunderts errichtete der spätere Ringstraßenarchitekt Theophil Hansen einen Prachtbau, in dem das damals sogenannte »Waffenmuseum«, das heutige Heeresgeschichtliche Museum, untergebracht wurde. Militär- und Kriegsgeschichte, aber auch Technik, Naturwissenschaft, Kunst und Architektur verschmelzen im Heeresgeschichtlichen Museum zu einem einzigartigen Ganzen. Wer sich für die Geschichte Österreichs von den frühen Habsburgern bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges interessiert, ist im Heeresgeschichtlichen Museum bestens aufgehoben.

Die Panzerhalle

Seit dem Jahr 2017 verfügt das Heeresgeschichtliche Museum über eine Ausstellung, welche die Entwicklung von gepanzerten Kampf- und Gefechtsfahrzeugen im Objekt 13 zeigt.

Das historische Gebäude des Objekts 13 wurde 1936 als Kraftfahrgarage errichtet und zeigt heute mit über 30 Panzerfahrzeugen einen Querschnitt aus der Geschichte der gepanzerten Truppen – schwerpunktmäßig jene des Bundesheeres der Zweiten Republik.

Unter den ausgestellten Panzern befindet sich unter anderem der Prototyp des Schützenpanzers Saurer, das erste nach dem zweiten Weltkrieg in Österreich hergestellte Panzerfahrzeug, sowie weitere historische Kampffahrzeuge wie die Jagdpanzer Kürassier und Jaguar, die Kampfpanzer M60 A3 und Leopard 2A4. Anhand von Schnittmodellen kann der Besucher Einblick ins Innere eines Panzers gewinnen.

Neben den Kampffahrzeugen kann auch ein lebensgroßes Modell des 1911 von Günter Burstyn entworfenen ersten modernen Panzers besichtigt werden.



Außenansicht

© Heeresgeschichtliches Museum, Nadja Meister

An jedem ersten und vorletzten Sonntag im Monat findet um 12.30 Uhr eine Führung durch die Panzerhalle statt.
Führungsgebühr: 4,00 Euro.

Gegen Voranmeldung (www.hgm.at/de/kulturvermittlung) besteht die Möglichkeit, eine Fachführung durch die Ausstellung zu buchen.

Öffnungszeiten Panzerhalle

Sonntag: 10.00 bis 16.00 Uhr

Der Eintritt in die Panzerhalle ist im Museumsticket beinhaltet.

Heeresgeschichtliches Museum

Militärhistorisches Institut

Arsenal, Objekt 1, Ghegastraße, 1030 Wien

Tel: +43 (0) 5020110-60 301, E-Mail: contact@hgm.at

www.hgm.at

Öffnungszeiten: täglich von 9 bis 17 Uhr

Geschlossen: 1. Jänner, Ostersonntag, 1. Mai, 1. November, 25. und 31. Dezember

Freier Eintritt:

An jedem ersten Sonntag im Monat ist der Eintritt für alle Besucherinnen und Besucher frei!

Kinder und Jugendliche bis zum 19. Lebensjahr, Teilnehmer von Lehrveranstaltungen (Schüler- und Studentengruppen mit begleitender Lehrperson), Mitglieder des ICOM (International Council of Museums), Soldaten in Uniform, Mitglieder des Vereins der Freunde des HGM, Schwerkriegsbeschädigte.

Ermäßigter Eintrittspreis:

Studenten, Behinderte, Senioren (ab dem 60. Lebensjahr), jeweils gegen Ausweiseleistung



Panzerhalle

© Weghaupt

MAK –

SHOWROOM WIENER WERKSTÄTTE

Ein Dialog mit Michael Anastassiades

Die Wiener Werkstätte trifft auf den Londoner Designer Michael Anastassiades: Im Saal über der MAK-Schausammlung Wien 1900 steht die berühmte Institution gänzlich im Mittelpunkt und erhält durch die Beschäftigung eines zeitgenössischen Künstlers mit ihren vielfältigen Produkten besondere Aufmerksamkeit. Für seine Inszenierung wählte Anastassiades sowohl Objekte aus dem MAK als auch aus den umfangreichen Beständen des Wiener Sammlers Ernst Ploil.

Mit der 1903 von Josef Hoffmann, Koloman Moser und Fritz Waerndorfer gegründeten Wiener Werkstätte (WW) verbindet Anastassiades nicht nur der hohe Anspruch an die Qualität von Material und Verarbeitung, sondern auch die Formensprache, die in den Anfangsjahren streng geometrisch war, aber auch humorvoll sein konnte.

Den Designer interessiert es, vertraute Sehweisen zu stören und Erwartungen nicht zu erfüllen. So bekommen Besucher in der Ausstellung nicht primär kunsthistorische Informationen, sondern sind vielmehr eingeladen, eigene Geschichten zu erfinden.

Diese Ausstellung ist gefördert aus den Mitteln der Europäischen Union (ERDF, IPA II), INTERREG Danube Transnational Programme, im Rahmen des Projekts ARTNOUVEAU2, dessen Projektpartner das MAK ist. Im Zuge des Projekts werden überregionale Vernetzungen aktiv gefördert und das erarbeitete Wissen durch die enge Zusammenarbeit von Kunstvermittlung und Fachleuten aus dem Tourismussektor einem breiten Publikum nähergebracht.

MAK – Museum für angewandte Kunst

Stubenring 5, 1010 Wien

Ausstellungszeitraum

Mi, 6. 10. 2021 bis So, 2. 10. 2022

Weitere Informationen

www.mak.at/showroom



Fotos: © MAK

Transhistorische Sichtweisen 2022

Die Kunstsammlungen der Akademie der Bildenden Künste Wien sind zurück am Schillerplatz. Nach der Eröffnungsschau »Hungry For Time« erwartet die Besucher ab April 2022 eine Neupräsentation mit historischen Werken aus den Sammlungen der Gemäldegalerie, des Kupferstichkabinetts und der Glyptothek zusammen mit zeitgenössischen Werken.

Für die große Eröffnungsausstellung nach der Rückübersiedlung an den Schillerplatz im Herbst 2021 wurde das Kuratoren-Trio Raqs Media Collective, Jeebesh Bagchi, Monica Narula und Shuddhabrata Sengupta aus Delhi eingeladen, einen externen Blick auf die Sammlungen der Akademie zu werfen und sie mit dem aktuellen, zeitgenössischen Kunstschaffen in Bezug zu setzen. Die Ausstellung »Hungry for Time« konnte pandemiebedingt bis 27. Februar 2022 verlängert werden.

Ab April 2022 erwartet die Besucher in der Gemäldegalerie die erste Ausstellung unter der neuen Leitung von Sabine Folie – eine Neupräsentation unter »transhistorischen« Vorzeichen, in der Werke aus allen drei historischen Kunstsammlungen der Akademie – Gemäldegalerie, Kupferstichkabinetts und Glyptothek – auf zeitgenössische treffen. Die Ausstellung »Das entwendete Meisterwerk. Bilder als Zeitmaschinen« zeigt vom 8. April bis 30. Oktober 2022 neben dem weltberühmten Weltgerichts-Triptychon von Hieronymus Bosch zahlreiche weitere historische Werke von Samuel van Hoogstraten, Philips Angel van Middelburg, Rembrandt Harmensz. van Rijn, Jacobea Maria van Nijkelen, Lucas Cranach, Barent Fabritius, Rachel Ruysch, Jacob van Ruisdael, Jan van Goyen, Peter Paul Rubens, Adriaen van Ostade, Jacques Callot, Daniel Chodowiecki, Gaspard de Crayer, Richard Brakenburgh, Cornelis Bega, David Teniers d.J., Wigerus Vitringa, Simon de Vlioger, Joos van Cleve sowie zeitgenössische Werke von Martin Beck, Anna-Sophie Berger/Teak Ramos, Marcel Broodthaers, Lili Dujourie, VALIE EXPORT, Rodney Graham, Ulrike Grossarth, Marcello Maloberti, Willem Oorebeek, Klaus Scherübel, Allan Sekula, Paul Sietsema, Laurence Sturla, Jeroen de Rijke/Willem de Rooij u.a.

Zurück am Schillerplatz:
Akademie der bildenden Künste Wien
Kunstsammlungen

Öffnungszeiten Gemäldegalerie:
 täglich außer Montag, 10 bis 18 Uhr

Schillerplatz 3, 1010 Wien
 T: +43(0)1 588 16-2201
 E: kunstsammlungen@akbild.ac.at
www.kunstsammlungenakademie.at



Akademiegebäude am Schillerplatz, Eingang Schillerplatz, © Helmut Wimmer

Esterhazy

Kunst, Kultur und Tradition

Nur eine knappe Autostunde von Wien entfernt eröffnen die Schlösser, Burgen und Naturdenkmäler Esterhazys Kulturwelten auf besonders vielfältige Art.

Glanzvolle Ausstellungen im Schloss Esterházy in Eisenstadt

Schloss Esterházy, zentral und markant in der burgenländischen Landeshauptstadt Eisenstadt gelegen, gilt als eines der schönsten Barockschlösser – und als eine der meist besuchten Sehenswürdigkeiten – Österreichs. Als einstige Residenz der Fürsten Esterházy, und Wirkungsort Joseph Haydns, ist Schloss Esterházy von geradezu einzigartiger historischer Bedeutung. Zu besichtigen sind hier heute faszinierende Ausstellungen über das Leben und Wirken Haydns und die prunkvollen Sammlungen und Lebensräume der Fürstenfamilie.

Oper im Steinbruch: »Nabucco«

Vom 13. Juli bis 14. August 2022 steht mit Giuseppe Verdis »Nabucco« eines der beliebtesten Werke im Opernrepertoire am Programm der Oper im Steinbruch St. Margarethen. Regisseur Francisco Negrin setzt das Stück eindrucksvoll in Szene und bereitet mit einem internationalen Starensemble einen unvergesslichen Abend.



Schloss Esterházy, Innenhof

© Paul Szimák



Oper im Steinbruch

© Andreas Tischler

Kontakt & Information:

reisen@esterhazy.at, esterhazy.at, operimsteinbruch.at

Die Burg Liechtenstein

Die Stammburg der Fürsten von Liechtenstein bildet einen markanten touristischen Anziehungspunkt im südlichen Wienerwald. Um 1130 erbaut von Hugo von Liechtenstein, ist die Burg heute architektonisch eingespannt zwischen der Romanik des 12. Jahrhunderts und dem Historismus des 19. Jahrhunderts. Die Burg gilt als einer der wenigen romani-schen Profanbauten in Europa. Heute gibt die Burg Zeugnis vom Repräsentationswillen der Liechtensteinischen Fürsten des 19. Jahrhunderts.

Die Schatzkammer ist während einer Führung zu besichtigen. Gezeigt werden unter anderem: der liechtensteinische Fürstenhut, kirchliche Geräte aus verschiedenen Jahrhunderte uvm. Der Fürstenhut des Burgmuseums wurde originalgetreu in ca. 450 Arbeitsstunden von Hand gefertigt.

Besichtigung nur mit einer Führung möglich, jeweils zur vollen Stunde. Täglich von 1. März bis 3. Advent. Jänner/Februar jeden Samstag 11.00 Uhr.

Gruppen gegen Voranmeldung
jederzeit möglich.

Tel.: 0650/680 3901, Kontakt und Infos:

www.Liechtenstein-Burg.at



© Oliver Bolch

Mitgliederliste

Abdallah Fatima A,D,(E) 0699/1113 4636 fatimavienna@outlook.com	Banakas Anne-Sophie D,F,(E) 0677/1861 5536 anne-sophiebanakas@orange.fr	Borszki Katalin D,U 01/489 9674 hallo-wien@chello.at www.wienerstadtfuehrungen.at	Chatzioannidis Nikolaos, Mag. D,E 0664/826 9173 nikolaos.chatzioannidis@chello.at	Duca-Korp Angeles D,Sp,(I) 0664/326 4460 angeles.duca-korp@chello.at
Abraham Marcelo D,E,Hb,Sp 0699/1808 4070, 01/913 6570 marceloabraham@gmx.at www.guide-wien.at	Bartek-Rhomberg Adrienn, Mag. D,U,E 0650/826 6965 bartek-rhomberg@chello.at www.experience-vienna.at	Bouchité Emmanuelle F,Sp,(E) 0664/657 6576 emmanuelle@aon.at	Chen Kun D,Ch 0699/1968 8837 chenkun.vienna@gmail.com	Dumitrasco Tatiana D,R 0676/434 9112 tdumitrasco@yahoo.com venskiekianikulyat
Aksenova Olga D,R,(E) 0676/780 9395 olga.aksenova.austria@gmail.com www.4gida.com	Barth Alexandra D,E 0650/241 8949 info@alexandrbarth.at www.alexandrbarth.at	Bradley Martin Guy D,E 0664/216 2975, 01/597 1826 martin@anenglishguideinvienna.com www.anenglishguideinvienna.com	Chiu Chen-Chu (Vivien) Ch 0664/423 5698 vivien.chiu@aon.at	Dworzak Agnès F 0664/450 6459, 01/406 8841 agnesdworzak@gmx.at
Altan-Huber Güzide Selin, Mag. D,Tr,(E) 0699/1227 8570 selin.altan@gmail.com	Battle i Enrich Carles, Mag. D,Kat,Sp 0699/1066 8664 carles.battle@gmx.at	Bramberger Andrea, Mag. D,F,(E) 0699/1444 2244 andrea.bramberger@chello.at	Chmel Helga D,E 01/505 9269 helga.chmel@stadtfuehrungen.at www.stadtfuehrungen.at	Dzhurinskaya Lyubov D,R 0699/1246 8144 lyubov.dzhurinskaya@gmail.com https://www.austriayourguide.tours/
Altenburg Eugenie D,E,(F) 0699/1073 9869, 01/712 1827 eugeniealtenburg@hotmail.com	Bauch Ilse D,E,I 0664/350 1055 ilse.bauch@gmail.com	Brandstätter Gerd D,E 0660/320 0122 info@vienna-now.at www.vienna-now.at	Choc Petra, Mag. MSc D,E,(F,Sp) 0676/381 6103 petra.choc@jergitsch.at	Ebner-Stellae Ulrike D,E,I 0664/326 0015, 01/214 6161 u.ebner@gmx.at
Andessner Bibiane, MA D,F,(E) 0650/312 3373 ba@yourpersonalguide.at www.yourpersonalguide.at/	Bauer Christa D,E 0664/583 9466 office@touristguides-austria.at www.touristguides-austria.at	Brauner Alexa, Mag. D,I,(E) 0664/340 3744 guide@alexabrauner.at www.alexabrauner.at	Ciesla Wiebke D,E 0664/7332 3632, 02252/254 299 wiebke.ciesla@aon.at	Eger-Ulm Karin Christine D,NI,(E) 0664/7378 4414 eger.ulm@gmail.com
Andreeva Tatiana D,R,(E) 0660/652 7733 tatiana@hoef.at	Bauer Renate D,Gr,(E) 0699/1942 1121 renate.bauer@viennaforyou.com www.viennaforyou.com	Breitenecker Nina D,E 0699/1945 6618 nina.breitenecker@chello.at www.austria-city-guide.com	Cizek Wanda, BAD,Poln,(E,Nor,Schw) 0676/478 8797 wanda.cizek@hotmail.com	Ehrlich Anna, DDr. D,I 0676/922 7773 office@wienfuehrung.at www.wienfuehrung.com
Andrievski Margarita Hb,R,(UK) 0664/443 4137, 01/984 5507 margarita.wien60@gmail.com www.gidmargarita.com	Baxant Eva-Marianna D,Tsch 0676/370 6135 eva.baxant@gmx.at	Brittinger Bernd, Dr. D,(E,I) 0664/131 1960 bernd.brittinger@gmail.com	Clam-Martinic Felix D,E 0664/453 5008 felixclam@hotmail.com	Eichhorn Robert D,E 0660/602 8308 eichhornrob@gmail.com
Atanassova Mata, Mag. Bg,R,(F,Mz) 0676/618 2081, 01/815 8042 matawien@hotmail.com	Behling Claudia-Maria D,E 0660/871 1356 info@stadtexpedition.at	Brunner Andreas D,E 0699/1966 9688 andreas.brunner@qwien.at www.qwien.at/guide/	Colella Christine D,E,I 0660/640 3474, 01/523 6468 c.colella@gmx.at www.wienguide.info	Eichwalder Astrid, Mag. D,E,(R) 0699/1852 2106, 01/952 2106 astrid.eichwalder@chello.at
Auinger Wolfgang D,E,(F,Sp) 0664/103 7276 wolfgang.auinger@reisegourmet.at www.reisegourmet.at	Beranek Elisabeth D,E 0664/138 2577 elisabeth.beranek@aon.at www.touristguide.wien	Budil Andrea D,U,(E,I) 0664/7346 4545, 01/333 5529 budil-guide-777@aon.at	Costa Anne-Isabelle F,(E,Port) 0650/330 0041 a.isabelle.costa@aon.at	Eidinger Hildegard D,E,I,(F) 0664/333 8516, 01/688 2652 austriaguide.h@gmail.com www.topguide.co.at
Aumayr Beatrice D,E,Sk 0676/501 3788 beatriceaumayr@yahoo.com	Berlinski Ewa D,Poln 0699/1947 1323 ewa.berlinski@chello.at	Burger Kristina D,E 0664/404 6519 kburger@aon.at www.wienerwelten.at	Coudenhove-Kalergi Clemens D,E 0699/1945 1847 clemens@coudenhove.at	Eipeldauer Beatrice D,E 01/368 2100 b.eipeldauer@gewinn.com
Autengruber Martina, Mag. D,E 0650/803 3042 autengruber.office@a1.net www.autengroup.com	Bieber Andreas D,E 0664/253 2259 andreas.bieber@bmi.gv.at www.austrian-guide-andreas-bieber.at	Burgstaller Davy-Nathan D,E,(F) 0660/728 0624 davynathan.b@gmail.com	Crisafulli Christina D,(E,F,I,Sp,Port,Sp) 0699/1799 1103, 01/408 6759 christina.crisafulli@touristguide-vienna.at	El Goukhi Sayed, Mag. A,D,(E) 0676/ 879 612 933 sayed.elgoukhi@gmail.com
Babak Andrea D,Schw,(Dn,E,Nor) 0664/542 0365 andrea.babak@me.com	Billand Helena D,Sk,(Port,R,Sp) 0676/639 9475, 01/718 1773 billand@utanet.at	Burian Andrea D,E 0676/528 5212 andrea.burian66@gmail.com	Csöngéi Christine D 01/485 8037	Emberger Christine D,E 0676/357 1974, 02732/22 312 christine.emberger@arr.at www.christine-emberger.at
Babinek Ulrike, Mag. D,F,Sp,(E,I) 0699/1332 8893, 01/256 5573 ulrikebabinek@icloud.com	Binder Brigitte, Mag. D,E,F,(I) 0699/1081 6102, 01/320 3295 binderbrigitte@aon.at	Buzzi Gerlinde D,(E,F) 0664/445 3346, 01/330 2495 g.buzzi@aon.at	Cui Xiaoyan Ch,D 0699/1957 1467 kleineschwalbe@gmail.com	Engelmann Regina D,F,(E) 0660/543 1505 regina.engelmann@aon.at
Bacher Georg, Dr. D,E,(I) 0699/1724 4705 georg@ilove-vienna.com ilove-vienna.com	Biriz Hannelore, Mag. D,E,F,I,Sp 0699/1301 5403, 01545 8198 hannelorebiriz@gmail.com	Cabral-Neubauer Suzete D,Port,(E,Sp) 0699/1952 0915 guide.suzete@outlook.com	Danielis Heide D,E,F,I 0699/1164 3823 heide_danielis@hotmail.com	Euticchio Verena D,I,(E) 0699/1714 0843 verena.viennacityguide.at www.viennacityguide.at
Bacher Petra Miriam D,E,(I) 0664/210 5943 petra.bacher1@chello.at	Bitai Catherine D,F,(E,I) 0650/345 2345 cbitai@utanet.at	Canpolat Haldun D,Tr 0660/444 8088 office@aropa.guide www.aropa.guide	Danninger Thomas D,E,(F) 0676/305 5439, 01/689 2316 thomas.touristguide@gmail.com	Evers Rudolf D,NI,(E,F,I) 0699/1007 9595 rudolfevers50@gmail.com
Bagus Ingrid Andrea D,E 0664/456 1248 bagus@wien-original.at www.wien-original.at	Blum (ehemals Fuckerieder) Sandra D,Sp,(E,F,I,J) 0699/1099 0397 sandra@tourguideaustria.com www.safu.at	Carvalho de Silvia, Mag. D,R,(E,Port,Tr) 0664/203 3202, 02216/2676 silvia@viennatours.wien	de Moraes Ramos de Oliveira Luis Fernando D,Port,(E,Sp) 0676/944 0674 info@turismoemvienna.com.br	Faria Frederico, Mag. D,E,F,I,Port,Sp 0650/869 0765 fredericofaria74@gmail.com
Bahr Margarete, Mag. D,E,Poln 0699/1713 6719 margarete.bahr@chello.at	Bobek Jadranka D,Kr,Sb 0676/474 7989 jadranka.bobek@icloud.com	Cavallar Angelika D,E,(F) 0699/1201 3861 acavallar@yahoo.de	Dengler-Mahe Evelyne D,F,(E,I) 0680/245 3953 evelyne.dengler-mahe@netventure.at	Fedorczuk Adelheid D,(E,F) 0664/325 2631, 02262/63 360 heid.fedorczuk@gmail.com
Bakhat Somaya, BA D,E,F 0699/1528 8369 bakhat_guide@gmx.at www.discover-vienna.at	Bohnert Mechthild D,E +49 151 4144 3586 mechthildbohnert@gmx.de	Cerny Jan D,E 0664/812 3559 jan.cerny@chello.at	Dertnig Dagmar D,E 0699/1074 1121 vienna4you@hotmail.com	Felkel Peter D,E 0699/1134 9062 peter.felkel2345@gmail.com
			Dirnhofer Miranda, Mag. D,E 0664/117 6451 miranda@dirnhofer.priv.at	Ferrandina Achim D,I,(E) 0676/440 8226 achim.ferrandina@achim-ferrandina.guide

Ferrara Francesca D,I,(E,Sp) 0664/359 4203 ff.ferrara@gmx.at	Gerhardus Peter D,E 0676/366 2411 guide@gerhardus.at www.gerhardus.at	Halter Ingeborg, Mag. D 0676/301 3233, 01/280 1278 inge.halter.guide@aon.at	Herbst Sigrid, Dkfm. D,E,Sp 0664/431 0519, 01/894 5142 dkfm.sigrid.herbst@gmail.com	Ilijć Marko, Mag. D,Kr,(Bo,E,Sb) 0699/1053 3011 office@ilijic.wien www.ilijic.wien
Fiala Michaela, MMag. Dr. D,E 0677/6200 6224 michaela.fiala@gmx.at	Gerstbauer Christa D,(E) 0664/213 0021, 01/581 2312 christa.gerstbauer@gmx.at	Handlir Linde D,(E) 0664/300 8773 lindehandlir@aon.at	Herrmann Susanne D,F,(E) 0699/1245 0343 susanne.herrmann@gmx.at	Iontcheva Marie-Sophie, Mag. Bg,D,(E,I) 0664/8887 2493 office@wienfuehrung.at www.wienfuehrung.at
Fida Friederike D,(E) 0664/226 4577, 02236/45 448 riki@austrian-guide.at www.austrian-guide.at	Geweßler Kathrin D,I,(E) 0676/372 5295 kathringewessler@yahoo.com	Hannak Christian, Mag. D,E,(Sp) 0664/212 3943 chris.theguide@chello.at	Heuberger-Dornauer Yvonne D,E 0664/412 6911 yvonne.heuberger@aon.at www.fuehrungenwien.at, www.touringvienna.at	Ipp Tsuneko D,J 0676/544 3907, 02236/378 811 ipp@kabsi.at www.longstayaustria.at
Figueroa Pierangelo D,I,(E,F,Sp) 0660/749 3165 pierangelo@gmx.at	Gilhofer Sonja D,(E) 0664/201 3255 gilhofer@guide4you.biz	Hanzl Jacqueline D,Nl 0664/424 9056, 01/769 7985 j@hanzl.net	Heuritsch Peter D,E 0664/452 4923 ph@privateguide.at www.privateguide.at	Iro Lis D,Dn,(E,Nor) 0699/1154 7917, 01/317 6211 guide@lisiro.at www.lisiro.at
Fischer Michaela D,I,(E,Sp) 0660/489 7371 michaela.fischer.guide@gmx.at	Girardi-Quintus Elisabeth D,U 0676/751 7671, 01/470 4570 elisabeth.girardi@aon.at	Hartl Manfred D,E 0664/ 7390 5523 manfredhartl@gmx.at	Hiller Birgit-Petra, Mag. D,(F) 0664/308 2332 b.hiller@a1.net	Ispas Diana D,Rum,(E) 0699/1913 2927 office@austrian-tourist-guide.at www.austrian-tourist-guide.at
Fleischacker Maria, Mag. D,R,(Bo,Kr) 0680/318 0640, 01/480 1440 maria.fleischacker@gmail.com	Glanzner Emilie D,(E,F) 0699/1135 9289 e.glanzner@gmx.at	Hartmann Marilen D,E 0664/448 8010 marilen.hartmann@gmx.at	Hink Matthias D,E 0699/1966 3033 matthias.hink@gmail.com	Jantsch Veronika, Mag. D,I,(E) 0699/1906 9496 veronika.jantsch@gmx.at
Flucher Irm D,E,Sp,Port,(F,I) 0676/522 8838 irma.viennaguide@gmail.com www.austriaguides.com/irmi	Göbert Birgitta, Mag. D,E 0664/272 6942, 02233/57 876 birgitta.goebert@aon.at	Haruta - Högner Sachiko D,J 0699/1581 2585 sachiko.haruta@chello.at	Hlawaty Kristina D,E 0676/514 2337 kristina.hlawaty@gmx.at www.zeitinwien.at	Jesenberger Elisabeth D,E 0699/1720 3449, 01/720 3449 elisabeth.jesenberger@gmx.at
Fodor Judith D,I,(E,F) 0664/8846 0155 j.fodor@chello.at	Gottsmann Andreas, Dr. D,I 0699/1256 8572 Andreas.Gottsmann@oeaw.ac.at	Hasenclever Lena Sara D,E,I 0676/923 5586 lenasara.hasenclever@gmail.com	Hochgatterer Stefan D,E 0664/7362 1995 stefanhochgatterer@gmx.at	Jodlbauer Wolfgang-Lothar D,E 0699/1923 9112, 01/923 9111 meetvienna@gmx.at www.wienerwelten.at
Fohringer Hedy, Mag. Dr. D,F,(E) 0699/1822 9048, 02772/539 5012 hedi.fohringer@gmx.at	Govrik Gabriella, M.Sc. D,U,(E,I) 0676/394 0634 gabriella.govrik@aon.at www.c-vienna.at	Hasenhütl Marianne D,E 0650/863 3833, 02230/3145 marianne.hh@gmx.at	Hofbauer Renate, Mag. Dr. D,E,F,Sp,(I,Nl) 0664/212 6525 r.hofbauer@gmx.at www.viennatourguide.at	Jonke-Hrdlicka Romana D,E,F,I 0664/201 7765, 01/320 7543 romana.jonke@aon.at
Fokkelman Mónica, Mag. D,Sp,(F,Port) 0676/396 6107 monica.fokkelman@chello.at www.guiaenvienna.com	Grabmayr Patricia D,F,(E,I) 0664/321 9828 p.grabmayr@gmail.com	Hasenzagl Annu D,E 0676/718 8144 annu.hasenzagl@live.at	Hoffmann Heide-Maria D,E 0664/400 3406 hnh@diehanna.at	Jonasch-Preyer Elisabeth, Mag. D,E,(Poln) 0699/1179 9323 elisabeth.jonasch@gmx.at
Frantal Gertrude D,E,(Sp) 0664/929 9484, 01/974 2223 gertrude@my-vienna-tours.at www.my-vienna-tours.at	Grabner Sylvia, Dr. D,E 0664/515 4190 grabnersy@gmail.com	Hauer Ina, Mag. BA D,E 0660/167 0900 ina@lilatillatours.at www.lilatillatours.at	Horak Wolfgang D,E 0699/181 0626 office@werbung-co.at www.guides4you.at	Junghans Tina D,E 0676/314 8770 junghans.tina@gmail.com
Freissler Michaela D,I 0676/511 1911, 02236/46 660 michaela.freissler@a1.net	Graf Beate Michaela, Mag. D,I 0676/525 9391 info@viennaguide.at www.viennaguide.at	Hauleitner Monika, Mag. D,F,(Sp) 0699/1703 8100 office@kremskultur.at www.kremskultur.at	Horvath Christine, Dr. D,E,(I) 0664/325 9682, 01/804 3588 unfugcica@gmail.com	Junker Gabriele D,E,F,R,(I) 0664/301 5778 junker.gaby@gmail.com
Frohn Angela D,E,(F,I) 0699/1911 3114, 01/484 0771 angela.frohn@a1.net	Grill Claudia, Mag. D,I,(E) 0664/223 1766 info@vienna-citytours.at www.vienna-citytours.at	Haviar Thomas, Mag. D,E 0699/1033 9772 haviar@gmx.at	Hsu Chieh-Ying (Jeannie) D,Ch,(E) 0664/301 9526, 01/503 4907 jeannie.hsu@chello.at	Juraschek Walter D,E 0699/1925 1524 walter.juraschek@chello.at www.my-vienna-guides.at
Fujii Joanna Junko J,(E) 0676/642 6417, 01/597 4975 junko.fujii@chello.at	Grivas Christine, Mag. D,F,(E) 0699/1356 3530 christine.grivas@gmx.at	Hawelka Herta D,Port,(E,Sp) 0699/1050 1370, 01/513 7784 herta@hertahawelka.at	Hu Xiaoyan, DI Ch,D 0677/6126 3706 xiaoyan.hu@live.at	Kahl Carola D,E 0664/371 2024, 02231/61 282 carola.kahl@outlook.com
Fullerney Romana, Mag.D,Sp,(E,Port) 0664/272 0573 rfullerney@hotmail.com	Groh Alexander D,Schw,(NI) 0699/1223 9013 groh@groh.guide https://groh.guide	Heim Maximilian D,E 0650/920 1933 mgheim@icloud.com	Huber-Auque Anne-Marie D,F,Sp,(E) 0664/184 0772, 01/513 3056 annemariehuber@aon.at	Kahr Yukiko D,J 0699/1258 3276 ykkwien@gmail.com
Fülöp Helga, Mag. D,F,(E) 0699/1075 4894, 01/494 7848 office@vienna-for-you.at www.vienna-for-you.at	Habinger Peter D,E 0699/1969 7901 info@stadtforscher.net http://www.stadtforscher.net	Heinz Karl, Dr. D,U,(E) 0664/486 6795, 02216/2676 office@kheinze.at	Hübner Sabine D,E 0664/620 3317 sabine@wientogo.at www.wientogo.at	Kaindl Susanne D,E 0676/554 4455 susanne.kaindl@utanet.at
Fürsinn Beate D,E 0699/1946 1426, 01/922 0768 beate.fuersinn@vienna-guide.com	Hagiwara-Seeber Kimiko, Mag. D,J 0664/162 8447 kimikohagiwara@chello.at	Hellmann Gabriele D,F,(E,I,Sp) 0699/1711 3958 office@guideandmore.at	Hudolin Andrea-Elisabeth, Mag. D,(E,F,I) 0699/1022 4804 andrea.hudolin@a1.net	Kalab Renate D,E,(F) 0699/1958 3272, 01/958 3272 renate.kalab@chello.at
Gan Wei-Ler Ch,D,(E) 0699/1991 3300 weiler.gan@me.com	Hahnkamper Ulrich, Mag. D,E,Sp 01/236 1005 office@vienna-alacarte.com www.vienna-alacarte.com	Hembach Alexander D,E 0676/724 7697 alexviennaguide@yahoo.com	Husa G. Maria, Mag. D,Poln,(E) 0664/630 3904 maria.husa@chello.at www.przewodnicy-po-austrii.pl	Kamenicky Sarah D,E 0699/1235 4421 sarah.kamenicky@kapix.at
Gantner Doris, BA MA D,E 0676/383 7564 doris.gantner@dg-tours.at	Halper Hannelore D,Nl 01/865 5605	Henfling Tatjana, Mag. D,(E) 0650/332 0664 tatjana.henfling@gmx.at www.guides4you.at	Husa Lukas, Dr. MA D,E 0650/244 2331 lukas.husa@chello.at	Kauer Maximilian, Dr. D,E 0660/417 9053 maximilian.kauer@gmx.at
Geiger Annemarie D,Sp,(E) 0676/538 4028 annemarie.geiger@gmx.at www.anne-guides.at				

Mitgliederliste

Kaya Margit D,E,(NI) 0699/1212 6313 margit.kaya@web.de	König Margot D,E,(F,I) 0664/411 4611 margot.koenig@chello.at www.mm-viennaguides.com	Kürn Karl D,E 0680/1526 6913 k.kuern@chello.at	Luksch Claudia D,E 0699/1946 0916 claudia.luksch@chello.at	Mayerweg Marina, Dr. D,(E,F,R) 0699/1048 4936 dr.mayerweg@live.at
Kenscha-Mautner Brigitte D,E 0680/122 9787 brigitte.kenscha.mautner@gmail.com	Konrad Herbert Ludwig D,E 0699/1405 2922, 01/581 8640 herbert.konrad@kunstkultur.com www.kunstkultur.com	Kuterdem Tolga D,Tr,(E) 0699/1720 9950 tolga.kuterdem@outlook.com	Lulic Mario D,Kr,(E,Nor) 0699/1202 2939 guide.office@lulic.wien https://www.lulic.wien/	Mazarov Anatol D,R,Usb 0676/454 3033 anatol_mazarov@hotmail.com
Kepinski Jan D,E,(F,Nor,Poln,Schw) 0676/696 2563 jan.k.kep@gmail.com	Kopez Silvia, Mag. D,E 0676/661 1035 silvia.kopez@yahoo.com	Kutil Ilse, Mag. D,E 0676/690 2633 office@ilse-kutil.at	Lutz Linde D,(E,F) 0699/1918 7893, 01/720 7947 linde.lutz@chello.at	Mele Cristina I,(E,Sp) 0676/418 7711, 01/407 2830 cristina_mele@yahoo.it
Killian Edith D,F,(E) 0676/304 4727 killianguide@gmx.at	Korber Monika, Mag. Dr. D,E,F,I 0699/1711 3377 monika.korber@chello.at	Lahr Marco D,Sp,(F,E) 0699/1924 3027, 01/924 3027 marco.lahr@chello.at	Machatschek Irena Bg,D,(E,R) 0699/1008 9960 irena.machatschek@gmail.com	Mentil Dolores, Mag. D,E 0664/247 1777 office@dolores.at
Kim Ok In D,Kor 0664/381 8463, 01/925 4809 okin.kim@chello.at	Korber Nora, MSc D,E,I 0660/558 8688 nora.korber@libero.it	Lai Su-Lin D,Ch 0676/419 0030 laiviolin75@gmail.com	Mader Daranee Thai,(E) 0699/1203 0024, 01/924 2627 daranee_mader@hotmail.com	Mildner Liselotte, Dkfm. D,E 0676/915 4004, 01/406 6745 lisa.mildner@chello.at
Kindl Patrizia D,E 0699/1924 7154 patrizia@wienfuehrung.at	Körner Maria-Theresia, Mag. D,E,R 0664/441 9941 mkoerner@chello.at	Laiminger Leo, Mag. D,E,(F,R) 0676/796 3015 leo.laiminger@gmx.net	Madl Cornelia D,E 0699/1133 0422 cornelia.madl@gmx.at www.wienfuehrungen.at	Minnich Uta D,F,(E) 0664/271 9565, 01/876 8854 uta.minnich@gmail.com
Kinoshita Kozue J 01/513 6259 kozue.kinoshita@aon.at	Krammer-Hirsch Friederike, MMag. D,E,F,(Sp) 0664/486 5787, 01/405 3968 Krammer.hirsch@gmx.at	Lang Bettina, Mag. D,E 0699/1941 9541 bettina.lang17@gmail.com www.bettinalang.at	Mager Veronika D,E 0664/920 0090 veronika.mager@aon.at	Mochar-Untertirfaller Verena D,E 0699/1247 0457 verenamochar@yahoo.de
Kleesadl Gabriela D,E,(F,Thai) 0676/933 1180, 02249/4988 kleesadl.gabriela@aon.at	Krapfenbauer-Horsky Bibiane-Stéphanie D,F 0664/224 0840 bibiane@krapfenbauer.eu www.guides4you.at	Larrede Matias F,Sp,(E) 0650/890 0907 m.larrede.guide@gmail.com	Maierhofer Susanne D,(I,R,U) 0664/201 7106 susanne.maierhoferguide@gmx.at www.viennaguide.co.at	Mölk Katharina D,I,(E) 0677/6172 7997 katharinamoelk@gmail.com
Klein Cristina-Estera, Mag. D,Sp,(E) 0660/676 7451 guide@cristina-estera.at www.cristina-estera.at	Krassnitzer Amela, Mag. Bo,D,(E,F,I,Kr,Sb) 0660/643 1007 amela.krassnitzer@vienna-guide.co.at	Laschitz Hans Stefan D 01/263 1161 h.laschitz@gmx.at	Mandl Bettina D,E 0664/312 7788 bettinamandl92@gmail.com www.my-vienna-guides.at	Montiel de Muhm Sonia D,Sp,(Port) 0669/1925 1712 sonia.muham@chello.at www.privatimtours.com
Kleisinger Birgitta D,Schw,(Dn,Nor) 0664/500 3245 birgitta.kleisinger@aon.at	Krauchenberg Arja, BA MAD,F,(E,I,Sp) 0650/700 4448 arjakrauchenberg@hotmail.com	Lee-Wolfsberger Jin-Hee D,Kor,(E) 0664/548 1822 jhlee.3970@gmail.com	Mandl Kathrin D,E 0660/177 5993 kathi.mandl@gmail.com	Montoya Lisa D,E 0676/770 6928 lisamariamontoya@gmail.com www.austriatoursandtravel.com
Klement Rita, Mag. D,E 0676/700 7309 office@vienna-city-guide.at www.vienna-city-guide.at	Kraus Friederike, MMag. D,E 0699/1326 9268 friederike.kraus@gmx.at www.wien-stadtfuehrung.info	Leisser Gerda D,E,(I) 0650/551 0698, 02282/80 117 gleisser@aon.at	Manson Lindsay Jane D,E 0681/8168 3723 linzimanson@gmail.com	Mougey Philipp D,F,(E,Tsch) 0664/355 6127 philipp.mougey@gmail.com
Klicpera Christine D,E 0699/1700 7088 ahnfrau@gmx.at	Krebs Lydia D,I 0650/223 0959 lydia.krebs@aon.at	Lenes Tamara D,Sp,(E) 0676/600 1154 tamara.lenes@gmail.com	Marterbauer Andrea D,I,(E,F) 0676/365 2872, 01/607 8399 marterbauer@aon.at	Mueller Alan, MBA D,E 0699/1407 6141 alan.mueller@chello.at
Klima Brigitte D,F,(E) 0676/500 1365 brigitte.v.klima@gmail.com	Kreiter Margit D,F,(E) 0676/592 5919 kreiter54@gmail.com	Lenz Alf-Peter D,(E,F,Port,Schw,Sp) 0676/382 9066 alfpeterlenz3@gmail.com	Martin Mara, Komm.Rat D,E,U 0664/308 3839 imara.martin@icloud.com	Müller Michael, Dr. D,E,(F) 0699/1308 6645 mueller.chirurg@chello.at
Koark Lisa-Maria, BA D,E 0699/1946 2499 lisa.koark@web.de	Krizeneky Suzanne, Mag. D,F,(E,I,Tsch) 0660/670 7097 sk@kulturama.net www.kulturama.net	Lenz Edeltraud D,Port,(E,F,Schw,Sp) 0676/384 9848 edeltraudaustriaguide@aon.at	Maschke-Goldmann Andrea, Mag. D,Sp,(E) 0664/110 6133 andrea@verviena.at	Münster Irmgard D,(E,F,I) 01/370 8404
Koch Susanne D,E,(F) 0676/403 0115 s.koch.guide@gmail.com www.ct-guideinvienna.com	Kronberger Angelika, Mag. D,E,(I) 0681/1047 4865 kronberger.vienna@gmail.com	Leydolt Nini, Mag. D,E,(F) 0699/8131 3024 maniwien@gmail.com	Massenbauer Sigrig, Mag. D,E 0664/160 9214, 01/317 8870 Sigrig.Massenbauer@Massenbauer.at	Mustapic jun. Maria, BA D,E,(Poln) 0699/1026 9215 mariamustapic@gmx.at
Koder Ana D,Sp,(E,Port) 0664/300 5375 contact@anakoder.com www.toursvienna.at	Krzympek Niespialowski Malgorzata, Mag. D,Poln 0676/529 1687, 01/526 0138 krzenies@gmx.at	Lindinger Brigitte, Mag. D,F 0664/275 6352, 01/317 7159 brigitte.lindinger@gmx.net	Mutschlechner Martin D,E 0699/1083 7334, 01/923 4248 martin.mutschlechner@chello.at	
Kohl Brigitte D,E 0699/1084 3187 brigitte.kohl@live.at	Kühbacher Norbert D,I,(E) 0699/1129 7995 norbert@vienna-artguide.at www.vienna-artguide.at	Lischka Helmut, Mag. D,E 0664/610 1070 helmut.lischka@outlook.com	Naderer Christl, Dkfm. D,E 0664/338 4196, 01/877 2425 christl.naderer@gmx.at	
Koller Judith D,Gr,(E) 0660/454 3103 brillaki1@live.at	Krzempek Niespialowski Malgorzata, Mag. D,Poln 0676/529 1687, 01/526 0138 krzenies@gmx.at	Litschel Birgit, Mag. D,Sp,(E,F) 0699/1084 3334 birgit.litschel@gmx.at www.guided-tours.wien	Nedoschill Rainer D,E 0676/958 0332 rainer.nedoschill@guide-vienna.com www.guide-vienna.com	
Köllner Walli, Ing. D,E 0664/542 4050, 01/405 2418 V.Koellner@a1.net	Kuhn Anita D,E 0677/6292 2966 anita@follow-me-to.at https://follow-me-to.at	Liu Wei, Mag. Ch,D,(E) 0676/756 8435 eanliuwei@yahoo.com	Neubacher Eleonore D,E,Sp 0664/281 9118, 01/369 6401 vienna-tours-leonora@aon.at	
Konecny Felicitas D,I,(E) 0699/1013 0425 felicitas.konecny@gmx.at	Kühbacher Norbert D,I,(E) 0699/1129 7995 norbert@vienna-artguide.at www.vienna-artguide.at	Lu Ben Ch,D 0699/1941 4900 benshanghai@yahoo.com	Novak Jascha D,E 0699/1262 0817 Jascha@nefas.at	
		Lukele Lucia D,E 0664/8862 0639 lucy.lukele@aon.at	Novik Natallia D,R,(Wru) 0664/837 7566 natallia.novik@gmail.com	
			Mayer Benjamin D,E,(F) 0676/692 2612 office@viennayourway.com www.viennayourway.at	
			Mayer-Sebestyén Piroska D,Sp,(E,U) 0676/516 2894 piroska.mayer@chello.at	

Oberhummer-Rambossek Silvia, Dr. D,F,(Sp) 0650/641 7392 silvia.oberhummer@hotmail.com	Pilz Iris, Mag. MA D,E,(F) 0664/7371 5006, 01/310 9078 iris.pilz@aon.at www.original-iris.com	Radžiuonaitė Daiva, Mag. D,Lit 0676/551 6842 daiva.radziunaite@gmail.com www.austriagidas.at	Roznovsky Gertrude D,E,(F) 0681/1064 6903 guide.gertie@gmx.at	Schmidt Gertraud D,E 0699/1063 2019 office@go-schmidt.at
Obermayer Romana D,E 0699/1136 7226, 01/914 9921 romana.obermayer@h-47.net	Pinon Anne-Laure D,F,(E) 0699/1812 9770 annelaurezeller@icloud.com	Rahbar-Schümmatschek M. Alexandra, Mag. MA D,E 0664/234 7913 MARS@triloca.at www.triloca.at	Rudich Pablo, MA D,Sp,(E,F,I,Port) 0650/254 4436, 01/264 4081 pablo.rudich@chello.at	Schmidt Klaus-Dieter, Dr. D,E 0676/951 9352, 01/479 5283 kd.schmidt@aon.at http://www.viennaguides.at
Ortner Renate D 0699/1219 2776 RenateOrtner@hotmail.com	Piperova Diana Bg,D,(R) 0650/531 1792 diana.piperova@gmx.net www.vienna-with-guide.com	Rajala Virve, Mag. D,Fn 0676/956 2638, 01/774 0353 virve.rajala@aon.at	Salnik Anna D,R 0699/1094 0829 anna.salnik@waytoaustria.at	Schmincke Annette, Ing. D,E 0664/382 3225 annette@zabl.at www.tourguide-vienna.at
Otto Michael D,E 0699/1033 4728 michaelotto@gmx.at	Pirker Alexander D,E,(F) 0650/967 6789 saschapirker@hotmail.com	Rathauscher Doris D,(F,I) 0699/1733 8040, 01/533 8040 doris.rathauscher@aon.at	Salzmann Gertraud D,E,(F,Sp) 0664/523 1460, 01/479 4681 salzmann@gmx.at	Schneider Alexandra D,E 0664/520 9189 sandi.schneider@gmx.net
Papatheophilou Theophilos D,Gr 0699/1013 7376, 01/602 2018 theophil@ccc.at www.theophilos.at	Ploder Eva-Maria D,E 0664/402 2631, 01/689 2316 eva.austriaguide@gmail.com	Reidl Patrizia D,E 0676/776 6276 patrizia.reidl@gmx.at	Santi-Pfann Walpurga, Dr. D,I 0699/1941 1103 walpurga.santi-pfann@chello.at	Schober Ewald D,E 0676/356 1723 ewald.schober@gmail.com
Papp Elke D,E,(F,Sp) 0664/177 3185 pappelke@yahoo.de	Polianskaja Oksana, Mag. D,R,(E) 0650/662 6180 office@friendsinvienna.com www.friendsinvienna.com	Reisinger Ottilie Ursula D,E,(Sp) 0699/1145 2801 ottilie.reisinger@gmx.at	Sarria-Ortiz Fernanda D,Sp,(Port) 0699/1301 2202, 01/941 2474 fernanda.austriaguide@chello.at	Scholz Stefan D,E 0650/623 9274 office@stefanscholz.at
Parak Josef D 0664/595 7813, 01/982 9105 josefparak@aon.at	Pongratz-Lippitt Marco, Dr. D,F,(E) 0680/111 9032 office@imperialguidevienna.at www.imperialguidevienna.at	Reiter Susanne, Ing. D,E 0664/7387 5305, 0677/ 6121 2605 sue.reiter@aon.at	Saudino Katharina, Mag. D,E,Tsch 0676/519 6069 k.saudino@aon.at	Schroder Elisabeth D,E,F,I,Sp 07672/21625 elisabeth.schroder@aon.at
Pasetti Marius, Mag. D,E 0664/154 1034, 01/164 7924 pasetti@gmx.at	Popescu Michael, Dipl.Ing. D,Rum 0664/545 0441 viena@pop.ms	Renney Madeleine D,E 0676/584 8759, 01/368 8520 renney@aon.at	Sawerthal Ingrid, Mag. D,E,I 0664/410 7387, 01/216 7267 ingrid.sawerthal@chello.at	Schroijen Cipar Helena Bo,D,Kr,Sb,(NI) 0664/176 4454 helena.schroijen@aon.at
Pavese Claude F 0699/1212 2004, 01/889 4070 claudepavese@aon.at	Popov Rossitza, Dipl.Ing. Dr. Bg,D,(R,Sk) 0676/527 7091 rossitza.popov@gmx.at	Rickermann de Bruszis Markus D,E,(NI) 0664/225 7458 bruszis@gmx.at www.mm-viennaguides.com	Schacherl Marina D,R,(E) 0699/1613 2030 schacherlmarina@gmail.com www.marina-tourguide.at	Schula Veronika, Mag. D,E 0664/316 6073 Veronika.Schula@gmx.at
Pavlovskaja-Jilch Julia D,R,(E) 0676/645 8787 j_pavlovskaja@yahoo.com	Possnitz Marlene, Mag. D,E,(Nor) 0664/304 2247 m.possnitz@gmail.com	Riedler Maria-Andrea, Dr. D,E 0664/171 8000, 02266/632 59 riedler.andrea@gmail.com www.stadtgefuehrt.at	Schäfer Sandra, Mag. D,E,(I) 0699/1166 5789 sandra.schaefer@kulturfuechsin.at www.kulturfuechsin.at	Schupp Markus D,E 0677/6274 8857 markus.schupp@posteo.de
Pérez de la Maza Francisco Javier D,Sp,(E) 0650/863 1823 tuguiaenviena@gmail.com	Postolovski Mirko D,Mz,(Bo,E,Kr,Sb) 0660/321 8801 contact@postolovski.at	Rieser Christa D,(E,I) 0664/202 8122, 01/969 1055 c.rieser@gmx.at	Schak Ingrid, Dr. D,E,I 0699/1010 1012 ingrid@schak.at	Schwammschneider Silvia D,(E,F,I,Port,Sp) 0650/223 0751 s.schwammschneider@aon.at
Pernul-Oswald Elisabeth, BA Mag. D,R,(I) 0699/1320 1121, 01/876 0347 oswald-ernul@aon.at	Prade Clara Ines D,Sp 0664/357 4098 clara@prade.guide	Rintelen Nancy Danae, Mag. D,F,I,(E,Tr) 0676/724 3609 nancy.rintelen@gmx.at	Schärf Dace D,E,Let,(R) 0699/1706 3593 dace@viennaprivateguide.com www.viennaprivateguide.com	Schwarz Karl D,E 0660/253 2521 office@firstguide.at www.firstguide.at
Peschek Martina, Mag. D,E 0699/1077 6461 peschekmartina@yahoo.com	Pranter Evelyne D,F,(E) 0676/432 3715 evelyne.pranter@gmx.at	Röder Gabriele, Mag. D,E,(I) 0699/1925 3024 g.roeder@chello.at	Scheiber Peter D,E,Sp 0660/446 6045, 02618/3225 peter.scheiber@wienguide.net http://www.wienguide.net	Schwarz Ursula D 0664/132 4206, 01/894 5363 schwarz.u@aon.at www.kulturguide-wien.at
Peters Mariken D,NI,(E) 0664/221 3727, 01/212 4815 mariken_peters@aon.at	Preda-Schimek Haiganus, Mag. Dr. D,Rum,(E,F) 0676/322 5417 haigma.schimek@yahoo.com	Romero-Portela Manuel, D,Sp,(I,Port) 0664/206 9360, 01/408 8295 manuel.romero@chello.at www.j-strauss.com	Scherabon Giselheid D,(E) 0699/8880 3571, 01/804 8377 giselheid.scherabon@gmx.at	Seibel Anna Maria, Mag. D,F,(E) 0676/377 9649, 02239/3565 anna.seibel@gmx.at
Peyrl Klaus, Ing. D,E,Sp,(Port,R) 0676/534 9256, 01/512 1215 klaus.peyrl@chello.at	Przybyłowicz Urszula Jadwiga, Mag. D,Poln 0676/638 5134 urszula.przybylowicz@chello.at	Rosenberger Tanja D,E 0664/820 1981 TaRo@tanjarosenberger.at www.tanjarosenberger.at	Scherhak Elisabeth, Dr. D,F,(E,I) 0664/260 7502 e.scherhak@gmx.at	Seidl Hilde D,(E,F) 0676/672 1587, 01/581 7865 hiseidl@dreier.at
Peyrl Marie Carmen D,Sp,E,Port,(F) 0664/301 7035, 01/512 1215 carmen.peyrl@chello.at	Pürkher A. Claudia D,E 0676/750 7711 claudia.puerkher@aon.at	Rosmann Ayako D,J 0650/582 3964 ayako.rosmann@gmail.com	Schertler Doris D,F 0699/1923 6309 doris.schertler@chello.at	Shin Veronika Kyochun, Dr. D,Kor,(E) 0664/226 8704 veronikashin@hotmail.com www.koreanguide.at
Pfiftner Thomas D,E 0664/848 2937 thomas.pfiftner@bmf.gv.at	Raab Birgit D,E 0664/226 3301 raab.birgit@gmx.net	Rossi Alexander D,E 0664/7366 0329 alross@aon.at	Scheucher Gabriele D,E 0650/728 5388 gabriele.scheucher@outlook.at	Shu Yin-Jsua (Angela) Ch,(E) 0664/502 0015 angela_shuy@yahoo.com
Pichler Annelie, Mag. D,E,(F) 0699/1086 2347 pichler@realfab.net www.realfab.net	Raab Galina D,R 0699/1135 8675, 01/786 4328 raab.g@aon.at www.galinaguide.com	Roth Brigitte, Dr. D,E,F,(I,Port,Sp) 0664/400 9960 b.roth@viennaguide.info www.viennaguide.info	Schleimer Andrea D,E 0676/490 7690 andrea.schleimer@chello.at	Shu Yin-Jsua (Angela) Ch,(E) 0664/502 0015 angela_shuy@yahoo.com
Pickman Maria D,R,(Hb,I) 0676/511 2060 office@wien-tour.at	Radunsky Andrea, Dipl.Ökon. D,U,(E) 0699/1041 1732 andrea.radunsky@gmx.at	Roth Brigitt, Dr. D,E,F,(I,Port,Sp) 0664/400 9960 b.roth@viennaguide.info www.viennaguide.info	Schlesinger Gabriela, Mag. D,E 0660/486 8342 g.schlesinger@chello.at www.yourviennaguide.net	Siegl-Kastner Elizabeth D,E,(F) 0676/357 3812 esiegl@dreier.at
Piffel Renate D,E,(F) 0699/1909 0842, 01/533 8111 piffel.renate@aon.at		Rottensteiner Doris D,F,(E,I,Sp) 0676/351 6583 DorisRottensteiner@gmx.at	Schmahel-Plasenzotti Martina, Mag. D,E,(I) 0664/241 4150 austriaguide.tina@schmahel.at www.austriaguide-tina.at	Slameczka Gerlinde D,E 0664/526 1476, 01/913 7132

Snehota Hildegard D,Nl,(E)
0699/1029 5076, 01/810 5152
hildegard.snehota@chello.at

Sonntag Renate D,F,(E,R)
0664/216 0404
renate.sonntag@hotmail.com

Spari Shi Ch,D
0664/187 1975
shispari@hotmail.com

Spatzierer Gisela D,E
0664/911 6822, 02682/65006
office@burgenland-entdecken.at
www.burgenland-entdecken.at

Specht-Godai Barbara, Mag. D,F
0699/1983 3073
info@stadtfuehrung.wien
https://www.stadtfuehrung.wien

Stabel Christine, Mag. D
0699/1920 9481
office@stabel.at

Stallforth Elisabeth D,E
0699/1906 1008
stallforth@t-online.de

Stanek Sejja D,Fn,(Dn,Nor,Schw)
0676/504 9295, 01/370 3228
sejja.stanek@aon.at

Stangl Astrid D,E,Schw
0664/212 2267
astrid-stangl@gmx.at

Stefan Franz D,E
0650/461 2111
franzstefan1@gmail.com

Stehrer Christian D,I,(E)
0650/761 4538
christian_stehrer@yahoo.com

Steiner Elisabeth D,E
0699/1011 1020
elisabeth.steiner@vienna-guide.com

Steiner Irene, MMag. D,E,I
0676/330 9611
irene.steiner13@gmail.com

Steinmüller Ewald D,E,(Tr)
0699/1039 7310
ewald.steinmueller@gmail.com

Stickler Margarete D,E
02236/46 117
margarete.stickler@kabsi.at

Stiehler-Chiose Sanda, Mag. D,F,Rum
0680/950 5717, 02243/28 880
sanda.stiehler@aon.at

Stockinger Margit, Mag. D,E
0680/244 5591
office@meinguide.at
www.meinguide.at

Stojevic Ana Bo,D,E,Kr,Sb,(I)
0676/620 3914
anastojevic@gmail.com

Stolba Alexandra D,E,(I,F)
0676/918 1966
info@wien-sightseeing.at
www.wien-sightseeing.at

Stollhof Alexander, Dr. D,E
0664/557 0916
alexander.stollhof@chello.at

Strassberg Valerie D,F,Sp,(E,I)
0699/1958 4496
valerie@strassberg.at
www.strassberg.at

Strobl Julia, MA D,E
0676/934 0939
jmstrobl@hotmail.com

Svastics Oksan D,Tr,(E)
0664/544 7747
oksan.svastics@gmail.com

Synoracki Barbara, Mag. D,Poln
0650/849 1263
barbara.synoracki@chello.at
www.mojwieden.pl

Szechenyi Fedora, Mag. D,E,F
0699/1033 0025
fedora80@hotmail.com

Szegő Johann, Komm.Rat D,E,U
0664/417 1077
szeguide@wien-entdecken.at
www.wien-entdecken.at

Szwedek Kazimiera-Katharina D,Poln,(E,R)
0699/1943 7864, 01/943 7864
szwedek@chello.at

Tadros Samia D,(E,F,I,Nor,Schw)
0699/1025 4016
officeviennainfo@hotmail.com

Talis Alexander, BA D,R,(E,Hb)
0676/505 9769
alexvienna1@gmail.com

Tassi-Fuchshuber Katharina, Mag. D,I,(E)
0650/818 0380
katharina@tassi.at

Tavcar Newa D,I
0676/415 9017
newatav@yahoo.com

Teich Marieta Bg,D,(E,I)
0676/778 1130
marieta@see-vienna.com
www.see-vienna.com

Timmermann Brigitte, Dr. D,F,E
01/774 8901
brigitte@viennawalks.com

Tiwawong Thanakon, MA D,E,(F,Sk,Thai,Tsch)
0660/658 9638
tiwawongt@gmail.com
www.thaiwienna.com

Tomandl Maria, BA D,E
0660/954 8781
office@mariatourslive.com

Topsever Anna D,E,(Ni,Sp)
0660/408 7800
annatopsever@gmail.com

Traunfellner Anton, DI D,E,(I,Sp)
0676/570 9169
antontraunfellner@yahoo.co.uk

Traubnig-Hwang Sally D,Ch,(E)
0676/373 0839, 02236/328 828
sallytraubnig@gmail.com

Traxler Adele D,I
01/440 2847

Tretter Martha, Mag. D,Port,(E)
0699/1214 2379
office@artemezzo.com
www.artemezzo.com

Triebnig-Löffler Christine, Dr. D,I,(E)
0664/283 5755
c.triebning-loeffler@aon.at
www.guides4you.at

Trimmel Patrizia D,E
0664/183 1170
pat@mt-computer.at

Trost Katharina, Mag. D,E
0676/750 5154
kathitrost@hotmail.com
www.guides4you.at

Turanicz Rotraud, Mag. D,E,Sp
0699/1944 7052, 01/990 0316
turaniczguide@gmx.at

Turmalin Stephan, MA D,E
0664/573 7360
office@tour-malin.com
www.tour-malin.com

Unger-Stiasny Monika D,E
01/713 1189

Unrath Dieter N., Mag. D,E
0676/514 2120
dieter_unrath@yahoo.de

van der Veen Hein D,E,(NI)
0660/709 5256
heinvanderveen4@gmail.com

Vana Helmut Hans D,(E,F,I,Sp)
0664/103 5232, 01/320 5051
helmut.vana@chello.at

Vejar-Sandler Karin D,I,(E)
0699/1068 1622, 01/913 1954
kavesa@chello.at

Verdianu Floderer Ulrike D,Schw,(E,F,R)
0660/703 3063, 02955/71468
verdianu@hotmail.com

Vit Magdalena, Mag. D,E
0676/692 1664
magdalena.vit@wachauf.info
www.wachauf.info

von Spreckelsen-Berger Regine D,F
0699/1148 6537
regine.berger1@gmail.com

Vukic Vasiljev Tamara, Dipl.Ing. D,Kr,Bo,Sb,(E)
0676/413 3331, tamara@vukic.at
www.veni-vidi-wien.at

Wagner Maria D,E,(I,Rum)
0664/324 5240, 02245/3175
maria.wagner@optimum.co.at

Wagner Ursula D,E,(Sp)
0664/548 3833
ursulawagner@hotmail.com

Waldeck-Gazarian Susanne, Dr. D,E,(F)
0680/118 4806
susanne_waldeck@yahoo.com

Wanek-Szilyagyi Elisabeth D,E
0664/408 5418
ews@austriatouristguide.at
www.austriatouristguide.at

Wang Yiping Ch,D,(E)
0676/603 8160
yiping.wang@gmx.at

Warrings Rainer D,E,(F,I,NI)
0699/1405 1732
rainer.warrings@chello.at

Wei Ling-An Ch,D,(E,F)
0664/871 9292
office@vie-guide.com

Weihls Michael D,E
0650/337 8786
tour@michaels-vienna.com

Weinberg Michael D,Tsch,(E,F,Hb,I,R,Sk)
0699/1818 2134
m.weinberg@chello.at
www.guidevienna.eu

Weiß Eleonore D,E
0664/143 4798
elenaweisz@gmx.net

Weiss Olga D,R
0676/938 2401, 02169/8364
olga.weiss@kabsi.at

Werner Verena D,E
0699/1132 0136
verena.werner@austrian-guide.eu
www.austrian-guide.eu

Wiesmüller Ulrike D,E,F,I
0676/760 6786
ulrikewiesmueller@hotmail.com

Wolkik Svetlana D,R
0664/454 3311
office@austria-tourguide.at
www.austria-tourguide.at

Wressnig Felicitas D,E,Sp,(F)
0664/212 8014
guide-felicitas@a1.net
www.viennawalks.at

Würzelberger Michael D,E,(F)
0676/661 7950
michaelsrootsinvienna@chello.at

Yao Shyi-En Ch,D,(E)
0699/1120 9497
shyien11@gmail.com

Yarikova Ekaterina R
0676/728 8888
office@katya-guide.at

Yurkevich Larisa D,R
0650/410 7134
larisa.yurkevich@chello.at

Yu-Rodax Li-Yi (Linda) D,Ch
0699/1920 1287, 01/920 1287
li-yi.yu@chello.at

Zakova Lucia D,Dn,(E,Sk,Tsch)
0676/671 5001
guideiwien@gmail.com

Zednik Maria, Mag. D,E,Sp,(F)
0699/1179 6718
touristguideaustria@gmail.com

Zeiler Lisa, Mag. D,E
0699/1203 7550
lisa.zeiler@gmx.at

Zhang-Bazant Zhao Hui (Julia) Ch,D,(E)
0676/772 6929
julia.bazant@gmx.at

Zika Susanne D
0699/1117 7721
susanne.zika@aon.at

Zillinger Karl, Mag. D,E,(F,I,Sp)
0699/1922 5103, 01/402 5372
office@zillinger4vienna.at
www.zillinger4vienna.at

Zimmermann Doris D,E,(F)
0676/709 2950
zimmermann_guide@gmx.at

Zlabinger-Mameda Yumi D,I
0664/7365 6482, 01/282 8598
mameda@aon.at

Zwedorn Franz D,E
0664/325 6532
franz@zwedi-tours.at
www.zwedi-tours.at



Buchen Sie Ihren Fremdenführer ganz komfortabel:

01/786 24 00

www.viennaguideservice.at

Redaktion



Christa Bauer

Chefredakteurin

Seit 2002 als begeisterte Fremdenführerin tätig, darüber hinaus in der Fremdenführer- und Fremdenführer-Weiterbildung. Zahlreiche erfolgreiche Publikationen. Seit 2008 im Vorstand des Vereins der geprüften Wiener Fremdenführer. Chefredakteurin des Magazins Kulturgeschichten. WIEN



Mag. Carles Batlle i Enrich

Stellvertretender Chefredakteur

Geboren 1963 in Barcelona, seit 1983 in Österreich. Studium der romanischen Philologie. Sprachlehrer für Katalanisch und Spanisch in der Erwachsenenbildung an mehreren Instituten. Lektor an der Universität Wien seit 1992. Fremdenführer seit 2001.

Lektorat



Julia Strobl, MA

Geboren 1965 in Wien, Schule für Industriedesign in Brasilien, Architektur-Studium an der TU Wien, Studium der Archäologie und Kunstgeschichte seit 2008.



Patrizia Kindl

Studium Germanistik und Kunstgeschichte an der Uni Wien; Deutschpädagogin und Bildungsberaterin an einer amerikanischen Schule; seit vielen Jahren Mitarbeiterin von Schloss Schönbrunn; geprüfte Fremdenführerin seit 2004.



© Reza Sarkari

Mag. Katharina Trost

Geborene Wienerin, seit über 15 Jahren Fremdenführerin. In einer amüsanten Kombination aus Geschichte und G'schichtln zeigt die studierte Historikerin Gästen ihre Geburtsstadt. Besonders gerne geht sie mit Kindern auf Entdeckungsreise.



Mag. Gabriele Röder

Geboren in Wien, Studium der Kunstgeschichte und Archäologie, Ausbildung zur Restauratorin für Glas und Keramik. Die Beschäftigung im Belvedere und im Leopold Museum, die jahrelange Leitung von Studienreisen und nun seit Kurzem die Tätigkeit als Fremdenführerin führen immer wieder zum »Schwerpunkt Kunstgeschichte«.



Regina Engelmann

Wohnhaft in Klosterneuburg, seit 1999 als Fremdenführerin tätig. Beweggründe, Fremdenführerin zu sein, sind die Freude an der Begegnung mit Menschen und die Möglichkeit, die Schönheiten von Wien mit aktuellen und historischen Bezügen zu vermitteln. Seit 2007 im Vorstand des Vereins der geprüften Wiener Fremdenführer.



Mag. Lisa Zeiler

Studium der Anglistik und der Kunstgeschichte in Wien und Toronto. Seit 2001 als Fremdenführerin in Wien tätig. Österreichs Vertreterin in der European Federation of Tourist Guide Associations (www.feg-touristguides.org).



Carl Theodor von Piloty und Franz Adam, Kaiserin Elisabeth von Österreich als Braut zu Possenhofen 1853, erzielter Preis € 1.540.000

BERATUNG UND ÜBERNAHME ZUR AUKTION

Entdecken Sie Kunst, Antiquitäten
und Juwelen in einem der größten
Auktionshäuser der Welt

Palais Dorotheum, Wien
+43-1-515 60-570

www.dorotheum.com